die Viertelsdrehung, durch welche man aus ersterer Stellung in letztere geräth, nicht mit, sondern er bleibt unverändert. Je vollendeter ein Bild in solchen Fällen im Uebrigen ist, desto schärfer wird sich auch der Widerspruch zwischen der natürlichen und der faktischen Stellung der Glorie geltend machen. Natürlich suchen sich die Künstler nun bald auf diese, bald auf jene Weise zu helfen. Sie geben wohl Köpfe in der Vorderansicht, bei welchen, der Haltung des Körpers entsprechend, das Profil besser oder vielmehr allein am Platze gewesen wäre. Oder man giebt bei einer größern Zahl heiliger Personen nur den in der Vorderansicht dargestellten den Heiligenschein und läßt die übrigen leer ausgehn. So hat es z. B. Duccio di Buoninsegna auf seinem Abendmahlsbilde im Dom von Siena gehalten. Wieder in andern Fällen hat man den Widerspruch einfach, und ohne eine Lösung auch nur zu versuchen, bestehen lassen. Dieser tritt dann allerdings in sonst stark realistisch gehaltenen Bildern, wie z. B. in den biblischen Holzschnitten des Vergilius Solis, ziemlich grell an den Tag: ist da ein Apostel von vorn abgebildet, so scheint der Nimbus an seinem Hinterkopfe befestigt; tritt hingegen jener im Profil auf, so glaubt man, der Nimbus sitze auf einer der beiden Seiten seines Kopfes. Aehnliche Widersprüche bemerken wir bei den Heiligen, deren Martyrium in der Enthauptung bestand. Es giebt Darstellungen des Hauptes Johannes des Täufers auf der Schüssel, es ist das Haupt eines Todten, aber noch von Licht umgeben; umgekehrt haben wohl Felix und Regula, die Schutzheiligen von Zürich, ihre Nimben über dem kopflosen Rumpf.

Allmählich nun beginnt man gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, und zwar zuerst in Italien, die Nimben perspektivisch zu bilden, d. h. sie der jeweiligen Stellung ihrer Träger anzupassen*); der Paduaner Mantegna und Pietro Perugino scheinen auf diesem Gebiete vornehmlich bahnbrechend gewirkt zu haben. Einen Schritt weiter gehen dann Fra Bartolommeo, Andrea del Sarto, Rafael u. A., indem sie den Nimbus auf einen ganz schmalen leuchtenden Reif reduziren, oder Lionardo und Michelangelo, die ihn in ihren besten Werken ganz weglassen.

Aehnliche Uebergänge begegnen uns auch in der deutschen Kunst des fünfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts. Während sich z. B. Michael Wolgemuth, Martin Schongauer und Bartholomäus Zeitblom die goldnen Teller nicht gerne nehmen lassen, zieht schon Dürer die Strahlenbüschel den Tellern vor, wendet aber auch erstere in seinen

*) Vereinzelte perspektivische Nimben finden sich allerdings schon früher, namentlich bei Giotto, sie bilden aber nicht die Regel, sondern sind bloße Ausnahmen.

zahlreichen Passionsbildern nur in besonders ruhigen und feierlichen Momenten an, z. B. beim Abendmahl, beim Ecce Homo, beim jüngsten Gericht, ferner da, wo Christus sterbend oder todt am Kreuze hängt, oder wo er in mehr symbolischer Weise sitzend als Mann der Schmerzen dargestellt ist. In den heftig bewegten Szenen hingegen, bei der Gefangennehmung, in den Verhören, den verschiedenen Mißhandlungen also überall da, wo der Erlöser von unruhigen, häßlichen und leidenschaftlich erregten Kriegsknechten oder Juden umgeben ist und von ihnen gepeinigt wird, fehlt die Glorie beinahe immer. Der jüngere Hans Holbein liebt den Nimbus vollends nicht und wendet ihn nur in seinen frühsten Gemälden in seinem vollen Umfang an. Auf seinem jüngern Abendmahlsbild im Basler Museum erscheint der bloße Goldreif, welchen der Künstler vielleicht in Italien kennen gelernt hatte, und zwar nur bei Christus, und in den beiden Passionen, der gemalten und der getuschten, fehlt auch dieser.

Mit dem schmalen Goldreife war man an der äußersten Grenze angelangt, jenseits welcher es keinen Nimbus mehr gab; es fragte sich jetzt, wie sich künftige Vertreter der kirchlichen Kunst zu letzterm verhalten würden. Im Allgemeinen wird man nun sagen müssen, daß die Kunst fortan dieser Auszeichnung des Heiligen gegenüber eklektisch verfuhr; man brachte ihn theils an, theils ließ man ihn weg, je nachdem persönlicher Geschmack, koloristische Rücksichten, kirchliche Strömungen, vielleicht auch die Wünsche der Besteller von Gemälden ihn wünschenswerth machten oder nicht. Jedenfalls wurde er fortan auf die wirklichen Heiligen der Kirche eingeschränkt, und die Gerechten des alten Testamentes erhielten ihn nicht mehr. Ferner fehlen jetzt gewöhnlich die eigentlichen Tellernimben, und man begnügt sich mit den weniger umfangreichen Strahlenbündeln. In der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts, also in der Zeit der Gegenreformation, gewinnt die Anwendung der Nimben wieder einigermaßen, namentlich in quantitativer Hinsicht; im Ganzen aber kehrt doch die Anwendung derselben in der Ausdehnung, welche sie im Mittelalter gehabt hatte, nicht wieder. Erst den sogenannten Nazarenern, d. h. denjenigen Malern des neunzehnten Jahrhunderts, welche mit Absicht auf den künstlerischen Stil des Mittelalters zurückgingen, war es vorbehalten, den Tellernimbus mit allen Unzulänglichkeiten der mangelhaften Perspektive gelegentlich wieder anzuwenden. —

Von weit geringerer Verbreitung, wenigstens in zeitlicher Beziehung, ist die sogenannte Mandorla, eine mandelförmige, folglich ovale, oben und unten jedoch meist etwas zugespitzte Einfassung von

glänzender Farbe, welche jedoch in der Regel auf den thronenden oder richtenden Christus eingeschränkt bleibt; in zeitlicher Hinsicht gehört sie in den meisten Fällen der Kunst des byzantinischen und des romanischen Stils an. Bekannte Beispiele gewähren das Diptychon des Tutilo in St. Gallen oder das Wandgemälde in S. Georg zu Oberzell auf der Insel Reichenau, welches das jüngste Gericht darstellt; ersteres stammt aus dem Anfang des zehnten Jahrhunderts, letzteres aus dem elften. Außer Christus erscheinen etwa noch Gottvater und Maria in der Mandorla, ersterer z. B. in der Kirche von S. Savin in Poitou, wo er in einem Wandbilde des zwölften Jahrhunderts zwischen zwei posaunenden Engeln dem knieenden Mose die Gesetzestafeln überreicht, letztere neben Christus thronend in der Darstellung des jüngsten Gerichts im Campo Santo von Pisa.

Ein ferneres Mittel zur Bezeichnung des Heiligen, welches ebenfalls meist nur Gottvater, Christus und Maria zukommt, besteht darin, daß die heilige Figur ihre Umgebung in Bezug auf Körpergröße bald mehr, bald weniger überragt. Es ist möglich, daß einzelne Stellen der heiligen Schrift, welche von der Größe Gottes, wenn auch in bildlichem Sinne, handeln (vgl. 1. Könige 8, 27) und den Himmel seinen Stuhl, die Erde aber seiner Füße Schemel nennen (Jesaia 66, 1; Matth. 5, 34 und 35, Apost. Gesch. 7, 49), dieser Darstellungsweise zu Grunde liegen. Daneben mag jedoch auch die Phantasie in einer gewissermaßen kindlich naiven Weise in dem Heiligen das Erhabene gesehn und dasselbe in Folge dessen in der angegebenen Weise über seine Umgebung emporgehoben haben. Letztere Annahme wird namentlich auch durch den Umstand unterstützt, daß sich die nämliche, so äußerliche Art der Bevorzugung auch in den Kunstwerken anderer Zeiten und Völker, nicht etwa nur bei Barbaren sondern gelegentlich auch in den Reliefbildern des spätern römischen Alterthums findet.

Am reichsten hat sich diese stilistische Eigenthümlichkeit in den Mosaikbildern italienischer Kirchen entfaltet, welche dem Ende der altchristlichen Kunst oder der des früheren Mittelalters angehören, also in S. Paolo fuori le Mura, S. Maria in Domnica und S. Maria Maggiore in Rom, in verschiedenen Kirchen von Ravenna, in S. Marco zu Venedig u. s. w.; ebenso spielt sie in Mosaiken und Miniaturen byzantinischen Ursprungs eine bedeutende Rolle.

Häufig befinden sich nun mehrere Personen, welche durch die Verschiedenheit ihrer Größe auffallen, zwar auf der nämlichen Fläche oder als Schmuck des nämlichen Portals angebracht, sind aber doch durch deutliche Grenzlinien, Einfassungen, vorspringende Säulen, Bögen u. dgl.

scharf von einander getrennt. Diese Grenzen erleichtern dem Beschauer die Möglichkeit, bei jeder neuen Figur oder bei jeder neuen Gruppe von Figuren gleichsam einen neuen Maßstab anzulegen; das Unnatürliche solcher Bilder wirkt in solchen Fällen ausschließlich, wenn man das Ganze überblickt. Hierher gehört z. B. der reiche Schmuck der St. Gallenpforte des Basler Münsters von den fast lebensgroßen Standbildern der vier Evangelisten bis herab zu den kleinen Scenen, welche die Auferstehung der Todten zum jüngsten Gericht oder die sechs Werke der Barmherzigkeit darstellen. Hierher gehört ferner das riesenhafte Mosaikbild des Weltrichters über der Tribuna des florentiner Baptisteriums, um welches sich die übrigen Figuren in bescheidener Kleinheit gruppiren. Umgekehrt wirkt der zu den Füßen der thronenden Madonna in der Altarnische von S. Maria in Domnica zu Rom knieende, das Christkind an Größe kaum übertreffende Pabst Paschalis beinahe komisch.

Am natürlichsten erscheint die übernatürliche Größe selbstverständlich bei Gottvater, insofern sie eine seiner Allmacht entsprechende Form darstellt. Auch an Christus läßt sie sich psychologisch erklären, freilich nur da, wo er im Glanze des Himmels thronend oder zum Gerichte kommend dargestellt ist, nicht aber da, wo er unter den Menschen lehrend, heilend oder leidend auftritt. Wo letzteres, wie z. B. in den Zeichnungen des Codex Egberti der Trierer Stadtbibliothek, dennoch der Fall ist, überragt er seine Umgebung zwar regelmäßig, aber so unbedeutend, daß ein flüchtiger Beschauer es beinahe übersieht. Daß Maria bei solcher Auffassungsweise an Holdseligkeit nicht gewinnt, liegt auf der Hand; sie findet sich daher in solcher Weise weder bei Rafael noch bei Correggio sondern ebenfalls in feierlich repräsentirenden Andachtsbildern ältern Stils, wo sie aber gar nicht selten gleich den männlichen Figuren jener Zeit einen mehr oder weniger mürrischen Eindruck macht. Marienbilder späterer Jahrhunderte, welche uns die Mutter Gottes im Verhältniß zu ihrer Umgebung ebenfalls riesengroß zeigen, sind die Darstellungen der sogenannten Mater misericordiae; Maria birgt auf denselben zahlreiche Menschen unter ihrem Mantel, ihre Größe ist folglich durch die Situation geboten. Ganz überflüssig ist die übernatürliche Größe natürlich bei den übrigen Figuren der Bibel und der Legende, soweit sie nicht etwa durch die literarischen Quellen wie bei Goliath oder bei S. Christoph vorgeschrieben ist; der in dem Erzportal des Augsburger Doms mit dem Eselskinnbacken hantierende Simson, welcher sich unter den Philistern ungefähr wie Gulliwer unter den Liliputern ausnimmt, ist eine mindestens sehr seltsame Figur. In lebhaft

bewegten Scenen, welche an sich schon einen gewissen Realismus erfordern, wird sich überhaupt diese Auffassungsweise immer sonderbar ausnehmen.

Auch mehrfache Abstufungen der Größe finden sich zuweilen auf alten Kirchenbildern, wobei man offenbar die verschiedenen Abstufungen der Heiligkeit oder Seligkeit darstellen wollte. So ist in S. Georg in Oberzell auf der Insel Reichenau Maria zur Rechten des richtenden Christus kleiner als dieser, daneben aber größer als die tiefer sitzenden Apostel. In dem Bogenfeld über einzelnen Kirchenportalen richtet sich die Größe der angebrachten Figuren wohl auch nach dem vorhandenen Raum, d. h. nach der Entfernung der einzelnen Figuren von der Mitte des Bildes; natürlich suchte man aber diese soviel als möglich mit der Stellung, welche sie unter den Heiligen einnahmen, in Uebereinstimmung zu bringen. Ueber dem Südportale von S. Martin in Kolmar z. B. thront Christus in der Mitte, es folgen zunächst zwei Engel mit den Marterwerkzeugen, dann zwei mit Posaunen, zuletzt endlich Selige und Verdammte. —

Christus selbst sowie seine nächsten Angehörigen, Maria, Joseph, Johannes der Täufer, die Apostel, gehen auf den Bildern in der Regel barfuß. Es handelte sich hierbei schwerlich bloß darum, ihre Armuth möglichst deutlich hervorzuheben, vielmehr liegt diesem Verfahren ganz entschieden ein Ausspruch oder vielmehr ein Gebot Christi zu Grunde. „Traget keine Beutel noch Tasche noch Schuhe“, heißt es bei dem Evangelisten Lukas (10, 4; vgl. Matth. 10, 10). Bei einem solchen Auftrage lag der Rückschluß auf den Auftraggeber selber sehr nahe; Erzählungen wie die von der Fußwaschung oder die von der Sünderin im Hause des Pharisäers Simon kamen bestätigend dazu und zeigten, daß das Barfußgehen zur Zeit Jesu in Palästina allgemeine Sitte war. Natürlich kommt dann diese Auffassungsweise gelegentlich auch bei andern, zum Theil viel spätern Heiligen vor, zunächst bei solchen, deren Martyrium eine Entkleidung voraussetzte, ferner bei Ordensheiligen des Mittelalters, welchen das Barfußgehen durch ihre Ordensregel vorgeschrieben war, also namentlich bei den Heiligen des Franziskaner- oder Barfüßerordens.

Auffallend ist es, daß die nordischen Künstler des spätern Mittelalters die Füße der Madonna und anderer heiligen Frauen gewöhnlich unter ihren Kleidern zu verbergen suchen, während die Italiener sie in der Regel zeigen. Einen Verlust haben wir hierbei keineswegs zu beklagen; denn die Darstellung des nackten menschlichen Fußes gehört mit wenigen Ausnahmen nicht gerade zu den starken

Seiten der deutschen Kunst des Mittelalters. Uebrigens scheint diese Sitte doch erst im fünfzehnten Jahrhundert herrschend geworden zu sein, also zu einer Zeit, in welcher die übliche Fußbekleidung jedenfalls der Form des Fußes so ungünstig als möglich war. Aeltere Bilder, z. B. die der ehemaligen Abtei Brauweiler unweit Köln oder die der Kirche von Schwarzrheindorf bei Bonn, geben der Maria entweder Schuhe, oder sie haben auch den nackten Fuß. Regelmäßig ist übrigens Maria auch später beim Gang über das Gebirge zu Elisabeth beschuht, bisweilen auch als ältere Frau am Fuße des Kreuzes.

Auf italienischen Bildern, z. B. auf Lionardo's Abendmahl; tragen die heiligen Personen wohl auch Sandalen.

Endlich erinnern wir noch an die sogenannten Attribute der Heiligen, d. h. an Gegenstände, welche sie tragen oder in ihrer Umgebung haben, und welche zu ihrem Leben und namentlich häufig zu ihrem Tod in irgend einem bestimmten Verhältnisse stehn. Diese Gegenstände sind zur Charakteristik gerade so nothwendig wie etwa in der Kunst des Alterthums der Schlangenstab für Merkur, Pfeil und Bogen für Amor oder der Pfau für Juno. Wo ganze Scenen aus dem Leben und Leiden einer biblischen Figur oder eines Legendenheiligen dargestellt sind, kommen die Attribute natürlich ebenfalls vor, jedoch meistens so, daß sie direkt in die Handlung verflochten sind: Katharina erscheint auf dem Rade, dem Apostel Bartholomäus wird mit einem Messer die Haut abgezogen, Magdalena salbt die Füße des Herrn u. s. w. Wo hingegen der einzelne Heilige allein, etwa als Standbild, abgebildet ist, würde derselbe in den meisten Fällen ohne das bezeichnende Attribut kaum kenntlich sein. Oder wer dürfte sich wohl anheischig machen, sämmtliche Apostel in einer Gesammtdarstellung, mit Ausnahme etwa von Petrus, Johannes oder Judas Ischarioth, zu bestimmen, wenn nicht die Attribute seinem Verständnisse zu Hilfe kämen? Darum hat z. B. Peter Vischer an den Standbildern des Sebaldusgrabes dem Andreas das schräge Kreuz, dem Paulus das Schwert und dem Thomas die Lanze gegeben; ja auf Michelangelos jüngstem Gericht in der sixtinischen Kapelle trägt Bartholomäus in der Rechten das Messer und dazu noch in der Linken seine abgezogene Haut! Petrus freilich, für welchen die Kunst schon frühe einen bestimmten Typus, alternden Kopf mit starkgewölbter Stirn und Stirnlocke nebst Vollbart, gefunden hatte, trägt gewöhnlich den Schlüssel und nicht das Kreuz, Johannes Kelch und Schlange, der ältere Jakobus Pilgertracht und Stab. Ebenso sind die vier großen lateinischen Kirchenväter Gregor, Hieronymus, Ambrosius und Augustin an ihrer Tracht als Pabst, Kardinal, Erzbischof und

Bischof kenntlich, Hieronymus überdies häufig an dem zu seinen Füßen liegenden Löwen. Die vier Evangelisten erscheinen meist mit ihren Zeichen, dem Adler, Löwen, Ochsen und Engel. Gewisse Attribute sind endlich nicht sowohl für bestimmte Individuen als für ganze Klassen von Heiligen charakteristisch, für die Propheten des alten Bundes z. B. Schriftrollen, für die Apostel Bücher, für die Märtyrer Palmzweige und Kronen.

II.

Selbstverständlich sind die goldenen Nimben, das lichte mandelförmige Oval, die übermenschliche Größe gewisser Figuren, die mangelnde Beschuhung und die goldenen Hintergründe nicht die einzigen, ja unter Umständen nicht einmal die hauptsächlichsten Mittel zur Bezeichnung des Heiligen. Auf dem Abendmahle des Lionardo da Vinci trägt kein einziger unter den Tischgenossen den Nimbus, Christus ist nicht größer als die übrigen, er ist von keiner Mandorla umgeben, die räumliche Umgebung besteht aus einem Saal mit Ausblick auf eine gebirgige Landschaft und nicht aus einem bloßen Goldgrund; es ist also keines jener äußern Mittel, welche die Kunst zur Bezeichnung des Heiligen besitzt, vorhanden. Wer aber dürfte es wagen, den hier versammelten Gestalten, vor allem der des Erlösers, den Ausdruck der Heiligen abzusprechen? Alle Welt ist vielmehr einig in der Ansicht, daß gerade hier der erhabenste Christuskopf zu finden ist, welchen die Kunst überhaupt kennt. Es muß folglich neben den früher erwähnten, mehr oder weniger äußerlichen Mitteln zur Bezeichnung des Heiligen noch andere geben; die Kunst muß, je mehr sie sich von ihren Anfängen entfernt, und je näher sie ihren letzten und höchsten Zielen kommt, desto entschiedener auf jene verzichten und ihre Ziele durch Vergeistigung zumal des Gesichtsausdruckes zu erreichen suchen. Es ist klar, daß die Schwierigkeit der Aufgabe unter solchen Verhältnissen wächst; daneben nimmt aber auch die wahre Bedeutung ihrer Schöpfungen, nimmt ferner ihre Anerkennung bei Mitwelt und Nachwelt zu.

Nun besitzt aber die Kunst zur Darstellung des Göttlichen kein besseres Mittel als die menschliche Gestalt; bloße Symbole würden, ausschließlich oder auch nur vorherrschend angewandt, bald ermüden, da sie keines weitern geistigen Ausdruckes fähig sind; sie haben übrigens auch in der altchristlichen Zeit keineswegs jene ausschließliche Geltung gehabt, welche man ihnen früher wohl zuschrieb. Wenn nun das Menschliche als Ausdruck des Göttlichen im Dienste der Kunst angewendet wird, so kann letzteres selbstverständlich nur durch das vollkommen

Menschliche, d. h. durch das Schöne, das Ehrwürdige, das Unschuldige und Reine würdig dargestellt werden, oder mit andern Worten: das wahre Abbild des Göttlichen ist das der gesteigerten, höchsten menschlichen Vollkommenheit, selbstverständlich der geistigen, nicht bloß der körperlichen. Das Gegentheil der Schönheit, die Häßlichkeit ist in der Darstellung des Heiligen geradezu verwerflich und kann höchstens als Mittel des Kontrastes zur Darstellung böser Menschen, z. B. der Schergen beim bethlehemitischen Kindermord, bei Passionsbildern und Martyrien, immerhin mit Maß, angewendet werden. Allerdings war in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung nach Jesaja 53, 2 die Meinung verbreitet, Christus selber sei häßlich gewesen, und sie ist sogar von mehreren Kirchenvätern verfochten worden. Zum Glück ist jedoch diese Ansicht in das Gebiet der Kunst, wenigstens grundsätzlich, nicht eingedrungen. Wo wir daher in älterer oder in neuerer Zeit wirklich häßlichen Bildern des Gekreuzigten begegnen, mögen es nun öde Machwerke byzantinischen Ursprungs, oder mögen es unbeholfene Versuche späterer Jahrhunderte sein, überall liegt die Ursache der Häßlichkeit nicht in der theoretischen Ueberzeugung, nicht im Wollen, sondern im mangelhaften Können der betreffenden Künstler. Häßlich dürfen auch die Greise und die alten Frauen der heiligen Geschichte nicht sein; Elisabeth und Anna, die Mutter der Maria, erscheinen überall älter als letztere, aber häßliche alte Weiber sind sie in eigentlichen Kunstwerken nicht. Und was giebt es vollends herrlicheres und ehrwürdigeres als die Greisengestalten der kirchlichen Kunst, der Simeon des Fra Bartolommeo, die Apostel Petrus, Andreas und Simon auf Lionardo's Abendmahl, Dürers Hieronymus u. a. m.? Hier wird man die Züge von Stumpfsinn und Abgelebtheit vergebens suchen, welche man gelegentlich bei unheiligen Figuren der biblischen Geschichte, z. B. bei den Pharisäern findet, welche bei Kranach die Ehebrecherin vor Christus anklagen.

Nun ist es ja eine allgemein bekannte Thatsache, daß die Vollkommenheit des menschlichen Körpers uns nirgends in so vollendeter Gestalt entgegentritt als in den plastischen Kunstwerken des Alterthums; keine Frage also, daß der Einfluß dieser Werke, wie er in Italien seit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts sich geltend machte, auch der Darstellung des Heiligen förderlich werden mußte. Denn „nur die mißverstandene Religion kann uns von dem Schönen entfernen, und es ist ein Beweis für die wahre, für die richtig verstandene wahre Religion, wenn sie uns überall auf das Schöne zurückführt", schrieb Lessing schon im Jahre 1769. Aber ebenso wahr ist es, daß die kirch-

liche Kunst, die Darstellung des Heiligen, ihre höchsten Triumphe nicht auf dem Gebiete der Plastik, sondern auf dem der Malerei gefeiert hat. Denn die höchste Aufgabe der Plastik ist der vollkommene, harmonisch gestaltete menschliche Leib ohne irgend ein Uebergewicht des Kopfes, des Angesichts und des Blicks; diese Aufgabe hat die Kunst der Hellenen in der denkbar vollendetsten Weise gelöst. Andererseits sind Andacht, übersinnliche Liebe, heiliger Schmerz, Entsagung, Buße die hauptsächlichsten Motive der christlichen Kunst; alle diese Motive werden sich in den Gesichtern auszusprechen haben, und sie können es auch über verhältnißmäßig unvollkommenem Körper. Es kann keine Frage sein, daß die Malerei im Ausdrucke solcher Seelenstimmungen der Plastik ewig überlegen sein wird. Der überwiegend physische Schmerz eines Laokoon findet seinen Ausdruck gleichmäßig in allen Gliedern des Körpers; umgekehrt spricht sich das rein seelische Leiden einer Maria oder eines Johannes bei der Kreuzigung, Kreuzabnahme oder Grablegung doch überwiegend in den Zügen des Angesichts aus. Deshalb hat die Plastik und haben sogar die Gemälde vorzugsweise plastisch angelegter Künstler, z. B. eines Mantegna, eines Michelangelo, nicht das höchste im Gebiete der kirchlichen Kunst geleistet. Bei Christus wirken allerdings beide Elemente, leiblicher Schmerz und Seelenleiden, zusammen; wie bedeutend aber das letztere neben ersterm wirkt oder wirken soll, zeigen uns namentlich diejenigen Bilder, welche bloß das dornengekrönte Haupt des Erlösers enthalten und auf die Darstellung der übrigen Körpertheile von vornherein verzichten.

Der traditionelle Typus des Christuskopfes, wie wir ihn bei Lionardo da Vinci, bei Rafael, bei Dürer u. A. finden, geht seinem Wesen nach bis in das fünfte Jahrhundert unserer Zeitrechnung zurück; seine hauptsächlichsten Merkmale sind ein ovales, etwas in's Längliche gezogenes Angesicht mit leise angedeuteter Neigung zu Schwermuth, in der Mitte gescheiteltes Haar, welches in langen Locken über den Nacken fällt, kurzer, dünner, in der Mitte häufig gespaltener Bart. Klassisch im Sinne des Alterthums ist dieser Typus freilich nicht; in dieser Beziehung würde der ältere sogenannte Mosaiktypus mit den großen, schönen Augen, dem jugendlichen bartlosen Antlitz, dem prächtig gewölbten Kopf und dem tröstlichen Ausdrucke nie alternder Jugend und Macht wohl den Vorzug verdienen. Wenn aber die moderne Kunst irgendeinmal das Recht hatte, die Bahn der Klassicität zu verlassen und ihre eigenen Wege zu gehn, so war dieses gerade hier der Fall.

Was Maria betrifft, so darf beim englischen Gruß oder beim Anblick des neugeborenen Kindes der Ausdruck der Demuth, wie ihn der

sogenannte Lobgesang so schön ausspricht, nicht hinter dem der Freude zurücktreten. Im Allgemeinen sollte sie auch eine gewisse Schlichtheit nicht entbehren und ja nicht, wie es bei Rubens gelegentlich vorkommt, den Eindruck einer salonfähigen Dame machen. Ganz oder halbgesenkter Blick steht ihr demnach wohl an; die kölnischen Maler aus der Schule Meister Wilhelms haben diesen Ausdruck besonders gut getroffen. Was die Darstellung der Maria als Himmelskönigin betrifft, so sprechen die Evangelien allerdings nirgends von königlicher Pracht, sie zeigen uns die heilige Familie im Gegentheil durchweg in der tiefsten Niedrigkeit. Man nennt in Folge dessen das Bild der Himmelskönigin mit Vorliebe katholisch; dabei vergißt man aber das zwölfte Kapitel der Apokalypse: „Und es erschien ein großes Zeichen im Himmel: ein Weib mit der Sonne bekleidet, und der Mond unter ihren Füßen, und auf ihrem Haupt eine Krone von zwölf Sternen". Ohne Zweifel hat die Beziehung des apokalyptischen Weibes auf Maria die königliche Auffassung der letztern hervorgerufen, der Abglanz des Himmels hat die irdische Maria gleichsam verklärend in eine höhere Sphäre erhoben. Uebrigens liegt gerade in den besten Bildern der Maria als Himmelskönigin, z. B. bei Hans Holbein dem Jüngern oder in den Conceptionsbildern Murillos, in den Zügen der Madonna immer noch so viel schlichte Unschuld, daß man kaum in Versuchung kommen wird, von vornehmer Kälte oder kalter Schönheit derselben zu reden.

Was Gottvater betrifft, so ist bekanntlich die Wünschbarkeit seiner Darstellung im Bilde von jeher ein Gegenstand der Kontroverse gewesen. Theologen der verschiedensten Jahrhunderte, der verschiedensten Kirchen und kirchlichen Richtungen haben dieselbe im Hinblick auf Exodus 20, 4 in allen Tonarten bestritten*); allein die Kunst hat sich dieselbe schließlich doch nicht, oder wenigstens nur vorübergehend nehmen lassen. In den ältesten Kunstwerken, in byzantinischen sowohl als in abendländischen, erscheint allerdings statt einer wirklichen, menschlich geformten Figur bloß eine aus den Wolken des Himmels gestreckte Hand, meist segnend aufgefaßt, zuweilen wohl auch, wie an der Erzthüre des Doms von Hildesheim, drohend gegen Kain, den Mörder seines Bruders, gewandt. Allein etwa seit dem zwölften Jahrhundert wagen es die Künstler immer häufiger, Gott in menschlicher Gestalt abzubilden, nachdem einzelne schon früher sich von der sonst herrschenden symbolischen Bezeichnung durch die bloße Hand losgesagt hatten. Gewöhnlich erhält er nun in den Jahrhunderten des romanischen Stils die bereits übliche Gestalt

*) Ueber bildliche Darstellung der Gottheit. Ein Versuch von C. Grüneisen. Stuttgart 1828.

der zweiten Person der Gottheit mit dem Kreuznimbus, aber ohne die Insignien seiner Herrscherwürde, so z. B. in dem schon früher erwähnten Bilde der Gesetzgebung in der Kirche von S. Savin. Allmählich aber sah man sich genöthigt, den Vater und den Sohn genauer voneinander zu unterscheiden, wenn man sie etwa in Bildern der Trinität oder der Krönung der Jungfrau nebeneinander anzubringen genöthigt war. Eigentlich hätte der Ausdruck höhern Alters und größerer Majestät hiezu vollständig genügt. Da indessen die Kunst seit dem vierzehnten Jahrhundert immer mehr dem Realismus anheimfiel, so glaubte man, auch noch die Abzeichen der göttlichen Herrscherwürde in den Bildern anbringen zu müssen; man gab ihm also die päbstliche oder kaiserliche Krone, Herrschermantel, Szepter und Reichsapfel, bedachte aber nicht, daß dadurch ein viel zu irdischer Eindruck hervorgebracht wurde. So kam es denn, daß gerade in der deutschen Kunst, wo diese Auffassungsweise bei Dürer, Hans Baldung Grün u. A. ihren Höhepunkt erreicht hatte, in Folge der Reformation eine Wendung zum entgegengesetzten Extrem eintrat. Zu der alten Darstellungsweise durch die bloße Hand kam es nun allerdings nicht wieder, wohl aber zu andern, in künstlerischer Beziehung noch weniger befriedigenden Ausdrucksmitteln. Tobias Stimmer z. B. hat in seinen biblischen Holzschnitten vom Jahre 1576 bei der Schöpfung Evas, wo die Figur des Schöpfers eigentlich unentbehrlich war, ihn nur durch leise angedeutete, in einem lichten Nebel, über welchem Kinderengel schweben, verschwimmende Umrisse anzudeuten gewagt. Und Matthäus Merian hat vollends in den Schöpfungsbildern den Schöpfer selbst nur durch die am Himmel angebrachten hebräischen Buchstaben des Namens Jehovah bezeichnet.

Im Gegensatze hiezu haben nun die Italiener, zumal Michelangelo und Rafael, in ihren Darstellungen Jehovahs sich möglichst an das antike Jupiterideal gehalten; sie haben ferner alles Auffallende und Moderne in Ausstattung und Kostümirung vermieden und so den würdigsten Typus für Gottvater gewonnen. Wer sich auch mit diesem nicht befreunden kann, der mag getrost zur Wolkenhand oder zu den hebräischen Buchstaben zurückkehren; jedenfalls aber wird er wohl daran thun, auf die Darstellung von Schöpfungsbildern, selbst in Bibelillustrationen, zu verzichten.

Die Kunst hat ferner die Verpflichtung, auch in denjenigen Fällen, wo sie unheilige oder wenigstens weltliche Figuren in engen Beziehungen oder in ihrer nächsten Umgebung zu den heiligen anbringen muß, Maß zu halten. Judas Ischarioth z. B. mag am Abendmahlstische wohl Schuldbewußtsein, vielleicht auch finstern dämonischen Trotz in seinen Zügen

zur Schau tragen; eine Karrikatur darf er unter keinen Umständen sein; rothes Kopfhaar und rother Bart sowie das den Juden des Mittelalters vorgeschriebene gelbe Kleid dürfen jedenfalls nicht den Schwerpunkt der Charakteristik bilden. Holbein hat in seinem jüngern Abendmahlsbilde im Basler Museum die Grenze des Erlaubten schon überschritten, während auf seinem Vorbilde, dem Abendmahl des Lionardo da Vinci, jede Berührung des Gebietes der Karrikatur, jede auffallende oder einseitige Betonung des semitischen Elementes, glücklich vermieden ist. Aber auch in der Darstellung der Juden, der Pharisäer, der römischen Soldaten in den Passionsbildern, der Henkersknechte in Martyrien überhaupt wird man vorsichtig zu Werke gehn müssen, so nahe es auch an und für sich liegt, das sittlich Böse in der Kunst durch das Häßliche auszudrücken. Um den Leibrock Christi würfelnde Kriegsknechte, welche sich gleichzeitig raufen und schlagen, bethlehemitische Mörder, welche ihr Handwerk unter wüsten Grimassen verrichten, Wächter am Grabe des Auferstandenen, denen man deutlich ansieht, daß sie ihren Rausch noch nicht ganz ausgeschlafen haben, sind höchst bedenkliche Elemente der kirchlichen Kunst, auch wenn sie im Uebrigen mit Christus, Johannes, den heiligen Frauen oder den bethlehemitischen Müttern in sehr wirksamer Weise kontrastiren. Leider sind die größten deutschen Künstler des fünfzehnten Jahrhunderts, ein Schongauer, Dürer, namentlich aber der ältere Hans Holbein in dieser Beziehung oft sehr weit gegangen, anderer, persönlich zum Theil gar nicht bekannter Zeichner für den Holzschnitt gar nicht zu gedenken. Umgekehrt aber zeichnen sich die gleichzeitigen oder nur wenig jüngern Italiener in der Regel durch weises Maßhalten auch in dieser Beziehung aus.

Es ist auch schon längst bekannt, daß ein der bildenden Kunst ursprünglich fremdes Element, nämlich das gleichzeitige Mysterium oder geistliche Spiel jene mehr oder weniger burlesken Züge in die Werke der Kunst gebracht hat. Das geistliche Schauspiel war nämlich in hohem Grade auf die Lachlust der Menge berechnet und sah sich in Folge dessen genöthigt, die biblischen Erzählungen mit zahlreichen Zuthaten auszuschmücken, welche ihr Dasein der poetischen Erfindungsgabe des jeweiligen Dichters verdankten. Aus den Weihnachtsspielen stammen höchst wahrscheinlich der Krückstock und die Laterne, welche Joseph so häufig auf Bildern trägt, ebenso der Brei, welchen er kocht, oder die Flasche, welcher er zugethan ist: die Laterne des Malchus aber sowie die vielen Ungezogenheiten, welchen sich Christus in den verschiedenen Passionsscenen unterziehen muß, sind, soweit ihnen nicht

Bibelstellen zu Grunde liegen, aus den Passionsspielen herübergenommen worden*).

Harmonie der Gesammtstimmung ist überhaupt in solchen Bildern unerläßlich. Darstellungen aus der Geschichte der Passion setzen doch gewiß von Hause aus sehr verschiedenartige Elemente voraus. Dennoch hat Rafael dieselben in seiner Kreuztragung zu einem in hohem Grade harmonischen Gesammtbilde vereinigt. Wie wenig erinnert aber z. B. in Paolo Veronese's Hochzeit von Kana der in der Mitte des Bildes stehende stattliche Herr mit dem Becher in der ausgestreckten Linken an einen Tischgenossen Christi; man möchte viel lieber an einen Gast denken, der einen Toast auf das Hochzeitspaar ausbringt. Freilich liegt der Fehler weniger hier als an der durch den Stoff geforderten Anwesenheit des Erlösers, der nun einmal in diese vornehme, aber durchaus weltliche Gesellschaft nicht recht passen will; wäre dieser nicht da, so wäre gegen das Gemälde sonst nichts einzuwenden. Oder man denke an Kranachs Bild in der alten Pinakothek zu München, welches Christus und die Ehebrecherin darstellt. Eine hübsche junge Frau, welche offenbar an ihrer Schuld nicht gerade schwer trägt, daneben ein Paar alte Pharisäer, von welchen namentlich der zuäußerst links stehende, mit dem Augenglas bewaffnete viel eher an einen der Liebhaber der Susanna als an einen Eiferer für die Heiligkeit der Ehe erinnert, während der rechts neben ihm stehende trotz seiner kriegerischen Tracht so abgelebt und vom Alter heruntergebracht aussieht, als ob er seine Steine kaum mehr zu tragen, geschweige denn zu werfen vermöchte; auf der äußersten Rechten endlich Christus, in der herkömmlichen Weise aufgefaßt. Das Ganze ist mit unverkennbarer Tendenz gemalt; der Maler wollte zwei alte Herren, einen geistlichen und einen weltlichen, als angebliche Vertreter der Moral und zugleich als heimliche Verehrer weiblicher Reize darstellen.

Wenn wir ferner beim Gastmahle des reichen Mannes oder bei dem der Herodias reichgeschmückte Herren und Damen, Dienerschaft, Musikanten u. dgl. sehn, so wird sich unser Gefühl schwerlich verletzt fühlen. Bedenklicher wirkt das Uebermaß solcher Nebenfiguren schon bei der Hochzeit von Kana; sehen wir aber vollends auf Abendmahlsbildern Bettler, Hunde, Katzen, Dienerschaft und Zuschauer in allen Trachten und Farben, so erscheint uns das wohl mit Recht als Profanation des Heiligen. Es ist bekannt, was für Verdrießlichkeiten sich

*) Vgl. des Verfassers Abhandlung „Geistliches Schauspiel und kirchliche Kunst" in Bd. 1 der „Vierteljahrsschrift für Kultur und Litteratur der Renaissance". (S. 162 ff. 356 ff. 490 ff.)

der große Paolo Veronese wegen solcher Zugaben von Seite der venezianischen Inquisition zuzog, als er in das Gastmahl des Levi „Narren, betrunkene Deutsche, Zwerge und andere Albernheiten" malte*). Und so ganz Unrecht hat die Inquisition gerade in diesem Falle nicht gehabt, so antipathisch uns auch Name und Amt dieses Gerichtshofes sonst klingen mögen. Lionardo da Vinci hat auch in dieser Beziehung das unerreichte Ideal einer würdigen Abendmahlsdarstellung geschaffen, ohne doch den Gegenstand ausschließlich sakramental zu behandeln, und ohne den Begriff der Mahlzeit aufzugeben.

III.

Aehnliche, ja noch größere Verschiedenheiten in der Auffassung des Heiligen werden uns begegnen, wenn wir statt der einzelnen Gegenstände ganze Perioden der Kunst oder ganze Nationen in's Auge fassen. Wir werden da sehen, daß das Heilige durchaus nicht von allen Jahrhunderten auf dieselbe Weise empfunden und zur Anschauung gebracht worden ist.

Die altchristliche Kunst entnimmt ihre Figuren in ihrer ganzen äußern Erscheinung, in Tracht und Stoff, in der Anordnung der Haare wie im Faltenwurfe der Gewänder, sowohl in den Reliefbildern ihrer Sarkophage als in den Wandmalereien der Katakomben, der gleichzeitigen weltlichen römischen Kunst. Allmählich gewinnt, wie auch sonst in der spätern Kaiserzeit, das orientalische Element immer mehr an Einfluß; der Stoff spricht ein gewichtiges Wort mit, während der schöne Faltenwurf schwindet. Speziell in der byzantinischen Kunst dringt das reiche Zeremoniell des kaiserlichen Hofes von Konstantinopel in die Bilder ein; der Thron Christi mit seiner ganzen Ausstattung, die Haltung des Thronenden, die Engel mit ihren langen Stäben, die Vorhänge und Säulen des Hintergrundes, Alles scheint dem Hofe von Byzanz nachgebildet. Selbst die purpurrothen Schuhe oder Sandalen, das Vorrecht des Kaisers, erscheinen jetzt an den Füßen der Himmelskönigin oder der Engel, auch wohl an denen irdischer und zugleich biblischer Könige, bei David z. B. und bei Salomo. Die heiligen drei Könige erinnern mit ihrer sklavischen Hast, mit den verhüllten Händen an byzantinische Tributträger, welche dem Throne ihres Kaisers nahen**). Uns fällt es schwer, bei dieser Auffassungsweise den heiligen

*) Vgl. Gazette des Beaux-Arts, 1867, S. 378 ff. Jahrbuch f. Kunstwissenschaft, I, S. 82 ff.

**) Springer. Bilder aus der neuern Kunstgeschichte; 2. Auflage. Bd. 1, S 87.

Vorgang noch zu erkennen, der uns in abendländischen Bildern so sympathisch entgegentritt.

Häufig finden wir in biblischen Bildern der altchristlichen Zeit symbolische Figuren, welche uns noch an die im Heidenthum übliche Auffassung der Natur erinnern. In dem Mosaikbilde der Kirche S. Giovanni in Fonte zu Ravenna erscheint z. B. der Jordan als Flußgott personifizirt; in den Miniaturen byzantinischer Handschriften begegnen wir Personificationen des rothen Meeres, des Gebirges von Bethlehem, der Stadt Gibeon, letzterer in Gestalt einer Frau mit Mauerkrone und Scepter, ferner zahlreichen Allegorien, der Stärke, der Milde, der Melodie u. s. w. Aber auch in S. Georg zu Oberzell ist der Sturm auf dem See Genezareth nicht etwa durch einen drohenden Gewitterhimmel über wild aufrauschenden Fluthen sondern in rein anthropomorphischer Weise durch gehörnte Luftdämonen angedeutet. In der späteren byzantinischen Kunst verschwinden nun allerdings die symbolischen und allegorischen Figuren gleichzeitig mit den übrigen Nachklängen der antiken Formenwelt. Dafür werden, vom neunten Jahrhundert an, Mönchsthum und Aszese zum Ideal erhoben; die heiligen Figuren athmen feierlichen, ja düstern Ernst, gepaart mit einem auffallend in die Länge gezogenen, durch Starrheit des Blickes auffallenden Gesicht. Selbst bei Maria und bei den Engeln ist der Ausdruck ein mürrischer, der Ausdruck der Holdseligkeit ist bis auf die letzte Spur aus ihren Zügen verschwunden. Immerhin ist der Eindruck der Heiligkeit bei solchen Bildern noch ein ganz respektabler, wenn wir dasjenige damit vergleichen, was nordische Bewohner Europa's, zumal die Kelten, unbeirrt durch Einflüsse der Antike, auf diesem Gebiete hervorgebracht haben.

Es handelt sich hier um die Miniaturen der irischen Mönche, wie sie sich in zahlreichen alten Handschriften aus der zweiten Hälfte des ersten Jahrtausends unserer Zeitrechnung in den verschiedensten Bibliotheken erhalten haben. Die figürliche Darstellung erscheint hier vollständig vom Ornament und von der kalligraphischen Tendenz beherrscht. Jedes Verständniß für Proportion fehlt; Hände und Füße sind von der äußersten Schmalheit, die Augen glotzend, Haare, Bart und Gewandung aber lösen sich in lauter seltsame geometrische Verschlingungen und Spirallinien auf. Das gegenseitige Verhältniß der Figuren unter sich ist ein durchaus kindisches, wenn die Maler zur Abwechslung einmal ganze Begebenheiten darstellen; die Farben endlich nehmen auf die Wirklichkeit zuweilen auch nicht die leiseste Rücksicht; neben den

ganz weißen Gesichtern, Händen und Füßen kommen gelegentlich purpurrothe und grüne Haare vor*).

Die kontinentalen Kunstwerke aus der Zeit der Karolinger, meist Miniaturen und Elfenbeinreliefs, stehen der Antike zwar entschieden näher als die Malereien der Irländer. Ihre Technik ist jedoch noch eine sehr mangelhafte; die Köpfe sind in der Regel zu groß, die Augen haben etwas Starres, die Hände sind ebenfalls zu groß im Gegensatze zu den kleinen Händen und noch kleineren Füßen der Byzantiner; auch das gegenseitige Verhältniß der einzelnen Körpertheile, z. B. des Oberleibes zum Unterleib, läßt zu wünschen übrig. Von einem erhebenden Eindrucke der heiligen Figuren kann unter solchen Umständen kaum die Rede sein.

Das spätere Mittelalter wagt sich nun allerdings, sowohl auf dem Gebiete der Plastik als auf dem der Malerei, wieder an größere monumentale Aufgaben. Die Mauerflächen des romanischen Stils fordern die Kunst des Malers geradezu heraus; andrerseits werden zuerst die Thürflügel mit in Erz gegossenen bildlichen Darstellungen geschmückt, und später erscheinen steinerne Bildwerke über und neben den Portalen, an Kanzeln, Grabsteinen wie auch in kleinerem Format an den Kapitellen der Säulen und Pfeiler. Aber der auf den romanischen Baustil folgende gothische war leider nicht dazu angethan, der Malerei und der Plastik Vorschub zu leisten. Der erstern entzog er ihre hauptsächlichste Lebensbedingung, die Fläche, auf welcher sie sich ausbreiten konnte, so daß sie sich nach und nach in die Kirchenfenster zurückziehn und in diesen als Glasmalerei fortleben mußte; die Plastik aber beherrscht er dadurch, daß er sie räumlich außerordentlich eng umgrenzt, sie in den meisten Fällen nur als Einzelfigur, von seinen Baldachinen bedeckt oder von seinen Nischen und Tabernakeln umgeben, duldet; wo sich etwa im Tympanon eines Portals eine größere Zahl von Figuren zu ganzen Gruppen und Scenen vereinigt, bewirkt der knapp zugemessene Raum in Verbindung mit dem Bestreben, möglichst Vieles zur Darstellung zu bringen, eine Ueberfüllung, welche die Wirkung der einzelnen Figuren nur beeinträchtigen kann. Nur in Italien, wo sich der gothische Baustil nie bis zu seinen letzten Konsequenzen entwickelt hat, konnte sich im Gegensatze zum Norden eine monumentale Malerei höhern Stils entwickeln, als deren Hauptvertreter die Florentiner Giotto und Orcagna und die Sienesen Duccio, Martini sowie die beiden Lorenzetti, Pietro und Ambrogio, erscheinen. Ebenfalls in Toskana gelang

*) Westwood. Palaeographia sacra pictoria. Tab. XII, XIII.

es auch den Bildhauern, und zwar zuerst den Pisanern, die phantastische Rohheit des romanischen Stiles zu überwinden, ohne doch in jene Abhängigkeit von der Architektur zu gerathen, welche der Plastik des Nordens die Entfaltung zu lebendiger Wahrheit der Form unmöglich machte.

Daß die große Mehrzahl der vom elften bis zum Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts entstandenen plastischen und malerischen Kunstwerke hinsichtlich des dargestellten Gegenstandes dem hier behandelten Gebiet angehören, versteht sich beinahe von selbst. Wenn wir aber oben das von rein menschlichem Standpunkte betrachtete Vollkommene und Schöne als einzige, des Heiligen würdige Form des Ausdrucks bezeichnet haben, so leuchtet es jetzt auch von selbst ein, daß die Kunst des Mittelalters, wie sie sich, zumal außerhalb Italiens, entfaltete, nur ausnahmsweise die der Würde des Heiligen entsprechende Form finden und herstellen konnte. Und wo Letzteres wirklich geschah, sind es der Mehrzahl nach nicht Werke der Malerei, sondern der Plastik, in welchen eine relative Vollkommenheit erreicht wird. Es sind in erster Linie Werke des dreizehnten Jahrhunderts, welche aus der Masse des Mittelmäßigen und Unvollkommenen hervorleuchten; die französischen stehen mit dem gothischen Baustil, die deutschen hingegen noch mit dem spätromanischen im Zusammenhang. Unter jenen erreichen verschiedene Bildwerke der Kathedrale von Rheims, vor allen die edle Gestalt des segnenden Christus am Portal des nördlichen Querschiffs, vielleicht das beste Bild des Erlösers im ganzen Mittelalter, die höchste Stufe der Vollendung; unter den deutschen stehen die Skulpturen der sogenannten goldenen Pforte des Doms von Freiberg an der Spitze. Man mag es wohl etwas überschwänglich finden, wenn ein moderner französischer Kunstkenner den Dom von Rheims das Parthenon des Mittelalters genannt hat; indeß hat er doch in seinen plastischen Kunstwerken die höchste künstlerische Vollendung erreicht, welche dem Mittelalter überhaupt möglich war, und insofern stellt er für die mittelalterliche Plastik das nämliche dar, was das Parthenon für die antike. Die Lieblichkeit der Engel, der Ernst der Apostel, die Seligkeit der Verklärten, vor allem aber die mit feierlicher Würde gepaarte Milde des Erlösers sind nirgend höher aufgefaßt und vollendeter dargestellt worden. Schon die zweite Blütheperiode der mittelalterlichen Plastik, die der spätgothischen Zeit, hat den reinen Idealismus der frühern nicht mehr erreicht, wenn sie schon in der Ausbildung des Individuellen jene in manchen ihrer Schöpfungen übertroffen hat.

Später, erst am Ende des eigentlichen Mittelalters, hat sich die

Malerei zu einer ähnlichen Stufe der Vollendung erhoben; es knüpft sich dieser Vorgang an den Namen und die Schule des Meisters Wilhelm in Köln. Ganz hat sie freilich die Formvollendung der Bildhauer des dreizehnten Jahrhunderts nicht erreicht; wohl ist es ein zarter Heiligentypus, der uns hier in den ovalen Gesichtern mit den nur halb geöffneten Augen und dem milden, frommen Ausdruck entgegentritt; aber den Körpern fehlt es sichtlich an Kraft, ja man möchte beinahe glauben, sie hätten keine Muskeln, keine Fähigkeit sich zu bewegen.

Meister Wilhelm war gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunders thätig. Aber nur wenige Jahrzehnte später geht die Kunst ganz andere Wege, als die seinigen gewesen waren. In Köln selbst, wo sein nächster, bedeutendster Nachfolger, Meister Stephan Locher, an der Spitze einer neuen Schule steht, zeigt dessen glänzendste Schöpfung, das Dombild, ganz andere Typen. Die ovalen Gesichter sind rund geworden, die Nasen, zumal die der Frauen, sind häufig stumpf, die Augen blicken kecker in die Welt, die Körper sind fester, gedrungener. Aus Flandern war mit der Technik der Oelmalerei ein neues künstlerisches Princip in die kirchliche Malerei eingedrungen: Naturwahrheit, zum Theil mit rücksichtslosem Realismus verbunden. Das fünfzehnte Jahrhundert betont das Natürliche, und gar nicht immer zum Vortheile des Heiligen; alle seine Gestalten, die heiligsten nicht ausgenommen, erhalten scharf individuelle, oft geradezu porträtartige Züge, sind wohl gar nicht selten Wiedergaben von Originalen, welche zu den persönlichen Bekannten der betreffenden Künstler gehörten. Und gekleidet werden sie in die seltsam übertriebenen Trachten jener Zeit, mit Ausnahme natürlich der allerheiligsten Figuren des Erlösers, der Madonna und der Apostel. Jetzt erscheinen die Weisen aus Morgenland als Könige mit Kronen, mit reichem, oft halborientalischem Schmuck und dem stattlichen Gefolge von Dienerschaft, Rossen und Kameelen, der jüngste sogar als Mohrenkönig. Magdalena tritt wohl als kokette Modedame auf, Joseph von Arimathia als ehrbarer Rathsherr, und die Volksmenge unterscheidet sich vollends nicht mehr von dem Gassenvolk einer damaligen Stadt. Im Palazzo Riccardi zu Florenz, in der ehemaligen Hauskapelle der Medici, tragen auf dem Wandbilde des Benozzo Gozzoli nicht weniger als drei Figuren im Gefolge der heiligen drei Könige die Züge von Gliedern der mediceischen Familie; noch bekannter sind die vornehmen Florentinerinnen Ghirlandajos, welche in S. Maria Novella die heilige Anna im Wochenbette besuchen. Auch die Plastik hatte natürlich ihren Antheil an dieser realistischen Auf-

fassung des Heiligen; er tritt wohl am deutlichsten in den jetzt mit breiter Ausführlichkeit behandelten Reliefdarstellungen des jüngsten Gerichts, dem beliebtesten Schmuck der Kirchenportale, zu Tage. Da treten an die Stelle der nackten Seligen und Verdammten Figuren jeder Art und jedes Standes, durch Tracht und Attribute auf's deutlichste charakterisirt. Der Pabst erscheint mit der dreifachen Krone, der Bischof mit Inful und Stab, der Mönch in seiner Ordenstracht; andrerseits treten die verschiedenen Stände der Laienwelt in ähnlicher Weise auf, von den gekrönten Kaisern und Königen bis zum einfachen, an seinem Geräthe kenntlichen Handwerker; daneben Luzifer und seine Handlanger, mit allen Requisiten des damaligen Teufelsglaubens ausgestattet.

So war der Idealismus des Mittelalters im fünfzehnten Jahrhundert durch sein direktes Gegentheil verdrängt worden. Aus diesen beiden Extremen nun, aus ihrer gegenseitigen Durchdringung und schließlichen Klärung, wozu dann noch der läuternde Einfluß der Antike kam, konnte sich gegen Ende des Jahrhunderts ein neues Gesetz des Schönen entwickeln, welches die Mängel der frühern Stile abstreifte und die Kunst zu einer höhern, noch nicht dagewesenen Stufe der Vollendung erhob. Rafael hat vor allen Andern ein wirkliches Gleichgewicht hergestellt; er hat die Individuen der bisherigen Kirchenmalerei zu Typen umgeformt und so für die Darstellung des Heiligen die richtigste Grundlage geschaffen. Man mag von seinen unmittelbaren Vorgängern innerhalb und außerhalb der florentinischen Kunst so hoch denken, wie man will: die einen sind wie z. B. Ghirlandajo nicht ganz aus dem Realismus herausgekommen, die andern, z. B. Perugino und Francia, leiden an einer gewissen Beschränkung auf das Inbrünstige und Schwärmerische. Entscheidend aber ist hauptsächlich, daß sie zur Antike noch kein so bestimmtes, fruchtbringendes Verhältniß haben. Erst Rafael hat, gewiß mit vollem Bewußtsein an die Stelle des spezifisch Italienischen und Florentinischen den Stil der Antike gesetzt und so etwas Neues geschaffen, welches die Zufälligkeiten des Räumlichen und des Zeitlichen beseitigte. Er wäre auf diesem Wege zum Stil der altchristlichen Zeit zurückgekehrt, wenn die Kunst unterdessen nicht gelernt hätte, statt des bloßen Symbols das wirkliche Leben in dem bunten Wechsel seiner Erscheinungen zu erfassen und selbst die schwierigsten Aufgaben glücklich zu lösen. Für die Formenwelt der Antike aber läßt sich ein größerer Triumph gar nicht denken; in völlig neue Verhältnisse verpflanzt und auf ihr völlig fremde Stoffe angewandt, giebt sie auch der christlichen Kunst den höchsten Grad der Vollendung und ermög-

licht ihr eine vorher nie dagewesene Harmonie zwischen äußerer Form und geistigem Gehalt, eine Harmonie, die dann später, sobald die Künstler wieder andere Bahnen einschlugen, unwiederbringlich verloren ging. Und dabei verliert er sich nie in rein äußerliches Nachahmen, in einseitiges Betonen antiker Waffen, Geräthschaften oder Bauformen, wie es sich schon bei Giulio Romano, seinem bedeutendsten Schüler, findet; seine Bilder verrathen nirgends peinliche archäologische Studien. Dasjenige, was uns bei Rafael an die Antike erinnert, liegt also nicht in der sklavischen Nachahmung antiker Einzelformen, es liegt vielmehr in dem Gesammteindrucke seiner Bilder, in der Gruppirung, der Auffassung des menschlichen Leibes und in seiner Drapirung, in der einfachen Schönheit und Harmonie des Ganzen. Es handelt sich hier in erster Linie um die Kartons für die sixtinische Kapelle, ferner um Gemälde wie die Befreiung des Apostels Petrus in der Stanza dell' Eliodoro, die unter dem Namen des „Spasimo di Sicilia“ bekannte Kreuztragung in Madrid, um die Transfiguration und, um auch ein der Legende angehöriges Bild anzuführen, um die heilige Cäcilia in Bologna. Man kennt den mächtigen Eindruck, welchen das zuletzt genannte Bild auf Göthe gemacht hat. Andere Maler haben die Heilige meist musizirend gemalt; man denke an das bekannte Bild Dolci's oder an das des Rubens, wo freilich die Engelknaben und der nackte Fuß der Heiligen zu dem modischen Gewande nicht recht passen wollen. Rafael ist dem Herumfahren der Finger auf den Tasten glücklich aus dem Wege gegangen, indem er die Heilige visionär nach oben blicken und das eigene Instrument beim Ertönen der himmlischen Musik demuthsvoll senken läßt; er hat, wie Göthe sich ausdrückt, „gemacht, was andere zu machen wünschten“. In seinen Madonnen und heiligen Familien, vielleicht seinen populärsten Gemälden, feiert die Mutterliebe wohl ihren reinsten, höchsten Triumph; speziell an Heiligkeit bleiben sie jedoch hinter denen des Venezianers Giovanni Bellini entschieden zurück.

Ganz anders als Rafael verhält sich Michelangelo zum Heiligen. Allerdings hat er in seinem jüngsten Gericht eine Aufgabe bewältigt, welche vielleicht jenseits der Grenze von Rafaels Können lag; aber mit der Art und Weise, wie er sie löste, ist bekanntlich Niemand ganz einverstanden, am allerwenigsten mit der Auffassung des richtenden Christus. Selbst seine Propheten und Sibyllen sind nicht durchweg in dem Sinne heilig, wie so manche der biblischen Figuren Lionardo's oder Rafaels, während allerdings in einem Skulpturwerke seiner frühern Zeit, der Pietà in S. Peter, zumal in den Köpfen der beiden Figu-

ren, der Madonna und des todten Christus, eine Reinheit und Schönheit der Form herrscht, welche dem Künstler nicht jederzeit zu Gebote stand. Im Ganzen verhalten sich Michelangelo's kirchliche Kunstwerke zum kirchlichen Typus in der Kunst etwa wie Beethovens Missa solennis zu echt kirchlicher Musik; wir fühlen uns beim Anblick der erstern so wenig als beim Anhören der letztern über die Schranken des Irdischen zu der reinen Harmonie ewiger Seligkeit erhoben, wie es etwa bei Rafaels vollendetsten Schöpfungen oder bei Palestrina's unsterblichen Gesängen der Fall ist.

Was die gleichzeitigen deutschen Meister betrifft, so war Holbein zu sehr Realist und Dürer zu wenig Herr über die reine, edle Form, als daß sie den größten Italienern ebenbürtige Kunstwerke hätten schaffen können. In Italien selbst aber haben, schon bald nachdem Rafael die Augen geschlossen hatte, die spätern Künstler seine Typen verflacht und in kühl berechnender Weise nachgebildet; neue Typen von gleicher Vollendung und ähnlicher Heiligkeit aber haben auch die Größten und die wirkich selbständigen unter ihnen, also selbst Correggio und Tizian, nicht mehr geschaffen.

Man kann nun freilich entgegnen, die heiligen Typen Rafaels wie der übrigen großen Italiener beruhten auf einer Art von Konvention; in Wirklichkeit hätten Christus, Maria, die Apostel nicht so ausgesehen, wie jene sie gemalt haben, ja sie hätten nicht einmal so aussehn können; neben ihrer Auffassungsweise habe auch die der Niederländer oder die der Spanier des siebzehnten Jahrhunderts ihre Berechtigung. Letztere soll nun auch in der That keineswegs in Abrede gestellt werden; aber ein Umstand wird doch immer wieder schwer zu Gunsten der großen Meister Italiens in die Wagschale fallen: ihre heiligen Figuren haben gleichsam die Welt erobert; spätere Künstler, welche mehr den guten Willen als die erforderliche schöpferische Kraft besaßen, sind in Folge dessen nur zu sehr zu ihrer Auffassungsweise zurückgekehrt. Von den holländischen Bauern, den Amsterdamer Juden und ihren Rabbinern, welche die holländischen Maler so gerne in ihren biblischen Bildern anbringen, wird sich das Nämliche kaum behaupten lassen.

Daß die Reformation, zumal bei den bilderfeindlichen Reformirten, der Darstellung des Heiligen nicht förderlich sein konnte, liegt auf der Hand. Wenn in den Kirchen jeder äußere Schmuck des Gottesdienstes fortan verpönt war, so blieb auch für die Kunst wenig mehr übrig als die Bibelillustration, so weit es sich nämlich um religiöse Stoffe handelte. Auf diesem beschränkten Gebiete hat sie aber manche, zum Theil in ihrer Art neue Leistungen aufzuweisen. Der Schwerpunkt liegt hier

vorzugsweise in den idyllischen Scenen der Patriarchenzeit sowie in den kriegerischen aus den Zeiten der Eroberung Kanaans, der Richter und der Könige, also in dem früher entschieden weniger von den Künstlern berücksichtigten alten Testament; die Landschaft und die Architektur spielen eine bedeutende Rolle, während sich vom figürlichen nicht immer dasselbe behaupten läßt. Blättert man nämlich in solchen, durch den Holzschnitt illustrirten Bibeln weiter bis zu den Evangelien und der Apostelgeschichte, also bis zu denjenigen erzählenden Büchern, welche die vorzugsweise heiligen Begebenheiten enthalten, so bemerkt man, wie letztere in einer Weise künstlerisch behandelt sind, welcher man nur zu deutlich die sinkende Theilnahme der Künstler und des ganzen Zeitalters ansieht. Nur die Apokalypse und die Gleichnisse der Evangelien bilden eine deutliche Ausnahme und kommen entschieden häufiger zur Darstellung. Der ersteren kam offenbar Dürers Vorbild zu Gute, letztere aber entsprachen wohl dem lehrhaften Charakter der Zeit besser als die erzählenden Partien der Evangelien, schlossen auch gelegentliche Hiebe auf andere religiöse Genossenschaften nicht aus. Auf einem Kupferstich Aldegrevers z. B., welcher den barmherzigen Samariter darstellt, sind im Hintergrunde der Priester und der Levit in Verbindung mit Gegenständen des katholischen Gottesdienstes in einer Weise angebracht, bei der die satirische Beziehung handgreiflich zu Tage tritt; ebenso hat sich's Tobias Stimmer in einem seiner biblischen Holzschnitte nicht nehmen lassen, den Feind, welcher Unkraut unter den Weizen streut, in das Ordensgewand eines Jesuiten zu kleiden. Auch die Erzählung von der Tempelreinigung hat in älterer wie in neuerer Zeit der konfessionellen Polemik dienen müssen.

Aber auch innerhalb der katholischen Kirche hat die Kunst im Zeitalter der Gegenreformation die frühere einfache Würde, die Innigkeit und Reinheit in der Darstellung des Göttlichen und Heiligen in der Regel nicht wieder erreicht. Gemalt und gemeißelt wurde zwar mehr als je zuvor; die neuen geistlichen Orden, welche als Stützen der Gegenreformation auftreten, Jesuiten, Kapuziner u. s. w., wollten ja ebenfalls ihre Kirchen, womöglich in verschwenderischer Ausstattung, haben; es fehlte somit für die Künstler keineswegs an Anlässen, sich in zahllosen Altarbildern, Wandmalereien, Statuen, ja selbst im Bemalen der Kuppeln, Gewölbe und Plafonds zu versuchen. Allein der Geist der Zeit huldigte dem Naturalismus, auch auf dem Gebiete der kirchlichen Kunst. Martyrien und Glorien, oft im nämlichen Bilde vereinigt, Ekstasen jeder Art, Visionen waren jetzt die am häufigsten begehrten Gegenstände. Noch jetzt sieht man in der Pinakothek von Bologna

jene Bilder von Domenichino u. A., deren Anblick Göthe jeweilen an Anatomie, Rabenstein oder Schindanger erinnerte. Aber auch die sehnsuchtsvollen Andachtsbilder des dornengekrönten Christus, der Mater Dolorosa, der Magdalena u. s. w. gehören hierher.

Nichtsdestoweniger würde man diesem Zeitalter schweres Unrecht zufügen, wenn man die besten Gemälde eines Guido Reni, Rubens, van Dyck, Murillo schlechtweg als Auswüchse bezeichnen wollte. Auf die kirchliche Skulptur hingegen hat dasselbe in der That nur verderblich eingewirkt. Jetzt kommen jene in den italienischen Kirchen so häufigen Altargruppen auf, welche uns die Madonna oder irgend einen Kirchenheiligen auf marmornen Wolken aufschwebend von balancirenden Engeln umgeben, zeigen; oder jene athletischen Figuren entkleideter Märtyrer, z. B. Pügets heiliger Sebastian oder Claude Davids Bartholomäus in S. Maria di Carignano zu Genua, die sich vor Qual förmlich krümmen, nur damit der Bildhauer die höchste Ekstase mit den entsetzlichsten körperlichen Leiden an der nämlichen Figur darstellen kann. Dem unbefangenen religiösen Gefühl bieten diese anatomischen Schaustellungen wenig oder nichts, weil sie selbst nicht aus einem solchen hervorgegangen sind: nur als Erzeugnisse eines Zeitalters, welches von kirchlicher Erregung, Fanatismus und konfessionellem Hader erfüllt war, haben sie ein entschieden kulturhistorisches Interesse.

Die Schöpfungen der Künstler stehen bekanntlich keineswegs zusammenhangslos neben den übrigen Schöpfungen des menschlichen Geistes und neben den durch letztere bedingten allgemeinen Zuständen, am allerwenigsten die, welche in den religiösen Vorstellungen eines Zeitalters wurzeln oder im Dienste der Kirche entstanden sind. Nun ist es ja bekannt, daß ungefähr von der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts an die wichtigern Staaten Europas nicht mehr in dem Sinne kirchliche Politik treiben, wie es früher wohl der Fall gewesen war. Im Zeitalter der Reformation und der Gegenreformation verbünden sich wohl Kräfte und Mittel der Staaten mit dieser oder jener Kirche, oder es herrscht eine Solidarität der Interessen zwischen Kirche und Staat, bei welcher es den Anschein hat, als ob letzterer geradezu nach den Befehlen der erstern handeln müßte. Reformation und Gegenreformation haben demgemäß auch in der That in der Kunst ihren bestimmten, oben skizzirten Ausdruck gefunden. Dieses Verhältniß wird jetzt ein anderes; die kirchlichen Motive treten in der großen Politik in den Hintergrund und bilden nicht mehr die hauptsächlich bestimmenden Momente; gleichzeitig treten aber auch in der Kunst die

biblischen und kirchlichen Stoffe zurück, nachdem sie übrigens schon seit dem Zeitalter der Renaissance die Herrschaft mit andern Gegenständen weltlicher Art haben theilen müssen. Man hört zwar nicht ganz auf, sie darzustellen; wohl aber fehlt fortan jene bestimmte Auffassung des Heiligen, welche sich von den Anfängen der christlichen Kunst durch alle Entwicklungsstufen bis etwa in die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts so deutlich verfolgen läßt. Wir begegnen vielmehr von nun an in der Auffassung desselben einem deutlich wahrnehmbaren Schwanken, einer Verflachung oder einem allzudeutlichen Anlehnen an frühere Muster; im Großen und Ganzen nimmt die Vorliebe für solche Stoffe, soweit diese nicht durch das dringendste Bedürfniß gefordert werden, entschieden ab. Die Kirchenmalerei als wirkliche monumentale Kunst steht nicht mehr im Vordergrunde der künstlerischen Bestrebungen und verfällt daher da, wo sie unentbehrlich ist, nur zu leicht der Fabrikation; wo sie aber, wie z. B. bei Cornelius und bei Overbeck, ihren alten Rang ernstlich wiederzugewinnen sucht, scheitert sie nur zu bald wieder, theils in Folge gewisser Mängel und Einseitigkeiten ihrer Vertreter, theils an der Ungunst des Zeitalters. Es wäre eine schwere, ja eine kaum lösbare Aufgabe, die kirchliche Kunst z. B. unseres Jahrhunderts in der Weise zusammenfassend zu charakterisiren, wie es mit der vergangener Zeiträume so häufig geschehen ist und immer wieder geschieht; unter allen Umständen werden wir wohl daran thun, eine solche Charakteristik einer späteren Zeit zu überlassen.

Körner's kritische Mitarbeit an Schiller's Werken.

Von

Otto Harnack.

Welchen Werth die Freundschaft Christian Gottfried Körner's für Schiller in einem der entscheidendsten Wendepunkte seines Lebens gewann, wie sie ihm neue Kraft und neuen Lebensmuth einflößte und zum ersten Male den durch so viel Druck und Elend hindurchgegangenen Dichter zum heiteren und sicheren Glauben an sein Geschick erhob, ist schon oft geschildert worden. Wie dann später Körner's Freundschaft dem Dichter auf den Bahnen seines höchsten Ruhmes bis an sein Ende mit gleicher Treue folgte, ist an dem Briefwechsel Beider für Jedermann leicht zu verfolgen*). Nur selten konnten sie während der achtzehn Jahre, welche Schiller in Jena und Weimar verlebte, sich wiedersehen, und es konnte nicht anders sein als daß bei dem rastlosen Vorwärtsschreiten Schiller's nach Jahren der Trennung bisweilen das Erinnerungsbild, welches der Freund bewahrte, mit der Wirklichkeit nicht mehr übereinstimmte, und Mißverständnisse sich einstellten; aber stets wurden sie durch gegenseitige Offenheit wieder beseitigt und die persönlichen Zusammenkünfte, welche mehrmals sich auf Wochen ausdehnten, geben den Freunden immer das Bewußtsein dauernder ungetrübter Harmonie zurück. Und doch war das Verhältniß ein solches, das leicht zu Irrungen führen konnte, Körner war eine durchaus kritische Natur und durch Kenntnisse wie durch Feinheit des Verständnisses sowohl auf philosophischem als poetischem Gebiete urtheilsfähig. Von Schiller wurde er beständig zur Kritik über dessen Leistungen aufgefordert, auch Goethe's Dichtungen später ihm vorgelegt, und er fühlte sich in dieser Rolle so sicher, daß er selten zu einer unbedingten Anerkennung gegenüber Schiller

---

*) Zu der von Goedeke besorgten zweiten Auflage hat F. Jonas nach den auf der Berliner Bibliothek befindlichen Originalen Nachträge geliefert (Zeitschrift für deutsches Alterthum 1881). Von Wichtigkeit für unser Thema sind auch die von demselben herausgegebenen Briefe Wilhelm Humboldt's an Körner; ferner sei auch auf seine Biographie Körner's und auf die von Adolf Stern veranstaltete Sammlung Körner'scher Schriften hingewiesen.

hingerissen wurde. Daß Schiller hierüber manchmal die Geduld verlor, kann nicht Wunder nehmen, da er doch in sich etwas empfinden durfte, woran Körner nicht heranreichte, und da er außerdem in späterer Zeit an Goethe und Wilhelm Humboldt zwei Kritiker von weit größerer Lobensfreudigkeit besaß. Goethe war von Natur gegen Jedermann tolerant, dem er geistig irgend etwas zu verdanken sich bewußt war, und Humboldt war gerade in den Jahren, da Schiller hauptsächlich nach kritischer Theilnahme verlangte, in seiner Geistesentwickelung selbst von ihm durchaus abhängig. Wenn sich Schiller nun doch immer wieder um Körner's Urtheil bemühte, so erinnert uns das an die Worte Burckhardt's: „Die höchste persönliche Eigenschaft Rafael's war nicht ästhetischer, sondern sittlicher Art! nämlich die große Ehrlichkeit und der starke Wille, womit er in jedem Augenblick nach demjenigen Schönen rang, welches er eben jetzt als das höchste Schöne vor sich sah." Unzweifelhaft urtheilte er über Körner's Kritik ebenso wie Wilhelm Humboldt, daß sie eben um ihrer Strenge willen ehrwürdig sei, weil sie rein und unmittelbar aus den Forderungen des Ideals entspringe.

Trotzdem konnte natürlich davon nicht die Rede sein, daß Schiller der Kritik Körner's sich überall fügte; im Gegentheil tritt die Sicherheit und Entschlossenheit seines Wesens deutlich hervor, indem er seinen Standpunkt begründet und vertheidigt. Der geistige Kampf, der sich hieraus ergiebt, ist das was in dem Briefwechsel beider am Meisten unser Interesse erregt.

Die ersten Jahre des Verkehrs bieten in dieser Hinsicht weniger. An dem Entstehen des „Don Carlos" hat zwar Körner vollen freundschaftlichen Antheil genommen, hat Schiller von allzu heftiger, für den Buchhändler berechneter Terminarbeit abgemahnt, aber von eigentlicher ästhetischer Kritik ist noch nicht die Rede. Es scheint, daß Körner sich damals zu derselben auch noch nicht berufen fühlte und erst später, nachdem er durch das Studium von Kant's Kritik der Urtheilskraft einen festen Grund für Einzelausführungen gelegt hatte, an der Ausübung des ästhetischen Richteramtes ein besonderes Interesse empfand. Zu einem in's Einzelne gehenden Meinungsaustausch gab zuerst 1789 das Gedicht „Die Künstler" Anlaß, und gewiß hätte sich schon hieran das gemeinsame kunstphilosophische Streben anknüpfen können, wenn nicht Schiller damals durch äußere Gründe vielleicht noch mehr als durch den Wunsch weiterer Ausbildung getrieben, sich historischen Arbeiten*)

---

*) Auf die Theilnahme Körner's an diesen Studien, sowie auf die noch sehr jugendlich-unreife gemeinsame Arbeit der „Philosophischen Briefe" Julius und Rafael's einzugehen liegt außerhalb des Rahmens dieses Aufsatzes.

für einige Zeit fast ausschließlich zugewandt hätte. Selbst das Erscheinen von Kant's epochemachendem Werke konnte ihn zunächst nicht hiervon abziehen; als Körner schreibt, daß er die Kritik der Urtheilskraft durcharbeite, daß er sie bewältigen müsse, daß er fühle auf diesem Felde etwas leisten zu können, antwortet Schiller nur: „Viel Glück zu der neuen Kant'schen Lectüre. Hier höre ich sie zum Sattwerden preisen." Ein Colleg über die „Theorie der Tragödie" las er, ohne irgend ein ästhetisches Werk zu Rathe zu ziehen, und indem er wöchentlich nur einen Tag diesem Gegenstande widmete. — — Plötzlich, am 5. März 1791 lesen wir in einem Briefe an Körner: „Du erräthst wohl nicht, was ich jetzt lese und studire? Nichts schlechteres als Kant. Seine Kritik der Urtheilskraft, reißt mich hin durch ihren lichtvollen, geistreichen Inhalt" ... Hiemit begann der Austausch ästhetischer Anschauungen zwischen beiden, der durch fünf Jahre währte, bis sich Schiller von der theoretischen Beschäftigung wieder zur dichterischen Produktion wandte. Körner seinerseits ist natürlich auf's Aeußerste überrascht und erfreut über diese Umstimmung, diese „Bekehrung" Schiller's. Aber wie es oft geschieht, der Neubekehrte wurde ein noch entschiedenerer Anhänger als der ältere und ruhigere Verehrer. Denn Körner's kritische Natur ließ ihn doch nicht zu einem parteimäßigen Anschlusse an Kant und ebenso wenig zum Abschlusse eines eigenen ästhetischen Systems kommen, um das er sich beständig bemühte. Gerade Kant's Aesthetik, wie sie in der „Kritik der Urtheilskraft" niedergelegt ist, war Körner am Wenigsten befriedigend, weil er nach objectiven Merkmalen der Schönheit suchte, welche er bei Kant nicht fand. „Kant spricht bloß von der Wirkung der Schönheit auf das Subject. Die Verschiedenheit schöner und häßlicher Objekte, die in diesen Objekten selbst liegt und auf welcher diese Klassifikation beruht, untersucht er nicht. Daß diese Untersuchung fruchtlos sein würde, behauptet er ohne Beweis, und es fragt sich, ob dieser Stein der Weisen nicht noch zu finden wäre (Körner an Schiller 13. März 1791)." Hierin ist nun freilich Kant's Ansicht nicht ihrem eigentlichen Wesen nach wiedergegeben; denn Kant leugnete jene Verschiedenheit nicht, sondern sah nur davon ab, sie begrifflich zu bestimmen, weil im Augenblicke dieses Versuchs die Vorstellung des Schönen, welche nur im Gefühl begründet sei, verschwinde.

Trotz seiner eigenen theoretischen Bemühungen war aber Körner doch nicht einverstanden, wenn Schiller sich allzu eifrig ihnen hingab, suchte ihn vielmehr zu poetischer Produktion anzuspornen. Er freute sich über die Virgilübersetzung, eines der seltenen dichterischen Geschenke

jener Jahre, er hörte (schon 1792) mit Interesse von dem Plane einen Wallenstein zu dichten, ja er schrieb sogar: „Wer zu eigener Schöpfung Talent hat, versündigt sich an sich selbst, wenn er die Zeit mit Grübeln verdirbt. Glaube mir, es ist nur ein Behelf für Menschen, die bloß Kunstgefühl haben. Bei Dir muß es immer Nebensache bleiben — Beschäftigung für Stunden, in denen Deine Einbildungskraft weniger ergiebig ist . . . Die Ausübung kann vielleicht nur durch den Geschmack geleitet werden. Die feineren Unterschiede, welche das zartere Kunstgefühl bemerkt, erwecken keine so deutliche Vorstellungen, die mit philosophischer Bestimmtheit durch Sprache mitgetheilt werden können." Körner übersah hier augenblicklich nicht, welche fördernde und erziehende Macht für Schiller in jenen philosophischen Studien lag; Schiller urtheilte klarer über sich selbst, wenn er sagte: augenblicklich sei wohl das freie Spiel der Einbildungskraft durch Reflexion gehemmt, aber die Zeit werde kommen, da ihm Kunstmäßigkeit zur Natur geworden und die Phantasie keine anderen Schranken als freiwillige sich mehr setzen werde. In diesen imposanten Worten liegt sein größtes Gedicht: „Das Ideal und das Leben" schon vorgebildet:

„Des Gesetzes strenge Fessel bindet
Nur den Sklavensinn, der es verschmäht."

Allein trotzdem war es ein Verdienst Körner's, den Gedanken an eigene Produktivität in Schiller nicht erlöschen zu lassen. Schiller wurde dadurch wenigstens zu immer neuem Durchdenken poetischer Stoffe veranlaßt, wenn er auch nicht an ihre Ausführung ging; zwar nicht seine dichterische Kraft, wohl aber seine poetische Auffassung dadurch lebendig erhalten und vor der Erstickung durch die abstrakte Geistesarbeit bewahrt. Diese wurde zur höchsten Anspannung gesteigert, als Schiller im Winter von 1792 auf 1793 über Aesthetik Vorlesungen hielt und diese Gelegenheit benutzte, um sein eigenes System zu völliger Klarheit und Abrundung zu bringen und dessen schriftstellerische Darlegung „Kallias oder über die Schönheit" vorzubereiten. Es schien als müsse sich hier das fruchtbarste Zusammenwirken mit Körner entfalten; denn ganz in seinem Sinne schrieb Schiller, als er ihm den Plan des Kallias ankündigte: „Den objektiven Begriff des Schönen, der sich eo ipso auch zu einem objektiven Grundsatz des Geschmacks qualificirt, und an welchem Kant verzweifelt, glaube ich gefunden zu haben." Allein schon im nächsten Monat kündigte er — vielleicht unbewußt — doch einen Widerspruch an; denn er nannte seine Betrachtung eine sinnlich-objektive, im Gegensatz zur rational-objektiven, wie er sie bei Baumgarten, Mendelssohn und allen, die das Wesen eines schönen Gegen-

standes in seiner Vollkommenheit sähen, zu finden meinte; er wollte doch nur nach den sinnlich-wahrnehmbaren Merkmalen der Gegenstände suchen, welche in uns den Reiz des Schönen hervorbrächten, nicht eine Construktion des Begriffs der Schönheit ausführen. Körner bemerkt diesen Unterschied in seinem Antwortbriefe noch nicht, sondern glaubt mit Schiller übereinzustimmen, indem er schöne Gegenstände nicht beschaut, sondern über sie reflectirt und ihnen eine herrschende Kraft des Ganzen zuschreibt, welche die einzelnen Bestandtheile sich unterordne und den Eindruck des Schönen hervorrufe. Sehr richtig erwidert Schiller darauf, daß Körner damit sich von Baumgarten nicht viel entferne und auf einem vorkantischen Standpunkte verharre. Und ausführlich entwickelt er nun, wie Schönheit nur in Wahrnehmung der Erscheinung von Gegenständen zu finden sei; „Schönheit", schließt er, „ist nichts anderes als Freiheit in der Erscheinung". Mit der Einführung dieses Begriffes mußte es schon sehr zweifelhaft werden, ob er sein Versprechen, einen „objektiven" Begriff der Schönheit gefunden zu haben, bewahrheiten werde. In demselben Briefe lesen wir den Satz: „eine Beurtheilung nichtfreier Wirkungen nach der Form des reinen Willens (also der Freiheit) ist ästhetisch". Hier wird also das Aesthetische schon ausdrücklich als Eigenschaft einer bestimmten Beurtheilungsweise, also rein subjektiv bestimmt. Körner's Antwort darauf ist sehr bezeichnend: er findet Schiller's Ansicht für den Freund des kantischen Systems sehr befriedigend; aber er hat seine nicht unberechtigten Bedenken. Diese entspringen daraus, daß Schiller mit seiner letzten Wendung nicht nur auf die rational-objektive, sondern auch auf die sinnlich-objektive Erklärung der Schönheit, nicht nur auf die Feststellung des Begriffes, sondern auch auf die empirischen Merkmale verzichtet habe. Und hieran reiht er Gedanken, welche der empirischen Betrachtungsweise der neuesten Zeit entsprechen und seiner Zeit vorauseilen. Es müssen doch, meint er, bestimmte Bedingungen in den Objekten vorhanden sein, welche uns veranlassen, sie als frei zu beurtheilen. Und thatsächlich sind ihm solche Bedingungen bekannt. In der Musik, mit der Körner besonders vertraut war, sind es Zahlenverhältnisse, die zu Grunde liegen. Nur wo diese Verhältnisse stattfinden, kommt es uns in den Sinn, einen Klang nach dem Gesichtspunkt der Schönheit zu beurtheilen; anderenfalls denken wir gar nicht daran. „Vielleicht giebt es", so schließt er seine abgerissenen Bemerkungen, „eine ebenso evidente Auflösung gewisser ästhetischer Probleme als der mathematischen." Auf Schiller konnten diese Ausführungen ebenso wenig Eindruck machen als die früheren speculativen. Mit vollem

Feuer der Begeisterung hatte er die Kant'schen Moralprincipien ergriffen, mit denen er seine ästhetischen jetzt in engste Verbindung setzte. An dem erwähnten Satz, Schönheit entstehe durch Beurtheilung nichtfreier Wirkungen nach der Form der Freiheit, — spann er weiter. „Es ist gewiß von einem sterblichen Menschen kein größeres Wort noch gesprochen worden, als dieses Kant'sche: Bestimme Dich aus Dir selbst! ... Diese große Idee der Selbstbestimmung strahlt uns aus gewissen Erscheinungen der Natur zurück, und diese nennen wir Schönheit." — Sie strahlt uns zurück, d. h. sie kehrt zu uns wieder, wenn wir sie erst in die Dinge hineingesehen haben. Schiller weiß es sehr wohl, und spricht es ausdrücklich aus, daß wir nichts in der Natur als durch sich selbst bestimmt erkennen, sobald wir darüber reflectiren; aber es kann uns selbstbestimmt „regelfrei", „autonom" erscheinen, wenn wir im Stande sind, es so zu sehen. Allerdings macht von hier aus Schiller noch einige Versuche Körner durch Aufstellung objektiver Schönheitsmerkmale zu befriedigen und gelangt zu den Sätzen: schön sei eine Form, die keine Erklärung fordere, die sich aus sich selbst erkläre, die innerlich nothwendig sei, in der Hauptsache geht sein Interesse ganz nach der anderen Richtung: festzustellen, wie muß der Mensch beschaffen sein, um die Natur als schön empfinden zu können; wie verhält sich diese Beschaffenheit zu seiner sittlichen Beschaffenheit*)? Und unvermerkt veränderten sich ihm auch unter der Hand die literarischen Pläne: von dem „Kallias oder über die Schönheit" ist nicht mehr die Rede; statt dessen schreibt er den Aufsatz über „Anmuth und Würde" und die „Briefe über die ästhetische Erziehung". Diese große Wendung vermochte Körner, dem sie nicht ausdrücklich angezeigt war, nicht zu erkennen, und es traten daher in dem Briefwechsel Dissonanzen auf. „Ich glaube", schreibt Körner, „daß Du mit Kant bei Entwickelung des Begriffs vom Erhabenen die Wirkung auf Menschen mit der Sache selbst verwechselst." Diese Beobachtung war an sich richtig; nur handelt es sich nicht um eine wirre Verwechslung, sondern um eine absichtliche Vertauschung. Von jetzt an passen daher auch Körner's selbstständige Bemerkungen nicht mehr recht zu Schiller's ausführlichen Mit-

*) Irrig bezeichnet Hettner Schiller's Hauptthätigkeit auf dem ästhetischen Gebiet als Ausfüllung der von Kant offen gelassenen „Lücke", als Feststellung des „Grundbegriffs" der Schönheit. Dieser Irrthum rührt daher, daß er nur Schiller's Schriften und Briefe bis zum Februar 93 zur Grundlage seines Urtheils nimmt, während thatsächlich Schiller's ästhetische Anschauung erst im Winter 93/94 während des Aufenthalts in Württemberg die entscheidende Formulirung gefunden hat. Hettner übersieht diese Wendung nicht, aber er verfährt so, als hätte Schiller's Gedankenarbeit seit derselben nur noch für ethische Probleme Bedeutung.

theilungen, beide gehen sich neben einander nach verschiedenen Zielen vorbei; es wird Körner klar, daß er sowohl mit Kant als mit Schiller wohl in vielen Resultaten, aber nicht in den Principien übereinstimme; endlich äußert Schiller freimüthig, daß er durch Körner's Theilnahmlosigkeit an seinen ihm höchst werthvollen Ergebnissen verletzt sei. Sehr schön ist Körner's Antwort: „Du solltest an mir gewohnt sein, daß ich mich um so mehr zur strengen Kritik aufgefordert fühle, jemehr mich Person, Produkt, Stoff interessirt; daß bei jedem, was Du leistest, meine Forderungen an Dich immer höher steigen." Es erscheint nach alledem nicht richtig, wenn Danzel, der bisher am eingehendsten den Briefwechsel dieser Jahre verfolgt hat (Gesammelte Aufsätze, herausgegeben von Otto Jahn) die Bemerkung macht: Hinter dem Aufschwunge von Schiller's Geist, der sich in seinen ästhetischen Lehren kund gebe, bleibe Körner auf eine sehr bemerkbare und fast beleidigende Weise zurück. Es handelt sich um ganz verschiedene Wege, die ein jeder ging, die aber beide möglich waren; daß Schiller auf seinem weiter gelangte als Körner, daß er unvergängliche Denkmale hinterließ, während Körner sich mit brieflichen Notizen begnügte, kann nicht verwundern, da Schiller damals seine beste Lebenskraft an diese Aufgaben setzte, Körner sie neben seinem Amte nur zu eigener Aufklärung in kärglichen Mußestunden betrieb.

Körner's weitere Gedankenthätigkeit zeigt sich noch vortheilhafter aus seinem Briefwechsel mit Wilhelm Humboldt. Durch das Mißverständniß mit Schiller wurde er abgeschreckt in seinen Briefen an ihn diese Fragen weiter zu behandeln; desto eifriger that er dies jetzt gegen Humboldt, mit dem er im Herbste 1793 zu Dresden anregungsvolle Tage verlebt und einen Austausch ästhetischer Ideen verabredet hatte. Humboldt war ein liebenswürdigerer Correspondent als Schiller; dieser war in beständigem innerem Ringen; jedes Wort, das er schrieb, jedes das er empfing, ergriff seinen ganzen Menschen; war er in sich selbst sicher, so konnte jeder Widerspruch ihn erzürnen, fühlte er in sich noch nicht den Besitz der Wahrheit, so konnte er in demüthigster Unterordnung auf die Worte eines andern horchen. So leidenschaftlich betrachteten weder Körner noch Humboldt ihre Correspondenzen, und besonders der letztere zeigte schon damals den Diplomaten, der scharfe Formen vermeidet und für den vom Schein der Zustimmung zur wirklichen Zustimmung noch ein weiter Schritt ist. Leider sind Körner's Briefe an ihn nicht mehr aufzufinden; aber ihr Inhalt ist im Wesentlichen aus Humboldt's ausführlichen Antworten zu rekonstruiren. Wir entnehmen daraus, daß Körner im Jahre 1794 sich ausführlicher gegen

ihn als gegen Schiller, der ausschließlich den eigenen Ideengang verfolgt, geäußert hat. Er stellt ein vollständiges System der Aesthetik auf, indem er die Schönheit völlig objektiv zu bestimmen sucht. Er unternimmt es „die allgemeinsten Eigenschaften der Objekte aufzuzählen" und unter ihnen jene Merkmale festzustellen, welche den Eindruck des Schönen hervorrufen. Er untersucht ferner die Eigenthümlichkeit des ästhetischen Urtheils nach Maßgabe der Kant'schen Kategorien und glaubt darlegen zu können, daß die Begriffe des Schönen und Erhabenen sich aus der Art, wie wir zu Qualitäts- und Quantitätsurtheilen gelangen, mit Nothwendigkeit ergäben. Was er hierüber Humboldt im März 1794 schrieb, muß in seinem ersten Theile ziemlich übereingestimmt haben mit dem, was er Schiller schon im November des vorhergehenden Jahres mitgetheilt, aber leider unvollendet gelassen hatte. Gerade von dieser logischen Entwickelung war Humboldt besonders befriedigt: „Ich wüßte keine Silbe dagegen zu erinnern", schreibt er. „Sie erläutert den Gang, den wir nehmen müssen, um dahin zu gelangen, ein Object zu bilden, auf eine wahrhaft genievolle Art, und ich erinnere mich nur weniger Raisonnements, die in so wenigen Zügen ein vollendetes Ganze darstellen." Endlich gelangt Körner dazu einen Zustand des Gleichgewichts zwischen der inneren Kraft und dem äußeren Widerstande als das Princip der Schönheit zu bestimmen. Hiegegen hat Humboldt wiederum den naheliegenden Einwand, daß dadurch die Schönheit von der Vollkommenheit nicht spezifisch unterschieden werde; er selbst setzt das Schöne, welches er dem Charakteristischen scharf gegenüberstellt, in engsten Zusammenhang mit gewissen gegebenen Formen; aber auch er ist fest überzeugt, daß man von Kant's subjektiver Bestimmung wohl auszugehen habe, daß es aber von da einen Weg geben müsse zur Bestimmung des Schönen aus objektiven Merkmalen.

Unterdessen verfolgte Schiller seinen Weg unverrückt weiter. Ein persönliches Zusammentreffen mit Körner im Herbst 1794 klärte diesen über die eigentlichen Zielpunkte besser auf als es Briefe zu thun vermochten. In voller Sicherheit, mit prägnantester Schärfe stellt Schiller bald darauf seinen Grundgedanken hin: „Das Schöne ist kein Erfahrungsbegriff, sondern vielmehr ein Imperativ. Es ist gewiß objektiv, aber bloß als eine nothwendige Aufgabe für die sinnlich-vernünftige Natur; in der wirklichen Erfahrung aber bleibt sie gewöhnlich unerfüllt, und ein Objekt mag noch so schön sein, so macht es entweder der vorgreifende Verstand augenblicklich zu einem vollkommenen, oder der vorgreifende Sinn zu einem bloß angenehmen. Es ist etwas völlig Subjektives, ob wir das Schöne als schön empfinden; aber objektiv

sollte es so sein". Diesmal antwortet Körner: „Was Du vom ... ästhetischen Imperativ schreibst, glaube ich recht gut verstanden zu haben, und bin vollkommen Deiner Meinung. Eben das Princip dieses Imperativs ist es, was wir suchen; und die Bildung des Geschmacks ist nichts weiter als die Anerkennung und Befolgung dieses Imperativs: der ästhetischen Pflicht." Wir sehen hier die vollkommene Uebereinstimmung nach der einen, der praktischen Richtung; daneben freilich sucht Körner noch „das Princip dieses Imperativs". Die Briefe über ästhetische Erziehung, welche Schiller ihm von jetzt an im Manuskripte vorlegte, fanden Körner's entschiedenen Beifall. Freilich schloß dieser auch die Kritik nicht aus. „Du kennst meine Art", schrieb er, „daß die größte Freude über ein Produkt mich bei fortgesetzter Betrachtung zur strengsten Kritik auffordert". Interessant für Bestrebungen der Gegenwart ist es, daß er sich vergeblich bemühte, Schiller zur Austilgung von Fremdworten (Rigidität, Consummation, Genesis, dynamisch) zu bewegen. Als er die letzten Briefe gelesen, vermißt er bei aller Anerkennung noch hie und da „Bestimmtheit und Evidenz". Schiller antwortet: „Ich möchte Deine Zweifel gegen mein System einmal genau wissen; denn ich kann mir noch keinen Begriff davon machen, was an meinem System noch unbestimmt oder willkürlich sein könnte. Hast Du Zeit, so durchlaufe es in einem Briefe an mich, ... so können wir miteinander darüber in's Reine kommen." Indeß wurde diese Absicht nicht mehr ausgeführt; denn andere Interessen hatten inzwischen schon Schiller und mit ihm seinen Freundeskreis erfaßt; er hatte sich dem dichterischen Schaffen wieder zugewandt; er hatte die Genugthuung sich nicht nur selbst die Normen seines Thuns durch die ausdauernde Gedankenarbeit der letzten Jahre errungen, sondern auch für diese Grundzüge die Beistimmung seines Freundeskreises Goethe's und Meyer's, Körner's und Humboldt's gefunden zu haben. Seine Lehre wurde die Grundlage für das zielbewußte Streben dieser engverbundenen Gruppe.

Schon im Herbst 1794 hatte er an den „Wallenstein" gehen wollen, aber nicht den Muth gefunden, nach so langer Unterbrechung seines Dichtens sogleich ein so gewichtiges Werk zu unternehmen. Er hatte Körner über seine poetische Fähigkeit befragt; „sei so streng gegen mich wie gegen Deinen Feind, wie gegen Dich selbst, wenn Du die Feder in die Hand nimmst. Ich will Dir buchstäblich folgen." Körner hatte ihn vor dem allzu Subjektiven seines Wesens, vor der allzustrengen Mitarbeit seines Denkens gewarnt und die Frage aufgeworfen: „Ob Du nicht reiner empfangen würdest, wenn Du mit mehr Wollust und mit weniger Anstrengung arbeitetest? Wie, wenn Du nicht absichtlich

Dich mit dem Wallenstein beschäftigtest, sondern es dem Zufall überließest, ob Dir die Phantasie von selbst genug dichterischen Stoff zuführte!" Es mögen diese Worte nicht wenig beigetragen haben, um Schiller zunächst von dem dramatischen Plane noch zurückzuhalten. Aber das nächste Jahr bescherte ihm ungesucht und ungehofft eine Fülle poetischer Geschenke, die Meisterwerke seiner philosophischen Lyrik. Freilich war in diesen der Gedanke mit der Phantasie noch enger als je verschwistert; aber trotzdem waren diese Gedichte freie Schöpfungen eines Dichtergeistes; denn sie entsprangen nicht einem steifen Bemühen, den Gestalten der Einbildungskraft durch Nachhülfe des Verstandes, Geschlossenheit und Folgerichtigkeit zu geben, sondern dem ächt poetischen, alles überwindenden Triebe, selbst das Unpoetische der Persönlichkeit, ihren mühsam erarbeiteten philosophischen Besitz durch den Zauberstab einer allgewaltigen Dichterkraft in poetisches Gold zu verwandeln. Es kündigte sich hierin das unwiderstehlich sieghafte Empordringen dieser lange gehemmten Kraft an, welche tollkühn gleich an das scheinbar Unmögliche sich wagte und es bezwang. Wenn Schiller von der Gegenwart urtheilte: „Der philosophische Untersuchungsgeist entreißt der Einbildungskraft eine Provinz nach der andern, und die Grenzen der Kunst verengen sich, je mehr die Wissenschaft ihre Schranken erweitert", so hatte sich hier die Kunst ihr Gebiet auf wunderbare Weise zurückerobert. Im August 1795 übersandte Schiller seinem Freunde zunächst „Die Ideale", „Natur und Schule" (jetzt der „Genius"), „Das verschleierte Bild", „Die Macht des Gesanges", den „Tanz", „Pegasus im Joche", dazu noch einige Kleinigkeiten. Auch zu Körner's poetischem Urtheil hatte er das vollste Zutrauen. „Auf sein Urtheil ist zu bauen" äußerte er gegen Goethe. „Nie habe ich einen Kunstrichter gesehen, der sich durch die Nebenwerke an einem poetischen Produkt so wenig von dem Hauptwerke abziehen ließe." Die poetische Sendung erregte Körner's höchste Freude, wegen deren der strenge Kritiker sich fast glaubt entschuldigen zu müssen. „Wie mach' ich Dir's nur begreiflich, welche Freude mir Deine Gedichte gemacht haben? So lange habe ich diesen Genuß entbehren müssen! Und gleichwohl haben Deine Werke dieser Art für mich einen eigenthümlichen Reiz, den ich sonst nirgends finde. Es ist mir immer als ob ich nur hier zu Hause wäre. Mag immer das Subjektive dabei zum Grunde liegen!" „Natur und Schule" erklärte Körner für das vorzüglichste der Gedichte und Schiller stimmte ihm darin ausdrücklich zu, während Goethe „die Ideale", Humboldt „die Macht des Gesanges" am höchsten schätzte. Weniger sagte ihm Körner's Einzelkritik zu, die auch diesmal nicht ausblieb. Gerade Stel-

len, auf welche er sich etwas zu Gute that, griff Körner an, so den Schluß der Ideale: „Beschäftigung, die nie ermattet"; die dritte Strophe in der Macht des Gesanges: „Wie wenn auf einmal in die Kreise Der Freude mit Gigantenschritt Geheimnißvoll nach Geisterweise, Ein ungeheures Schicksal tritt." In einem Punkte gab Schiller nach: am Schlusse des „Pegasus" wurde die Apollo in den Mund gelegte „Moral des Stückes" weggelassen; dagegen blieb die ungeheuerliche realistische Forderung, das Gedicht mit dem Hungertode des Pegasus zu schließen, unerfüllt. Bald darauf erhielt Körner „Das Reich der Schatten" (jetzt „das Ideal und das Leben"), Schiller's sittlich-ästhetisches Glaubensbekenntniß und wohl das Vollendetste, was er je gedichtet. Der Dichter kannte den Werth dieser Gabe. „Das heutige Gedicht begleite ich nicht gern mit einem anderen. Es muß Dich allein beschäftigen, und es wird es auch, wie ich vermuthe." — „Du hast wohlgethan mir das Reich der Schatten allein zu schicken. Es hat mich ein Paar Tage lang fast ausschließend beschäftigt. In dieser Gattung — der philosophischen Ode — halte ich Dich für einzig." Diese wortkarge, aber inhaltschwere Anerkennung Körner's stimmte ganz überein mit der lebhafteren, begeistert ausgesprochenen Humboldt's. Fast ebensosehr wurden beide unmittelbar darauf durch die objektivere Darstellungsweise der „Elegie" (jetzt „der Spaziergang") zur Bewunderung gestimmt. Beide tauschten ihre Freude an diesem poetischen Wiederaufleben ihres Freundes mit einander aus, und beide berief er nun von Neuem zu der schweren Aufgabe, über die Art und Richtung seines Talentes Rath und Urtheil abzugeben. Humboldt beantwortet diese Frage mehr praktisch, indem er Schiller's hohen Beruf zum Dramatischen hervorhob und seine Begabung für das Ethische als geringer bezeichnete; Körner faßte die Frage allgemeiner. Er griff auf seine früheren Bemerkungen zurück, daß Schiller der Phantasie zu wenig Spielraum lasse und dem Verstande ein zu großes Uebergewicht einräume; er fand daher, daß die philosophische Ode vorzüglich für ihn geeignet sei, weil hier das Abstrakte seinen wohlberechtigten Platz habe; doch fügte er hinzu: „Ich bin weit entfernt, Dich auf dieses Fach einzuschränken. Auch in andern Gattungen kann Dir's nicht fehlen, wenn Du Dich nur gewöhnst, ruhiger zu empfangen, was Dir die Phantasie in reichem Maße darbietet." Indeß wichtiger für Schiller war eine andere Betrachtung, die Körner anstellte. Er erinnert daran, wie in Schiller's ersten Werken sich ungebildete Kraft zeige, die nur das Charakteristische, nicht das Schöne suchte, nur den einzelnen Theil im Auge hatte, nicht nach harmonischer Verbindung des Ganzen strebte, welche der Antike eigenthüm-

lich sei, und wie er jetzt sich diesem antiken Ideale nähere, „ohne doch den Reichthum des Einzelnen, des Charakteristischen aufzuopfern". „Wenn es möglich ist, die Alten zu übertreffen, so ist es auf dem Wege, den Du einschlägst." Hiemit hatte der oft so herbe Kritiker einmal das Wort gesprochen, welches Schiller gerade zu hören wünschte, welches seinem geheimsten innersten Verlangen entgegen kam. Die Alten! er kannte sie selbst nicht aus speciellem Studium, sondern nur aus oft unterbrochener, abgerissener Beschäftigung; sie standen vor ihm als Muster, die gerade seiner Individualität unerreichbar schienen; sie standen neben ihm, neu aufgelebt in Goethe, welchen er für einen rein hellenischen Geist hielt und dessen Dichterkraft er hoch über die seinige stellte. Sich neben ihm seine Position zu erobern, war der Zweck jener Aufsätze über naive und sentimentalische Dichtung, an welchen er damals arbeitete, in denen er das Verhältniß der modernen Dichtweise gegenüber der antiken untersuchte. Freilich bestimmte er den Unterschied anders als Körner, wie überhaupt in der Aesthetik jener Epoche der Begriff des „Antiken" zwei ganz verschiedene Bedeutungen erhält. Denn einerseits wird der Begriff am Homerischen Epos gebildet und die reine Naturwahrheit eines Kunstwerks damit bezeichnet, wie das Schiller in jener Abhandlung thut; andererseits wird er seit Winckelmann an der griechischen Plastik gebildet und dann als harmonische Gesetzmäßigkeit bestimmt, wie wir das eben bei Körner gefunden haben. In beiden so verschiedenen Vorstellungen aber ist als gemeinsamer Bestandtheil doch vorhanden die Forderung künstlerischer Objektivität, allerdings in verschiedenem Sinn, aber in übereinstimmender Abwehr einer subjektiven Kunstweise. Mag der Dichter sich der Forderung der Naturwahrheit oder der des Kunstgesetzes zu fügen haben, in beiden Fällen ist für seine Individualität als eines selbstständig ausgebildeten Charakters wenig Raum. Gegen beide Forderungen aber empörte sich etwas in Schiller, der in der Verehrung Kant's gelernt hatte, das zur Autonomie erhobene, von der Empirie wie vom heteronomen Gebot freigewordene Einzelwesen auf die oberste Höhe seines Gedankenbaues zu stellen. Wagte er es auch nicht sich in seinen Leistungen Goethe gleich zu setzen, so zollte er seinem Ideale doch innerlich die höhere Schätzung. „Es ist etwas in allen modernen Dichtern, was sie als modern mit einander gemein haben, was ganz und gar nicht griechischer Art ist, und wodurch sie große Dinge ausrichten. Es ist eine Realität und keine Schranke und die Neueren haben sie vor den Griechen voraus... Und nun fragt sich, sollte der moderne Dichter nicht Recht haben lieber auf seinem ... Gebiet sich einheimisch und vollkommen zu machen, als

in einem fremden ... sich von dem Griechen übertreffen zu lassen? Sollten mit Einem Wort neuere Dichter nicht besser thun, das Ideal als die Wirklichkeit zu bearbeiten?" Stolze Worte, auf welche sich die Romantik und später der Byronismus unseres Jahrhunderts mit Fug und Recht hätten berufen können*)! Worte, welche sich über jene Anerkennung Körner's, daß für die Erreichung des Idealziels der Reichthum des Einzelnen von Schiller nicht aufgeopfert werde, schon weit hinwegschwingen, — und nicht zur Förderung des Dichters! Einzelne Stellen in seinen späteren Dramen, dem Höhepunkt deutscher tragischer Kunst, die doch nicht als völlig probehaltig, die etwa als brüchiger Bestandtheil erscheinen, der dem Nagen der Zeit anheimfällt, solche Stellen sind aus diesem Vordrängen einer zu gewaltsamen Subjektivität über das an der Naturwahrheit bestimmte griechische Maß hinaus entstanden. Wir werden Körner's Kritik später auch gerade nach dieser Richtung hin wirksam sehen. Humboldt schrieb bald nachdem er den selbstbewußten Erguß Schiller's erhalten, an Körner: „Auf Schiller's Wege glaube ich, liegt der höchste Gipfel der Dichtkunst; aber ich wage nicht zu sagen, ob auch ein erreichbarer." Körner seinerseits hörte nicht auf, Schiller zu freiem Gewährenlassen der sinnlichen Phantasie zu ermahnen, „ohne sie durch übersinnliche Ideen zu stören". Er war in der Folge besonders durch die „Klage der Ceres", durch den „Besuch", die „Begegnung" befriedigt, Gedichte, in welchen er diese poetische Freiheit wahrnahm. Dagegen fand er in den „Kranichen des Ibykus", im „Ring des Polykrates" eine gewisse Trockenheit, welche aus dem sichtlichen Vordrängen des Gedankens sich ergebe und scheute sich nicht, als Schiller kurzweg erklärte, in diesen Gedichten sei die Poesie nur Mittel zum Zweck, ihm in längerer Auseinandersetzung vorzuhalten, daß er seine Balladen damit selbst in eine minderwerthige Classe der Dichtung setze, — um so weniger begreiflich, als er doch ein ganz besonderes Talent für dieselben habe. Besonders hoch schätzte Körner den Gang nach dem Eisenhammer, den Grafen von Habsburg, den Ritter Toggenburg wegen des einheitlichen ballademäßigen Tons, den Taucher und den Handschuh wegen der „Klarheit, Lebendigkeit und Pracht", mit der der Gegenstand dargestellt sei, den „Kampf mit dem Drachen" wegen der gereiften epischen Kunst. Man könnte in diesen Urtheilen vielleicht eine Neigung zum Weichen, Gefühlsmäßigen ver-

*) Die leidenschaftliche Abkehr der Romantiker von Schiller geht auf ganz andere Ursachen zurück als auf künstlerische; sie beruht auf dem Hasse der Mystiker gegen den Stoiker. Thatsächlich ist der romantischen Poesie durch nichts so sehr vorgearbeitet worden als durch Schiller's Behandlung der „sentimentalischen Dichtung".

muthen; allein diese lag durchaus nicht in Körner's Charakter; nur die verstandesmäßige Schärfe, durch welche die Poesie weggeätzt wird, ist, was er so lebhaft bekämpft, daß dadurch seinem Urtheil eine gewisse Einseitigkeit aufgeprägt wird.

Indeß haben wir mit einigen der genannten Gedichte schon in eine spätere Zeit hinübergegriffen. Schiller's hauptsächliche Thätigkeit wandte sich, nachdem er den Weg zur Poesie wieder gefunden hatte, dem Drama zu; seit 1796 war er angestrengt mit dem Wallenstein beschäftigt. Es ist bekannt, welche ausdauernde Energie er daran setzte, nach so langer Pause nun ein dramatisches Werk zu schaffen, welches dem Reichthum und der Durchbildung seiner inzwischen gewonnenen Einsicht entspreche und nach seinem eigenen Urtheil sich neben die Werke Goethe's stellen dürfe. Auch in diesem wichtigsten Lebenswerke Schiller's war Körner's Theilnahme wirksam. Zunächst diente noch im Jahre 1796 ein längeres Beisammensein der Freunde dazu, den Plan zu erwägen und durchzusprechen. Als dann die bloße Vorarbeit vollendet war und die eigentliche Ausführung beginnen sollte, wird Körner die Frage vorgelegt, ob Prosa oder Jamben die geeignete Form bilden würden. Schiller selbst ist geneigt Humboldt's Rath zu folgen und Prosa zu wählen, da er das Stück doch „im strengen Sinne für die theatralische Vorstellung bestimme". Körner ist anderer Ansicht: „Die Jamben würde ich ungern entbehren, und nur die Ueberzeugung, daß sie wirklich der lebendigen Darstellung schadeten, könnte mich davon zurückbringen. Es fragt sich, ob solche Scenen im Wallenstein vorkommen, die schlechterdings nicht in Jamben gesagt werden können. Und dann wäre noch zu entscheiden, ob man nicht wie Shakspeare bloß in solchen Scenen die Jamben aufhören ließe. Doch will mir dies nicht recht gefallen. Es giebt mir immer einen Ruck, wie der Gesang einer deutschen Oper ohne Recitative." Bekanntlich begann Schiller trotzdem die Ausführung in Prosa, um aber bald dennoch zu den Jamben überzugehen. „Ich begreife kaum, wie ich es je anders habe wollen können; es ist unmöglich ein Gedicht in Prosa zu schreiben ... es ist erst jetzt eine Tragödie zu nennen." Schloß sich hier Schiller Körner's Urtheil nach einigem Schwanken an, so waren beide von Anfang an einig in der ächt dramatischen Art, wie Schiller diesen Stoff ergriff und behandelte. Einzig und allein mit der Achtung für das Objekt, mit dem entschiedenen Willen, den subjektiven Antheil daran zurückzudrängen oder vielmehr dem Stoffe eine Fassung zu geben, welche die subjektive Theilnahme des Dichters gar nicht erregte: eine wahrhafte Illustration zu der Kant'schen Definition des ästhetischen

Empfindens als eines „interesselosen Wohlgefallens". Es war das erste Mal, daß Schiller einen dramatischen „Helden" erschuf, an den ihn keine persönliche Sympathie fesselte, und dennoch war er „für die Arbeit begeistert". Denn mit klarster Einsicht erkannte er, daß dies der Weg sei, auf welchem er zur Höhe dramatischer Kunst aufsteigen müsse. Er legte sich hier einen Zwang auf, welcher von der Freiheit, die er vor einigen Jahren für den modernen Dichter gefordert, weit abstach und dem er sich erst wieder entzog, als er zuletzt die Scenen zwischen Max und Thekla dichtete. Körner traf gewiß Schiller's Absichten richtig, als er im „Lager" besonders das „Goethe'sche in der Behandlung" hervorhob, und als er in den folgenden Stücken trotz „der planmäßigen und schulgerechten Methode" doch „ein jugendlich frisches Leben" überall athmend fand. In der ausführlichen Beurtheilung freilich, welche er zu Anfang des Jahres 1800 Schiller einsandte, nahm er einen Standpunkt ein, welcher keine richtige Ueberschau über die Handlung des Stückes gewährte und darum von Schiller zurückgewiesen wurde. Wir sind erstaunt, wenn wir den sonst so nüchtern urtheilenden Mann über „die beiden Piccolomini" äußern hören: „Max ist doch eigentlich der Mittelpunkt des Ganzen. Alles um ihn her soll nur der Schauplatz sein, auf dem sich seine hohe sittliche Natur verherrlicht." Hieran reihen sich dann Rathschläge zu allerlei Veränderungen, durch welche es dem Zuschauer erleichtert werden könnte, „das Ganze aus diesem Gesichtspunkte zu fassen". Wir werden wohl nicht irren, wenn wir annehmen, daß hier der Einfluß des weiblichen Elements in Körner's Hause, der von Schiller's Dichtung so lebhaft eingenommenen Gattin und Schwägerin dem Kritiker einen Streich gespielt hat! Schreibt er doch, als er das Stück zum erstenmal ihnen vorgelesen: „Die Wirkung auf Minna und Dora war sehr stark. Besonders haben Max und Thekla Glück gemacht." Schiller verwahrte sich entschieden gegen Körner's Auffassung: „In Deinem Urtheil über den Wallenstein glaubte ich noch etwas zu sehr Stoffartiges zu bemerken, weil Du mir auf den Max Piccolomini ein zu großes Gewicht legtest, ja sogar voraussetztest, daß er in den Piccolomini die Hauptperson vorstellen sollte und den Wallenstein verdunkeln. Nach meiner Ueberzeugung hat das moralische Gefühl niemals den Helden zu bestimmen, sondern die Handlung allein, insofern sie sich allein auf ihn bezieht oder von ihm allein ausgeht."

Indeß mit diesem Mißgriff war durchaus nicht Körner's Kritik des Wallenstein erschöpft, die vielmehr auch vieles Werthvolle darbot, der Schiller in manchen Punkten folgte, in noch mehrerern hätte folgen

sollen*). Trotz aller Grundsätze der Objektivität hatte Schiller doch auch im Wallenstein an manchen Stellen sein persönliches Empfinden in einer Weise hervortreten lassen, welche in den Rahmen dramatischer Charakteristik nicht paßte. Er hatte an solchen Stellen seine Personen Empfindungen oder Gedanken ausdrücken lassen, welche wohl den Dichter oder Hörer in diesem Augenblicke der Handlung füllen konnten, aber nicht so sehr den Handelnden oder Leidenden selbst. Zwei Gestalten besonders griff Körner wegen solcher Verzeichnungen an: Butler und Wallenstein; Butler müsse finsterer und verschlossener erscheinen, dürfe sich von seiner Handlungsweise nicht so deutlich Rechenschaft geben; „ich möchte ihn weder weiß noch schwarz, sondern wie eine dunkle Nebelgestalt im Hintergrunde". Mehrere Stellen, in denen B. über sich selbst reflektirt, hat Schiller trotz Körner's Widerspruch beibehalten; den ganzen Monolog aber, der im 4. Akte ausschließlich der Selbstrechtfertigung dienen sollte, hat er auf Körner's Rath gestrichen und damit unzweifelhaft zu Gunsten schärferer Charakteristik der Gestalt gehandelt. Der Monolog ist schon früh aus Schiller's Nachlaß bekannt geworden; er schließt mit einem ächt Schiller'schen, packend kraftvollen Bilde:

„Nicht Großmuth ist der Geist der Welt.
Krieg führt der Mensch, er liegt zu Feld,
Muß um des Daseins schmalen Boden fechten;
Glatt ist der Grund, und auf ihn drückt die Last
Der Welt mit allen ihren Mächten!
Und wenn er nicht den Rettungsast
Mit schnellem Aug' erspäht und faßt,
Nicht in den Boden greift mit festem Fuß,
Erhebt ihn der gewalt'ge Fluß,
Und hingerafft im Strudel seiner Wogen,
Wird er verschlungen und hinabgezogen."

Es mochte Schiller nicht leicht sein, Verse, die so sehr seine persönliche Dichtweise ausprägten, zu verwerfen; aber er that es dennoch. An der Person Wallenstein's ließ er sich nicht zu bedeutenden Concessionen herbei; auch hier hatte Körner manche poetisch treffliche Stelle unwahrscheinlich, zu bilderreich, zu breit ausgeführt, zu weich in der Empfindung gefunden; so jene berühmten Worte, die Wallenstein in der Entrüstung über den Verrath Octavio's, zum Gedächtniß des in den Tod getriebenen Max bald zu sich selbst bald zu seiner Umgebung

*) Der ausführliche zweite Theil des kritischen Briefes, der diese werthvollen Bemerkungen enthielt, ist von Jonas a. a. O. abgedruckt worden. Die Bemerkung Goedeke's (der ihn übergangen hatte), daß er auf die Textgestaltung ohne Einfluß geblieben sei, ist, wie sich aus dem Folgenden ergiebt, unrichtig.

redet. Vieles, was Körner hier anzweifelt, finden wir noch jetzt in Schiller's Werken; bei manchen dieser Stellen aber wird unser heutiges Urtheil Körner Recht geben. Getilgt wurde auf seinen Rath eine von Wallenstein an Max gerichtete Ermahnung:

> Gerechtigkeit ist eines Herrschers Tugend;
> Ein treues Herz steht dem Beherrschten an;
> Nicht jedem ziemt's, auf seiner schmalen Bahn
> Den hohen fernen Arktur zu befragen.
> Du folgst am sichersten der nächsten Pflicht;
> Nur der Pilot befragt den Himmelswagen."

Wallenstein's erfolgreiche Heereswerbung hatte Schiller ihn selbst mit den Worten schildern lassen:

> „Und wie des Waldes liederreicher Chor
> Schnell um den Wundervogel her sich sammelt,
> Wenn er der Kehle Zauberschlag beginnt,
> So drängte sich um meines Adlers Bild
> Des deutschen Landes kriegerische Jugend."

Körner kritisirte mit den kurzen Worten: „Dieses Bild scheint mir nicht ganz dem Charakter und der Situation angemessen", und Schiller hat darauf verzichtet.

Sein früheres Vertrauensverhältniß zu Kaiser Ferdinand beschrieb Wallenstein mit den Worten:

> „Vielmals speisten wir
> An einem Tisch vertraulich mit einander,
> Wir beiden, und es hielten mir
> Die königlichen Söhne selbst das Becken
> Zum Waschen dienend über meine Hände.
> Und so zu endigen!"

Die Gräfin Terzky suchte Wallenstein's Gewissen mit den seltsamen Worten zu beschwichtigen:

> „Heißt man Dich morden, mit verfluchtem Stahl
> Den Schooß, der Dich getragen hat, durchbohren?
> Das wäre wider die Natur und werth
> Die Eingeweide schaudernd aufzuregen,
> Und dennoch haben's um geringen Preis
> Nicht wenige gewagt und ausgeführt.
> Was ist an Deinem Fall so Ungeheures?"

Beide Stellen sind auf Körner's Rath gefallen.

Auch manche Erwähnungen der antiken Mythologie fand Körner mit dem historischen Colorit des Ganzen unverträglich. Schiller hat in Folge dessen den „Baltischen Neptun", von welchem der Schwedische Oberst sprach, verschwinden lassen; die Erinnyen aber, welche Max

Piccolomini die entsandte Kugel ergreifen und lenken läßt, hat er sich nicht entschließen können zu verjagen.

Mit dem „Walleinstein“ erreichte die kritische Thätigkeit Körner's im Wesentlichen ihr Ende. Schiller hatte sich bei der mühsamen und methodischen Arbeit an diesem Werke die dramatische Technik, welche seinen jetzigen Anschauungen entsprach, so sehr angeeignet, daß er jetzt in rascher Folge theils Originalschöpfungen, theils Nachbildungen dem Theater lieferte, ohne nach kritischer Theilnahme noch ein so lebhaftes Bedürfniß zu empfinden. Nur wenige Jahre waren ihm ja noch vergönnt, die er in vollem Bewußtsein nicht zu hoffender langer Lebensdauer mit der äußersten Anspannung seiner Schaffenskraft fruchtbar machte.

Wenn wir zum Schlusse nun ein Gesammtbild der kritischen Bedeutung Körner's zu gewinnen suchen, so wäre hierzu noch erforderlich, was aus dem Rahmen dieses Aufsatzes heraustritt, die kritische Thätigkeit zu erwähnen, welche er den Werken Goethe's und Humboldt's, den zahlreichen Mitarbeitern an Schiller's Horen und Almanachen regelmäßig gewidmet hat. Besondere Anerkennung verdient seine Beurtheilung des Wilhelm Meister, welche Goethe's vollsten Beifall fand und obgleich nur als Privatbrief flüchtig hingeworfen, doch von Schiller sogleich in den „Horen“ abgedruckt ward. Ein abgewogenes Urtheil über Körner's Kritik hat Haym in seiner Biographie Wilhelm Humboldt's gegeben. Was er hier über Körner's ästhetischen Sinn, logische Urtheilskraft, Wahrheitsliebe, kategorische Sicherheit, nüchterne Unbefangenheit bemerkt, wird Jeder gerne bestätigen; das Schlußurtheil, daß in Körner's Ansichten die der Nation und des Publikums sich ausdrückten, müssen wir ablehnen. Körner's Urtheil war zu individuell, um für das der Nation, zu durchdacht, um für das des Publikums gelten zu können. Das Eigenthümliche desselben beruht darauf, daß es stets vom Standpunkte selbständig errungener Grundsätze aus abgegeben wurde, während sich Humboldt auf Schiller's Standpunkt versetzte und von da aus urtheilte. Oder vielmehr: Humboldt's Geschmack war mit dem Schiller's so übereinstimmend, daß seine Kritik — wie auch Haym hervorhebt — sich mehr nur auf Einzelheiten erstreckte; Körner dagegen war mit Schiller durch persönliche Freundschaft verbunden, in den Grundsätzen aber oft von ihm abweichend. Daher war Humboldt's Kritik Schiller dann von größerem Werth, wenn er seines Weges schon sicher war und nur vor Abirrungen bewahrt werden wollte; — Körner's Urtheil dagegen wichtiger, wenn es galt erst über den Weg selbst in's Klare zu kommen. Humboldt's Urtheil konnte nie störend wirken, vielleicht aber manches

Mal zu wenig bieten; Körner's hatte mehr Inhalt, ignorirte aber öfters die schon eingeschlagene Bahn zu sehr, um noch berücksichtigt werden zu können. Für die Nachwelt hat es durch jenen Inhaltsreichthum größeres Interesse als das Humboldt's, welches sich öfters in Subtilitäten verliert. Dagegen läßt Körner bisweilen jene bei Humboldt nie fehlende Achtung vor dem Werke des Genius vermissen, welche dieser beanspruchen darf, auch wenn er das bisher nicht Geleistete in anderer Weise als es erwartet worden, geleistet hat. Mehr als in anderen literarisch-bedeutsamen Correspondenzen jenes Kreises überwiegt eben in dieser der menschlich-freundschaftliche Charakter, und den Zug hingebender Verehrung erhielt Körner's Verhältniß zu Schiller erst nach dem frühzeitigen Tode des Freundes, als er sich das dauernde Verdienst erwarb, die Werke des Hingeschiedenen zu sammeln und sie zugleich mit dem sorgfältig gezeichneten Lebensbilde dem deutschen Volke darzubieten.

Verfassung, Selbstverwaltung und Sozialreform.

Von

Conrad Bornhak.

Verfassung, Selbstverwaltung und Sozialreform bezeichnen drei politische Ideen, welche in diesem Jahrhundert nach einander, sich gegenseitig theils ergänzend theils ausschließend die europäische Kulturwelt beherrscht haben und noch beherrschen. Jene Ideen treten in den verschiedenen Staaten Europas mit größerer oder geringerer Intensivität auf, sie vermögen sich in dem einen Staate mehr Geltung zu verschaffen, mehr das gesammte öffentliche Leben zu durchdringen als in dem anderen. Nirgends haben sie aber Halt gemacht an den politischen Grenzsteinen eines Staates, der überhaupt der innigen Gemeinschaft europäischen Lebens und europäischer Kultur angehörte. Während daher die halbasiatischen Staatsbildungen Rußlands und der Türkei kaum äußerlich berührt werden, wird das übrige Europa von jenen Ideen, allerdings in ungleichem Maße, voll ergriffen. Man kann sie daher als die drei politischen Angelpunkte des germanisch-romanischen Europa während des 19. Jahrhunderts bezeichnen. Es kommt dabei zum Ausdrucke, daß das europäische Leben, wenn man vielleicht von dem äußersten Osten absieht, auf im allgemeinen gleichen wirthschaftlichen und sozialen Voraussetzungen beruht, und daß diese Gleichartigkeit der europäischen Kultur auch die gleichen politischen Erscheinungen zu Tage fördert.

Die Idee der Verfassung fiel als die reife Frucht der politischen Arbeit des 18. Jahrhunderts und der gewaltigen Erschütterung der französischen Revolution dem 19. Jahrhundert in den Schoß, wenn auch die praktische Durchführung sich vielfach bis in die Mitte des letzteren hingezogen hat. Es war das Romanenthum, besonders Frankreich, dem in diesem Stadium der Entwicklung die führende Rolle zufiel, es waren die romanischen Staaten, welche die konstitutionellen Prinzipien am entschiedensten und bis in die äußersten Konsequenzen

zur Durchführung brachten, während das übrige Europa nur von den letzten Wellenschlägen der großen Bewegung berührt wurde und ihre Gedanken nur in unvollkommener Weise verwirklichte. Gleichwohl hat der romanische Volksgeist die konstitutionelle Doktrin nicht erfunden, sondern sie nur der germanischen Staatsbildung entlehnt und den eigenen Bedürfnissen entsprechend umgestaltet. Die Verfassung eines großen germanischen Staatswesens, welches sich in eigenthümlicher Weise entwickelt hatte, sollte als Ideal bürgerlicher Freiheit überhaupt auf den Kontinent übertragen werden. Die konstitutionelle Bewegung hat also zum Ziele die Nachahmung der englischen Verfassung in den Staaten des Kontinents. Zum Verständnisse dieser Bewegung erscheint es nothwendig, sich die öffentlichen Rechtszustände Englands und des Kontinents um die Grenzscheide des 18. und 19. Jahrhunderts in ihrer Verschiedenheit kurz zu vergegenwärtigen.

Die Grundlagen der englischen Verfassung sind gelegt worden durch die normannische Eroberung und durch die schrankenlose Herrschaft der Eroberer. Gegenüber dem Zwiespalt der Nationalitäten konnte die Monarchie, der kein einheitlich organisirter Widerstand der besitzenden Klassen oder einzelner lokaler Gewalten entgegentrat, ihre Staatshoheitsrechte in einem sonst dem Mittelalter unbekannten Maße ausbilden und die ganze Verwaltung an ihrem Hofe centralisiren. Diese absolute Herrschaft ermöglichte es, den besitzenden Klassen den schweren Gerichts- und Polizeidienst im staatlichen Interesse aufzuerlegen. Die noch heute erhaltenen Grundpfeiler der englischen Selbstverwaltung, Jury und Friedensrichteramt, stammen aus der Zeit der Plantagenets. Da nicht die besitzenden Klassen es waren, welche sich staatliche Hoheitsrechte aneigneten, sondern der Staat, welcher öffentliche Pflichten auferlegte, so bleibt in England der reine Amtscharakter des öffentlichen Dienstes gewahrt, er ist nie ein eigenes Recht von Grundbesitzern oder städtischen Korporationen geworden.

Nachdem in mehr denn einem Jahrhundert der Zwiespalt der Nationalitäten ein Ende gefunden hatte in der Einheit der neubegründeten Nation, mußte diese den Uebergriffen der königlichen Gewalt entgegenzutreten suchen durch Aufstellung fester Rechtsschranken für dieselbe. Während auf dem Kontinente die staatliche Gewalt geschwächt wurde, indem Grundherren und Städte sie sich aneigneten, bot die englische Verwaltung mit ihrem ausgebildeten System der Staatshoheitsrechte einem solchen Verfahren unübersteigliche Hindernisse. Die rein staatliche Verwaltung nach Amtsrecht mußte erhalten, sie konnte nur an feste Rechtsschranken gebunden werden.

Auf diesen Grundlagen ist aus den rein berathenden Hoftagen der normannischen Zeit das Parlament als erweiterter Staatsrath der großen Kronvasallen erwachsen, zu dem seit Heinrich III. auch Vertreter der Grafschaften und Städte hinzutreten. Es ist hier nicht der Ort, das englische Parlament in seinen einzelnen Entwicklungsstadien, in seiner stetig zunehmenden Macht zu verfolgen, nachzuweisen, wie durch ihre Stellung in der Selbstverwaltung und im Parlamente die englische Gentry alle Versuche der Stuarts, die Parlamentsverfassung zu stürzen, vereitelt. Nur soviel ist als Endergebniß der Entwicklung und als Erfolg der Revolution von 1688 festzuhalten, daß die neue von der herrschenden Klasse berufene Dynastie nicht mehr in der Lage war, das eigene Recht des Königthums gegenüber der Omnipotenz des Parlaments zur Geltung zu bringen.

Gleichwohl hat sich die englische Gentry niemals zu einem rechtlich von dem übrigen Volke geschiedenen niedern Adel abzuschließen vermocht. Nur ein hoher Adel mit geringen Ehrenvorrechten hat sich aus der herrschenden Klasse durch die Mitgliedschaft des Oberhauses ausgesondert. Bis in das 17. Jahrhundert hat die Monarchie, seitdem der Einfluß der Mittelklassen jede ständische Gliederung der Gesellschaft verhindert und die Gleichheit aller vor dem Gesetze aufrecht erhalten.

Eine ganz entgegengesetzte Entwicklung hatten die Völker des Kontinents seit der karolingischen Zeit erfahren. Allerdings haben auch hier die besitzenden Klassen in Reichs- und Landständen vollen Antheil an der Leitung des Staates wie seiner Provinzen gehabt, bildet auch hier die Grundlage der ständischen Macht die Stellung einzelner Mitglieder der Stände als Lokalobrigkeiten bestimmter Bezirke. Allein der Ausgangspunkt war nicht der Staatsabsolutismus, und durch diesen verschiedenen Ausgangspunkt erscheint die ganze weitere Entwicklung bedingt.

Die Grafengewalten waren schon seit der späteren karolingischen Zeit mit dem Besitze größerer Grundherren oder kirchlicher Korporationen zu einer untrennbaren Einheit verschmolzen, der größere Grundbesitz mit den alten Amtsrechten als Pertinenzen bildete die Grundlage der Landeshoheit. Ebenso erwarben später eine Reihe städtischer Korporationen die Grafschaftsrechte über ihr städtisches Territorium und erhielten dadurch eine der fürstlichen entsprechende Stellung. Diese Entwicklung setzt sich seit dem 12. und 13. Jahrhundert fort in den einzelnen Territorien. Die lokale Gewalt, insbesondere Gerichtsbarkeit und Polizei, geht auf dem flachen Lande zum größten Theile auf den mittleren Grundbesitz, den später sogenannten niederen Adel, oder auf kleinere

kirchliche Korporationen, in fast allen Städten auf die städtischen Korporationen über. Abgesehen von den größeren oder geringeren Domänenbezirken sind also Provinzialbehörden die Landesherren oder ihnen gleichstehende Städte, Lokalobrigkeiten die Gutsherren und Städte. Das Reich besitzt im allgemeinen keine anderen Organe als die Landesherren, diese keine anderen Organe als Gutsherren und städtische Magistrate. Diese Ausübung der provinzialen und lokalen Gewalten durch die besitzenden Klassen unterscheidet sich von dem englischen System dadurch, daß in der feudalen und patrimonialen Verwaltung das staatsrechtliche Moment des Amtes vollständig verschwindet hinter dem privatrechtlichen des Besitzes. Die Amtsrechte sind zu bloßen Pertinenzen des Grundbesitzes herabgedrückt und werden nach den gleichen Grundsätzen behandelt wie dieser.

Da Reich wie Territorien keine eigenen, von ihnen unbedingt nach Amtsrecht abhängigen Organe besitzen, müssen sie sich zu allen Regierungshandlungen, deren Wirksamkeit sich über die Domänen hinaus erstreckt, vorher zu versichern suchen, ob die Stände als Lokalobrigkeiten auch den Staatswillen ausführen wollen. Das geeignete Mittel hierzu ist die Vereinigung der einzelnen Obrigkeiten zu Reichs- und Landständen. Die Bildung der Stände hat also zur Grundlage die obrigkeitliche Stellung ihrer Mitglieder, in den Reichsständen sind die Organe des Reiches für die provinzielle Verwaltung, in den Landständen die Lokalobrigkeiten des Territoriums vertreten. Der Ausschluß aller übrigen Bevölkerungsklassen, besonders des Bauernstandes, soweit nicht wie in einzelnen Territorien die Dorfschaften eine den städtischen Korporationen analoge Gewalt besitzen, ergiebt sich hiernach von selbst.

Erst nachdem die besitzenden Klassen Lokalobrigkeiten und vermöge dieser Stellung Gesammtvertretung des Landes geworden sind, suchen sie ihre erworbenen Rechte zu sichern durch Ausschließung aller nicht zu ihnen der Geburt nach gehörigen Personen von Erlangung einer ähnlichen Herrschaft. Die ständische Gliederung der Gesellschaft und die rechtliche Abschließung der einzelnen Gesellschaftsklassen ist also nicht die Voraussetzung, sondern die Folge der bereits erlangten Stellung der Stände als Lokalobrigkeiten wie als Gesammtvertretung des Landes und folgt ihr auch zeitlich nach, indem sie sich erst am Schlusse des Mittelalters und im Beginne der Neuzeit vollendet. Erst im 16. Jahrhundert wird dem Adel das ausschließliche Recht zum Erwerbe und Besitze von Rittergütern, dem Bürgerthume das ausschließliche Recht zum Betriebe bürgerlicher Gewerbe beigelegt, der Bauer allgemein an die Scholle gebunden. Damit sind die drei Besitzklassen zu recht-

lich geschlossenen Geburtsständen geworden, aus denen grundsätzlich niemand in einen anderen Stand übergehen kann.

Die Durchbrechung dieser dreiseitigen ständischen Position durch die Monarchie geschieht erst, nachdem die Landesherren vermöge der veränderten Heeresverfassung in den Besitz der realen Machtmittel zur Ueberwindung der Stände gelangt waren. Allerdings ist diese moderne staatliche Entwicklung in Deutschland auf dem Territorium, in den meisten übrigen Ländern auf dem Reiche basirt worden. Die innere Entwickelung ist jedoch die gleiche. Die Monarchie beseitigt den ständischen Einfluß zunächst da, wo er ihr am lästigsten ist, in der Gesammtvertretung des Landes. Demnächst werden die Stände als Lokalobrigkeiten unschädlich gemacht und zwar entweder wie in Frankreich durch grundsätzliche Aufhebung der ständischen Lokalverwaltung oder wie in Deutschland dadurch, daß sie unter die strengste Kontrolle der neuen staatlichen Behörden gestellt und zum unbedingten Gehorsam gegen die staatlichen Befehle gleich den Beamten genöthigt werden. Am wenigsten lästig war dem neuen absoluten Staatswesen die zuletzt erworbene ständische Position, die ständische Dreigliederung der Gesellschaft. Die neue Verwaltung auf dem Gebiete des Militärwesens, der Polizei und der Finanzen wurde dadurch im allgemeinen nicht nur nicht gehindert, die ständische Gliederung erwies sich im Gegentheile als sehr geeignete Grundlage für die Verwaltung des absoluten Staates. Der Adel als geschlossener Stand bot das beste Material für das Offizierkorps des stehenden Heeres, das indirekte Steuersystem ließ sich zwanglos den ausschließlichen Gewerberechten der Städte aufpfropfen &c. Ueberdies konnte man den bisher herrschenden Klassen der Gesellschaft nicht wohl alles auf einmal nehmen, ohne einen Widerstand zu entfesseln, dessen Bedeutung noch im Anfange des 18. Jahrhunderts keineswegs zu unterschätzen war. So bleibt denn von den drei Gliedern der ständischen Machtstellung die rechtliche Abschließung der einzelnen Gesellschaftsklassen zu den drei Ständen, Adel, Bürger, Bauern, wozu in katholischen Landen noch die Geistlichkeit kam, vollständig unberührt, während die Stellung der Stände als Lokalobrigkeiten und als Gesammtvertretung des Landes theils mehr theils weniger untergraben und vernichtet wurde.

Das öffentliche Leben der kontinentalen Staaten des 18. Jahrhunderts beruht also auf einer Kombination zweier einander von Hause aus feindlicher Prinzipien, dem ständischen und dem absolutistischen, die zu einem wechselseitigen Modus vivendi gelangt waren. Die Gesellschaftsordnung ist durchdrungen von der aus dem späteren Mittelalter überkommenen Abschließung der Gesellschaftsklassen zu rechtlich anerkannten

Ständen, die Verfassung und Verwaltung des Staates ist die der absoluten Monarchie. Die erstarkenden Mittelklassen, welche nach der ständischen Rechtsordnung vorzugsweise dem Bürgerstande angehörten, mußten sich gegen beide Erscheinungen des öffentlichen Rechts wenden. Sie konnten zunächst die ständische Abschließung der Gesellschaftsklassen nicht billigen, welche dem Adel den ausschließlichen Besitz der Rittergüter und die vorzügliche Befähigung für den Staatsdienst zusprach. Die ständische Gliederung der Gesellschaft mußte den Mittelklassen um so unverständlicher sein, je mehr die historischen Voraussetzungen derselben, die lokalobrigkeitliche Gewalt der Stände und ihre Stellung als Gesammtvertretung, verschwunden waren. In Frankreich, wo beides nicht mehr bestand, sondern die ständische Rechtsordnung, „die Privilegien" vollständig in der Luft schwebten, war die Abneigung dagegen am intensivsten, in Deutschland, wo die Zurückdrängung der Stände in maßvollerer Weise erfolgte, kaum vorhanden. Die Mittelklassen konnten aber weiterhin die absolute Staatsgewalt nicht mehr ertragen, sie verlangten Antheil am öffentlichen Leben. In beiden Beziehungen schien die englische Verfassung das Ideal dessen zu sein, was man erstrebte. England kannte keine ständische Gliederung der Gesellschaft, es hatte alle Versuche zur Herstellung des Absolutismus vereitelt. Wie es den einzelnen Unterthanen die Gleichheit aller vor dem Gesetze, so gewährte es im Parlamente der Vertretung der Gesammtheit einen ausschlaggebenden Antheil an der Leitung des Staates. Da man das, was man suchte, schon auf der Oberfläche fand, hatte man keinen Anlaß, tiefer dem Wesen der englischen Verfassung nachzuforschen. Man übersah daher, daß die Parlamentsverfassung auf der eigenthümlichen Gestaltung der Verwaltung beruhte, daß Verfassung wie Verwaltung nicht einer abstrakten politischen Freiheit, sondern der Klassenherrschaft der Gentry dienten. So konnte der am meisten aristokratische Staat das Ideal der bürgerlichen Demokratie des Kontinents werden.

Die negative Forderung nach Beseitigung der „Privilegien" war am leichtesten zu befriedigen und ging dem konstitutionellen Verfassungsleben voran. Die französische Revolution genügte ihr in jener bekannten Augustnacht 1789, die deutschen Staaten im ersten Dezennium dieses Jahrhunderts. Es galt nun, auch das positive Verlangen nach Theilnahme des Volkes an den Geschicken des Staates zu erfüllen.

Als das Charakteristische des freien öffentlichen Lebens in England erschien nun die Theilnahme des Volkes an der Gesetzgebung, die Unabhängigkeit der Justiz vom Kabinette des Monarchen. Seit Locke und Montesquieu führte man dieses freie Verfassungsleben zurück auf das

Prinzip der Theilung der Gewalten, welches man in der englischen Verfassung verwirklicht sah. Daß diese Ansicht, die englische Verfassung habe durch die Theilung der Gewalten die politische Freiheit verwirklicht, trotz der bestrickend einleuchtenden Darstellung nur ein großer Irrthum war, bedarf jetzt keines Nachweises mehr. Die unermeßliche Bedeutung der konstitutionellen Theorie besteht darin, daß sie gerade durch ihren Irrthum ein allgemeines politisches Bedürfniß befriedigte. Alle staatliche Thätigkeit wird ihrem Inhalte nach zerlegt in drei Zweige den Erlaß von Rechtsnormen, die Ausführung derselben und die Rechtsprechung bei streitigem Rechte. Die individuelle Freiheit soll nun allein dann Schutz finden können, wenn die drei Gewalten auf verschiedene Träger vertheilt sind. Die Gesetzgebung soll der Volksvertretung zustehen, der gegenüber sich das positive Gesetzgebungsrecht des Monarchen zu einem bloßen Veto abschwächt, die Ausführung der Gesetze dem Monarchen, der somit lediglich Vollzugsorgan der Volksvertretung ist, die Rechtsprechung unabhängigen Gerichten. Die drei Gewalten sind also materiell und formell, nach Inhalt und Subjekt verschieden, jedoch derart, daß der formelle und materielle Umfang jeder Gewalt sich decken. Der Vorwurf, den man der Theorie der Theilung der Gewalten gemacht hat, daß sie die Einheit des Staates zerreiße, demselben drei verschiedene Subjekte substituire, trifft sie in Wahrheit nicht. Denn im Hintergrunde schwebt immer die Idee der Volkssouveränität, welche nicht einmal eine vollständige Gleichstellung der drei Gewalten aufkommen läßt. Zweifellos ist die von dem unmittelbaren Vertreter des Volkes, der Volksvertretung, geübte Gewalt der Gesetzgebung die höchste, einzig souveräne. Die Exekutivgewalt des Monarchen hat nur den Willen des Gesetzgebers zu vollziehen, die richterliche Gewalt ihn bei Streitigkeiten auszulegen, so lange der Gesetzgeber selbst nicht eine authentische Auslegung giebt. Mit Recht stellen daher zahlreiche romanische Verfassungsurkunden das Prinzip der Volkssouveränität an die Spitze: „Tous les pouvoirs émanent de la nation“, und gelangen von diesem Grundsatze aus zu der Theilung der Gewalten.

Die konstitutionelle Theorie, deren Ausgangspunkt somit das Prinzip der Volkssouveränität, deren charakteristische Eigenthümlichkeit die Lehre von der Theilung der Gewalten bildet, hat sich nun aber in den einzelnen kontinentalen Staaten nur in sehr verschiedener Weise Geltung verschaffen können.

Sie ist vollständig verwirklicht worden in den Verfassungen der romanischen Staaten, welche unter dem Eindrucke wiederholter Dynastiewechsel das einzig bleibende Moment des Staatslebens nur im Volke

sehen und sich der rechtlichen oder thatsächlichen Anerkennung der Volkssouveränetät nicht entziehen konnten. Die Praxis dieser Staaten ging sogar noch durchweg über die Forderungen der konstitutionellen Theorie hinaus durch Uebereignung der Exekutive an die Volksvertretung. Schon das jährliche Einnahme- und Ausgabebewilligungsrecht der Volksvertretung, in welchem man nach dem auch hier wieder mißverstandenen englischen Vorbilde ein wesentliches parlamentarisches Recht sah, bot zu dieser Fortbildung einen Anlaß. Denn bewilligte die Volksvertretung nach freiem Ermessen der Verwaltung alle Einnahmen und Ausgaben, so ertheilte sie ihr damit, da kein Staat ohne solche bestehen kann, alljährlich Vollmacht zur Führung der Staatsgeschäfte. Daraus entwickelt sich der Grundsatz, daß die Minister aus der jeweiligen Parlamentsmehrheit hervorgehen müßten. Vermöge dieser Anschauungen wird die exekutive Gewalt auf einen Ausschuß der jeweiligen Parlamentsmehrheit übertragen, so daß die monarchische Thätigkeit sich auf die rein formellen Funktionen der Beauftragung des Führers der Parlamentsmehrheit mit der Kabinetsbildung und der Unterzeichnung der vom Kabinette gebilligten Staatsakte beschränkt. Es war natürlich, wenn unter dem Eindrucke dieser konstitutionellen Praxis Benjamin Constant die Exekutive nicht dem Monarchen, sondern dem Ministerium beilegte, für den Monarchen dagegen, dem somit nichts übrig blieb, eine besondere, zwischen den drei anderen Gewalten vermittelnde und ausgleichende Gewalt, Pouvoir modérateur, schuf, eine Fortbildung der konstitutionellen Theorie, welche, beiläufig bemerkt, in der Verfassung des kürzlich verflossenen brasilianischen Kaiserreiches gesetzliche Anerkennung fand.

Während die romanische Welt die konstitutionelle Theorie derartig fortführte, daß die Monarchie vielfach kaum mehr eine erbliche Präsidentschaft, sondern ein ganz ätherisches, in den Wolken schwebendes Wesen war, verhielten sich die deutschen Staaten gegen die konstitutionelle Theorie außerordentlich spröde und bildeten sie in ihrem Verfassungsrechte nach ganz anderer Richtung um. Diese Verschiedenheit lag tief begründet in der geschichtlichen Vergangenheit der Staaten. Niemals konnte man deutschen Fürstenhäusern eine Verfassung aufdringen, welche die romanischen aus den blutigen Händen der Revolution entgegenzunehmen genöthigt waren. Wie für West- und Südeuropa die wiederholten, aus revolutionären Bewegungen hervorgegangenen Dynastiewechsel zur Anerkennung der Volkssouveränetät führen mußten, so vermochten die Verfassungen der deutschen Staaten, die nur durch ihre Dynastien und mit ihnen entstanden waren, niemals das Prinzip der Volkssouveränetät aufzunehmen. Nicht in dem Volke, sondern nur in dem Monarchen

ließ sich für Deutschland die Einheit des Staates verkörpern, man konnte den Monarchen nicht zu einem bloßen Organe des mit dem Volke identificirten Staates herabdrücken und andere Gewalten neben und über ihn setzen. Subjekt aller staatlichen Rechte mußte der Monarch bleiben, nur hinsichtlich der Ausübung einzelner Rechte waren Beschränkungen möglich. Eine allgemein verbindliche Anerkennung fand diese Thatsache, allerdings in etwas eigenthümlicher Formulirung durch die Wiener Schlußakte von 1820: da der deutsche Bund mit Ausnahme der freien Städte aus souveränen Fürsten bestehe, so müsse dem hierdurch gegebenen Grundbegriffe zufolge die gesammte Staatsgewalt in dem Oberhaupte des Staates vereinigt bleiben, und könne der Souverän durch eine landständische Verfassung nur in der Ausübung bestimmter Rechte an die Mitwirkung der Stände gebunden werden. Selbst diejenigen deutschen Verfassungsurkunden, welche wie die preußische unter dem Impulse revolutionärer Bewegungen und in bewußter Nachahmung der belgischen Modeverfassung entstanden sind, haben die Volkssouveränetät verworfen und das monarchische Prinzip als Grundpfeiler deutschen Verfassungslebens festgehalten.

Der Ausgangspunkt des deutschen Verfassungsrechtes ist also von dem der konstitutionellen Theorie grundsätzlich verschieden. Wie nach dieser alle Gewalten ausgehen von der Nation, so vereinigen sich in Deutschland alle Rechte der Staatsgewalt in dem Monarchen, wie nach der konstitutionellen Theorie der Monarch nur die ihm ausdrücklich beigelegten Rechte hat, so kann er in Deutschland alle diejenigen frei bethätigen, bei deren Ausübung er nicht an bestimmte verfassungsmäßige Formen gebunden ist. Da alle Rechte des Staates sich im Monarchen verkörpern, so können diese Rechte nicht, wie es das Prinzip der Gewaltentheilung will, auf verschiedene Träger vertheilt sein. Träger der Rechte ist überall der Monarch, er hat nicht nur ein Veto, sondern einen positiven Antheil an der Gesetzgebung, in seinem Namen ergehen die richterlichen Urtheile. Das Charakteristische des deutschen konstitutionellen Staatslebens besteht darin, daß der Monarch bei Ausübung einzelner Rechte an bestimmte Formen, bei der Gesetzgebung an die Zustimmung der Volksvertretung, bei der Rechtsprechung an deren Ausübung durch unabhängige Gerichte gebunden erscheint. Da jedoch die Verfassungsurkunden die bisher absolute Gewalt des Monarchen beschränken, so spricht die Präsumtion immer für das freie monarchische Regierungsrecht, nur die der Gesetzgebung ausdrücklich überwiesenen Gegenstände entziehen sich der Regelung durch Verordnung, nur innerhalb der den Gerichten gezogenen Grenzen der Zuständigkeit fällt die freie Entschei-

dungsbefugniß des Monarchen fort. In der Person des Herrschers ruht also nicht nur rechtlich, sondern auch thatsächlich der Schwerpunkt des Staatswesens. Die deutschen Volksvertretungen haben einen dauernden Einfluß auf die Besetzung der Ministerien nie gewinnen können.

Die an die Durchführung der konstitutionellen Theorie geknüpften Hoffnungen und Erwartungen verwirklichten sich nun aber in denjenigen Staaten am allerwenigsten, welche in ihren neuen Verfassungen die konstitutionellen Prinzipien am entschiedensten zur Geltung gebracht hatten. Die Ausdehnung des parlamentarischen Einflusses auf die Exekutive, die Abhängigkeit des Monarchen in der Besetzung der Ministerstellen von wechselnden Parlamentsmehrheiten ließ vielfach das „Ôte-toi, que je m'y mette" als leitendes Motiv der Parlamentsbeschlüsse erscheinen und hinderte jede Stetigkeit der Verwaltung. Als Hauptaufgabe der Behörden trat die Befriedigung der Parlamentsmehrheit durch Befriedigung der einflußreichen Parlamentarier und die Sorge für gute Wahlen im Sinne der jeweilig herrschenden Partei in den Vordergrund. Die Folge der Erfüllung der konstitutionellen Bestrebungen war also eine allgemeine Enttäuschung. Dazu kam, daß das strengste konstitutionelle Regiment, welches Frankreich je gesehen, das Julikönigthum, trotz der sorgfältigsten Beobachtung der Verfassung, einem kurzen Straßenkampfe erlegen war, um den heftigsten Klassenkämpfen zwischen Besitzenden und Nichtbesitzenden Platz zu machen.

Die konstitutionelle Verfassung gewährte also für das politische Leben keine dauernde Befriedigung, sie schützte trotz ihrer Freiheits- und Grundrechte nicht einmal vor der sozialen Revolution in ihrer furchtbarsten Gestalt. Die englische Verfassung hatte man nachzuahmen geglaubt und doch war in England trotz der parlamentarischen Ministerien keine eigentliche Parteiherrschaft vorhanden, der das ganze Staatswesen dienstbar gemacht wurde, und doch war es in England trotz der gleichen Klassengegensätze nicht zur sozialen Revolution gekommen.

Die Mißwirthschaft des Julikönigthums in Frankreich, welche schließlich in der Februarrevolution von 1848 endete, und die parteimäßige Handhabung der Verwaltung in Preußen nach dem Uebergange zum konstitutionellen Systeme während der fünfziger Jahre führten in Frankreich und Deutschland ungefähr gleichzeitig zu der Ueberzeugung, daß der Grund dieser Erscheinung nicht in der Verfassung, sondern nur in der **Verwaltung** liegen könne. Unwillkürlich richteten sich die Blicke des kontinentalen Europa noch einmal auf England. War es der Unterbau der englischen Verfassung, die englische Verwaltung, welche in

England die Mißstände des konstitutionellen Systems verhinderte, so mußte der Unterbau der kontinentalen Verfassung, die kontinentale Verwaltung, diese Mißstände hervorrufen. Nicht ein Vergleich der eigenen Verfassung, sondern der eigenen Verwaltung mit der englischen mußte also ergeben, worin der Fehler der bisherigen Politik bestand.

Das Charakteristische der englischen Verwaltung lag nun in zwei Zügen, in ihrer selbstständigen Stellung gegenüber dem Ministerium, das die unteren Behörden nicht mit fortlaufenden Anweisungen versah, nicht sich die Entscheidung über jede Kirchthurmreparatur selbst vorbehielt, und in der Besetzung der lokalen Verwaltungsämter nicht mit Berufs-, sondern mit Ehrenbeamten, wodurch die gleiche unparteiische Maßbestimmung in der Handhabung der Staatsgewalten gesichert wurde. Beides stand augenscheinlich mit einander im engsten Zusammenhange, die selbstständige Stellung der Behörden war zum größten Theile dadurch veranlaßt, daß sie mit Ehrenbeamten besetzt waren. Ungefähr gleichzeitig in Frankreich und Deutschland entstanden nun die epochemachenden Werke über den Vergleich der englischen mit der einheimischen Verwaltung, eine wissenschaftliche Bewegung, an deren Spitze in Frankreich Tocqueville, in Deutschland Gneist stand, wobei allerdings der Franzose von der einheimischen, der Deutsche von der fremden Verwaltung ausging. Das Ergebniß, zu dem beide gelangten, ist um deßwillen besonders interessant, weil es ein verschiedenes ist, indem jeder nur die eine charakteristische Seite der englischen Verwaltung hervorhob.

Tocqueville wies schon aus der Geschichte des Ancien régime nach, daß die Centralisation stets die Eigenthümlichkeit und die Krankheit des französischen Staates gewesen war, die Centralisation der Verwaltung mußte man beseitigen, wollte man zu gesunden Zuständen gelangen. Er hatte also von den beiden charakteristischen Zügen der englischen Verwaltung nur den gesehen, der ihm als Franzosen am meisten in die Augen fiel, die Decentralisation. Sie wurde das Programm der Verwaltungsreform nicht nur für Frankreich, sondern für das romanische Europa. Wie in Frankreich die Tocqueville'sche Richtung die Decentralisation, so verlangten in Italien nach dessen Einigung Alfieri, Boncampagni und ihre Anhänger den Regionalismus als Grundprinzip der Verwaltung anerkannt zu sehen.

Diese Decentralisation war dagegen in Preußen schon seit der Stein'schen Verwaltungsgesetzgebung soweit verwirklicht, als es die Wahrung der nothwendigen Einheit der Verwaltung irgend zuließ. Gleichwohl war Preußen den Mißbräuchen der Reaktionszeit der fünfziger Jahre nicht entgangen. Nicht die Decentralisation, die dem

Deutschen und Preußen etwas Selbstverständliches schien, sondern die unparteiische Handhabung des öffentlichen Rechts durch eine Verwaltungsrechtsprechung unter Betheiligung des Ehrenamtes an der laufenden Verwaltungsthätigkeit wird daher von Gneist stets als das Wesentliche hervorgehoben, während er die Decentralisation kaum jemals als etwas Besonderes erwähnt.

Einig war man also in Frankreich und Deutschland darüber, daß die Verwaltung nach englischen Prinzipien reformirt werden müsse, nur darüber, was wesentlich englisches Prinzip sei, gegen die Ansichten, weil im Bannkreise des eigenen Staatslebens befangen, auseinander. Fragt man sich, welche Auffassung als die tiefere und richtigere erscheint, so muß die Antwort zu Gunsten der deuschen ausfallen. Denn die Verwaltung und Verwaltungsrechtsprechung durch Ehrenämter hat eine gewisse Decentralisation der Verwaltung zur nothwendigen Folge, während in einem büreaukratischen Staatswesen das Recht der selbstständigen Entscheidung den unteren Behörden immer besonders verklausulirt werden muß. Umgekehrt schließt die Decentralisation, wie das preußische Beispiel gezeigt hatte, die parteimäßige Handhabung der Verwaltung nicht unbedingt aus. Das Schwergewicht lag also zweifellos in der Verwaltung durch Ehrenämter und in der unabhängigen Verwaltungsrechtsprechung.

Nicht minder verschieden als die theoretischen Formulirungen war die praktische Ausführung der Verwaltungsreform nach englischem Vorbilde, welche man kurz als die Verwirklichung der Idee der Selbstverwaltung bezeichnen kann. Die seit der Mitte des Jahrhunderts anfangs nur instinktiv geahnte und später wissenschaftlich nachgewiesene Wechselwirkung zwischen Verfassung und Verwaltung zeigt sich hier in sehr auffallender Weise. Das Endergebniß der Bestrebungen kann man kurz dahin zusammenfassen, daß unbekümmert um die mehr oder weniger vorgeschrittene theoretische Erkenntniß ein Volk um so mehr fähig ist, die Idee der Selbstverwaltung zu verwirklichen, je weniger seine Verfassung den Anforderungen der konstitutionellen Theorie genügt. Gerade da, wo die Auswüchse des konstitutionellen Staatslebens am größten sind, ist die Heilung im Wege der Verwaltungsreform am schwierigsten und umgekehrt.

Diese auf den ersten Blick auffallende Erscheinung erklärt sich sehr einfach. Die volle Verwirklichung der parlamentarischen Theorie ist die Allmacht der Volksvertretung oder vielmehr der jeweiligen Mehrheit in der Centralverwaltung, die unbedingte Abhängigkeit des Ministeriums von der Parlamentsmehrheit und die Beschränkung der Monarchie auf

rein formale Befugnisse. Aufgabe des Ministeriums muß es nun sein, das Programm und die Interessen der Partei, der es angehört, von der es getragen wird, in der gesammten Verwaltung, von der Centralstelle bis zum Dorfschulzen und Gendarmen zur Geltung zu bringen.

Dies ist nicht bei jedem Verwaltungssysteme gleich gut möglich, das eine verhält sich gegenüber den Direktiven der Minister spröder als das andere. Kein Verwaltungssystem war jedoch von jedem Winke der Centralgewalt abhängiger, keins leistete dem Ministerium und damit der Parlamentsmehrheit geringeren Widerstand als das französische. Geschaffen durch Napoleon I., nachdem die Stürme der Revolution die alte Ordnung vernichtet, im Anschlusse an die Einrichtungen des Ancien régime, jedoch unter Ausscheidung aller feudalen Beimischungen, entsprach es den nationalen Instinkten der centralisirten Staatseinheit und stellte die Allmacht des Despoten innerhalb der Verwaltung her. Die Ersetzung des absoluten Militärdiktators durch das konstitutionelle Königthum oder vielmehr durch Volksvertretung und Ministerium änderte nur die Spitze, ließ aber den ganzen Verwaltungsorganismus unberührt. Gewährte doch dieses Verwaltungssystem demjenigen, der jeweilig sich der Centralgewalt bemächtigt hatte, das, was er gerade bedurfte, die Herrschaft über den ganzen Staat bis in das kleinste Dorf hinab. Paris war Frankreich, weil diese Verwaltung bestand, aber diese Verwaltung war nur möglich geworden, weil Paris Frankreich war.

Wie hätte ein herrschendes Prinzip, wie hätte eine herrschende Partei dazu kommen sollen, eine Verwaltungsorganisation zu ändern, die ihr gerade das gab, was sie nöthig hatte, die ihr ohne Anstrengung in den Schoß warf, was unter einem anderen Verwaltungssysteme heiß hätte erkämpft werden müssen? Uebereinstimmend haben daher alle französischen Regierungen an der Napoleonischen Verwaltung festgehalten. Um von den wechselnden Parteiministerien zu schweigen, hat nicht der Abscheu gegen die Revolution die restaurirte Monarchie, nicht der Haß gegen die Legitimität das Julikönigthum, nicht die revolutionäre Strömung die zweite Republik bewegen können, an der überkommenen Ordnung zu rütteln. Unter allen Aenderungen und Umwälzungen der Verfassung bleibt daher die französische Verwaltung so unbewegt wie die Tiefe des Meeres bei den größten Stürmen. Daß unter diesen Umständen Bestrebungen nach einer Verwaltungsreform englischen Vorbildes nicht auf Verwirklichung hoffen durften, erscheint begreiflich. Wenn auch die Opposition einmal das Programm der Decentralisation aufstellte, so hörte doch dies Verlangen sofort auf, sobald die Opposition zur Macht gelangte. Keine herrschende Partei durfte und konnte sich

ihrer Macht entäußern zu Gunsten ihrer Gegner. Abgesehen von unwesentlichen Reformen der Kommunalverwaltung sind daher in Frankreich die Bestrebungen nach Selbstverwaltung, nach Decentralisation im Sande verlaufen. Damit behält die jeweilig herrschende Partei die unbeschränkte Macht innerhalb des ganzen Staates, und es bleibt die Möglichkeit einer parteimäßigen Handhabung der Verwaltung im Parteiinteresse, wovon das heutige Frankreich alltägliche Beispiele aufweist. Während die englische Verwaltungsorganisation den Wechsel der Parteiherrschaft auf die leitenden Stellen beschränkt, aber im übrigen das öffentliche Leben unberührt läßt, ermöglicht die französische Verwaltung in Folge der ihr mangelnden Widerstandsfähigkeit gegen die von oben kommenden Tendenzen fortwährende Umwälzungen des gesammten Staatswesens und läßt dieses zu keiner inneren Konsistenz gelangen.

Wesentlich günstiger als in Frankreich lagen die Vorbedingungen für Durchführung der Selbstverwaltung in Deutschland, namentlich in dem deutschen Großstaate Preußen. Im Gegensatze zu Frankreich war hier eine starke Strömung für die Verwaltungsreform überhaupt vorhanden, und die Gestaltung, welche die „Verfassung" in Deutschland und Preußen angenommen hatte, ermöglichte eine Verwaltungsreform nach den Prinzipien der Selbstverwaltung. Während die radikalen Parteien fort und fort die strenge Verwirklichung der konstitutionellen Prinzipien, Steuerbewilligungsrecht, Ministerverantwortlichkeit, parlamentarische Ministerien ꝛc. verlangten und zum Theil noch verlangen, war die politische Entwicklung über dieses Programm längst zur Tagesordnung übergegangen. Nicht die Weiterführung der Idee der Verfassung im Sinne der konstitutionellen Doktrin, sondern die Verwaltungsreform erschien als nächste politische Aufgabe.

Die Nothwendigkeit der Verwaltungsreform an sich ergab sich aus dem Verhältnisse der preußischen Monarchie zu den Ueberresten des ständischen Patrimonialstaates. Die französische Verwaltung bildete an und für sich, d. h. abgesehen von den politischen Zwecken, die sie erfüllte, bezw. nicht erfüllte, ein Meisterwerk Napoleonischer Gesetzgebung. Den Anschauungen der Zeit entsprechend, waren alle feudalen und patrimonialen Elemente aus der Verwaltung ausgeschieden, sie entsprach den nationalen Bedürfnissen nach Einheit und Promptheit der Exekutive und war juristisch wie verwaltungstechnisch kaum zu übertreffen. Zu einer Reformgesetzgebung lag also, soweit man damit nicht politische Bedürfnisse befriedigen wollte, in Frankreich keine Veranlassung vor. In Preußen hatte dagegen die Stein-Hardenbergische Reformzeit die

nothwendige Verwaltungsreform nur vom Ministerium bis herab zu den Regierungen und die Neugestaltung der Städteverfassungen vollenden können. Die Reform der Lokalverwaltung des flachen Landes und der Kreisverfassungen war unausgeführt geblieben, da die nothwendige Vorbedingung für die Beseitigung der ständisch-patrimonialen Verwaltung, die Lösung der gutsherrlich-bäuerlichen Verhältnisse noch fehlte. Nach den Freiheitskriegen hatte man sich begnügt, in den oberen Instanzen eine gleichmäßige Organisation herzustellen, die Lokalverwaltung des flachen Landes blieb im Osten patrimonial, im Westen büreaukratisch-französisch. Diese Verwaltung hatte dann eine Ergänzung erhalten durch kommunale Vertretungen der Kreise und Provinzen, die unter dem wiedererwachten ständisch-reaktionären Einflusse der zwanziger Jahre allein den Grundbesitzern eine Mitgliedschaft gewährten, während die Stellung der Vertretungen selbst eine sehr bescheidene blieb. Die aus dem Mittelalter überkommene patrimoniale Lokalverwaltung des Ostens und die nach historischem Muster „im Geiste der älteren deutschen Verfassung" unzeitgemäß und unzweckmäßig gebildeten Kommunalvertretungen nach Grundbesitzmassen, nach Kurien der Fürsten und Herren, Rittergutsbesitzer, Städte und Landgemeinden, mußten beseitigt werden. Darüber war seit dem Uebergange zum konstitutionellen Systeme die öffentliche Meinung einig. Die Verwaltungsreform an sich war eine Nothwendigkeit, die höchstens aus den Kreisen des Großgrundbesitzes heraus geleugnet wurde.

Hätte in Preußen eine Verfassung nach französischer Art, d. h. eine Parlamentsherrschaft bestanden, so wäre über die Richtung, welche die Verwaltungsreform eingeschlagen hätte, kaum ein Zweifel möglich. Trotz aller richtigen theoretischen Ueberzeugungen von der Vortrefflichkeit der Selbstverwaltung, von der Nothwendigkeit der Verwaltungsgerichtsbarkeit hätte jedes Ministerium, jede Parlamentsmehrheit die günstige Gelegenheit benutzt und benutzen müssen, um die selbständige patrimoniale Lokalverwaltung durch abhängige büreaukratische Bürgermeistereien, die bedeutungslosen Grundbesitzerkurien in den Kreistagen und Provinziallandtagen durch ebenso bedeutungslose Conseils der Steuerzahler zu ersetzen. Nun bestand aber in Preußen kein Parteiregiment, die Regierung konnte sich nicht auf eine ihr blindlings folgende Partei verlassen, sondern sie mußte unter den widerstrebenden Parteiinteressen eine Mehrheit zu gewinnen suchen. Während die eine Richtung die Prinzipien des bisherigen Systems aufrecht erhalten, die andere gewählte Vertretungen mit möglichst großen Rechten schaffen wollte, die Regierung büreaukratischen Tendenzen huldigte, einigte man sich schließ-

lich in einem Compromisse, vermöge dessen das Schwergewicht der Verwaltungsreform in den persönlichen Dienst des Ehrenamtes und die Verwaltungsgerichtsbarkeit gelegt wurde. Damit war der für das konstitutionelle Staatswesen erforderliche Unterbau der Verwaltung geschaffen, vermöge dessen jede parteimäßige Handhabung der Verwaltung unmöglich gemacht und den Verwaltungsbehörden die erforderliche Selbstständigkeit und Widerstandsfähigkeit gegenüber Parteitendenzen des Ministeriums verliehen wird.

Man kann nicht behaupten, daß die Selbstverwaltung in Preußen eine Schöpfung der monarchischen Initiative unseres Staatswesens sei. Im Gegentheile hat die Monarchie wie jede herrschende Gewalt niemals das Bestreben, neben und unter sich relativ selbständige Gewalten zu schaffen. Den Tendenzen der Monarchie muß eine abhängige Büreaukratie ebenso entsprechen wie denen einer herrschenden Parlamentsmehrheit. Die Durchführung der Selbstverwaltung hatte jedoch zur Voraussetzung die Erhaltung einer selbständigen monarchischen Stellung innerhalb des Staates, die Abhängigkeit des Ministeriums allein vom Monarchen. Dadurch ergab sich, daß das Ministerium kein Parteiprogramm verwirklichte, sondern mit den einzelnen Parteien kompromittirte, und nur durch diesen Kompromiß konnte die Selbstverwaltung geschaffen werden. Die Monarchie hat die Selbstverwaltung nicht begründet, aber sie hat verhindert, daß die Verwaltungsreform sich in einer anderen Richtung vollzog.

Ebenso wie die Prinzipien der konstitutionellen Theorie haben auch diejenigen der Selbstverwaltung bestimmte Grenzen ihrer Durchführbarkeit. Gewisse amtliche Funktionen, wie Büreau- und Kassengeschäfte, können ihrer Natur nach nur durch berufsmäßige Beamte wahrgenomen werden. Andere stellen derartige Anforderungen an die Person des einzelnen, daß er dem Amte die ganze Zeit widmen muß. Einem Ehrenbeamten, der nebenbei seinen bürgerlichen Lebensberuf hat, kann man diese Last nicht auflegen, ebenso wenig aber die Funktionen auf verschiedene Personen vertheilen. Dies gilt namentlich von allen leitenden Stellungen in der Verwaltung. Hier reicht das Ehrenamt nicht aus, sondern muß das Berufsamt erhalten bleiben. Es ist also unmöglich, die ganze Verwaltung auf Ehrenämter zu gründen. Im Gegentheile muß das Berufsamt nach wie vor das Rückgrat der Verwaltung bilden und das Ehrenamt kann nur eine ergänzende Stellung einnehmen. Ebenso ist das Gebiet der Verwaltungsgerichtsbarkeit nur ein beschränktes. Nicht überall da, wo der konkrete Fall unter eine allgemeine Rechtsnorm zu subsumiren ist, kann eine Rechtsprechung

Platz greifen. Auf vielen Gebieten ist die unbehinderte Energie und Promptheit der Exekutive von unendlich viel höherem Werthe als die Gewißheit, daß jede Beeinträchtigung eines einzelnen durch eine förmliche Rechtsprechung verhütet werden kann. Niemals wird beispielsweise auf militärischem Gebiete eine Verwaltungsrechtsprechung stattfinden können. In Preußen ist die Selbstverwaltung bis zu den Grenzen des Möglichen durchgeführt. Schwerlich wird man noch größere Anforderungen an den persönlichen Dienst der besitzenden Klassen stellen, schwerlich die Exekutive durch weitere Ausdehnung der Verwaltungsrechtsprechung lähmen dürfen, ohne einen empfindlichen Rückschlag hervorzurufen. Aehnlich wie unsere demokratischen Parteien einer Ueberschätzung der Verfassung, machen sich aber unsere Mittelparteien vielfach einer Ueberschätzung der Selbstverwaltung für die freiheitliche Entwicklung des Staatswesens schuldig. Man ist geneigt, in dem Erreichten einen bloßen Anfang zu sehen, dem eine weitere Fortsetzung zu folgen habe. Gleichwohl wird man sich allmählich überzeugen müssen, daß die Ideen der Selbstverwaltung, so schätzenswerth ihre Verwirklichung sein mag, doch auch Grenzen ihrer Durchführbarkeit hat, und daß diese Grenzen erreicht sind.

Noch vor einem Menschenalter konnte man glauben, daß, wenn die neue Verfassung des Staates durch eine entsprechende Verwaltungsreform den geeigneten Unterbau erhalte, damit die Möglichkeit politischer Katastrophen verhindert, die Gewißheit einer stetig fortschreitenden organischen Entwicklung gegeben sei. Hatte man doch auch hierfür das Vorbild des konstitutionellen Musterlandes, Englands, vor Augen, welches seit der sogenannten glorreichen Revolution von 1688 im Gegensatze zu den meisten kontinentalen Staaten von allen revolutionären Umwälzungen verschont geblieben war und sich trotz der konstitutionellen Parteiministerien einer anerkannt von Parteieinflüssen unabhängigen Verwaltung zu erfreuen hatte. Jene Auffassung war zweifellos richtig, soweit sie Verfassung und Verwaltung nur als Ausdruck der bestehenden Gesellschaftsordnung betrachtete. Die politischen Kämpfe um Verfassung und Selbstverwaltung hatten nur zum Ziele, das aus dem Mittelalter überkommene öffentliche Recht, welches die ständisch-feudale Gesellschaftsordnung zur Voraussetzung hatte und deren Forterhaltung stützte, zu ersetzen durch ein neues Recht, in welchem die neugebildete bürgerliche Gesellschaft ihre Bedürfnisse befriedigt fand. Dieses Ziel war erreicht, das öffentliche Recht war den Anforderungen der neuen Gesellschaftsordnung entsprechend umgebildet und damit der Gegenstand der bisherigen Kämpfe beseitigt.

Eine organische Fortentwickelung des öffentlichen Lebens, frei von allen revolutionären Gefahren, hätte sich jedoch an dieses Ergebniß nur dann anschließen können, wenn die sociale Grundlage, auf der das neue Recht beruhte, die industrielle Gesellschaft, keinen Anfechtungen unterworfen war. Dies ist jedoch nicht der Fall. Die bestehende Gesellschaftsordnung und damit die bestehende Rechtsordnung sieht sich von Jahr zu Jahr mehr bedroht durch eine Bewegung, welche die Grundlagen dieser Ordnung negirt, welche die Privatwirtschaft durch den ausschließlichen Staatsbetrieb, das monarchisch-konstitutionelle Prinzip durch die reine Demokratie ersetzen will. Diese revolutionären Tendenzen sind nicht zu beseitigen durch eine Umgestaltung der Verfassung, durch eine Reform der Verwaltung. Verfassung und Selbstverwaltung treten als verwirklichte politische Programme der Vergangenheit zurück hinter der die Gegenwart und Zukunft Europas beherrschenden Idee der Socialreform. Auch sie ist bei der Gleichartigkeit der europäischen Wirthschafts- und Gesellschaftsordnung keine spezifisch nationale, sondern eine allgemein europäische. Wie aber die Durchführung der Selbstverwaltung vielfach bedingt war durch die Verschiedenheit der Verfassungen, so ist auch die Verwirklichung der Socialreform abhängig von der konkreten Gestaltung von Verfassung und Verwaltung und wirkt ihrerseits wieder auf diese zurück. Deutschland konnte die Idee der Selbstverwaltung ins Leben rufen, weil es durch unvollkommene Verwirklichung der konstitutionellen Theorie keine Parlamentherrschaft hatte aufkommen lassen, es wurde die Wiege der Socialreform, weil durch diese unvollkommene Verwirklichung sich eine starke monarchische Initiative erhalten hatte.

Vergegenwärtigt man sich kurz die socialen Bedürfnisse, welche durch die Socialreform ihre Befriedigung finden sollen, so ergeben sich dieselben naturgemäß aus der bestehenden Gesellschaftordnung.

Die ständische Gesellschaft, wie sie in Frankreich bis zur Revolution, in den anderen kontinentalen Staaten bis zum Anfange dieses Jahrhunderts bestand, kannte einen scharfen Gegensatz zwischen selbstständigen Unternehmern und unselbstständigen Arbeitern überhaupt nicht. Wie der Grundbesitzer seine Güter bewirthschaftete mit Hilfe seiner Hintersassen, die selbst wieder Gutsbesitzer waren, oder mit Hilfe des Gesindes, das seinen Dienst nur als Durchgangsstadium zur Selbstständigkeit als kleiner Gutsbesitzer betrachtete, so gab es auch in Handel und Gewerbe keinen dauernd auf die Arbeit in fremden Geschäften angewiesenen Stand unselbstständiger Arbeiter. Der Handlungsgehilfe wie der Handwerksgeselle sah seine Stellung mit Recht nur als Durchgangsstadium zur

wirthschaftlichen Selbstständigkeit an, da bei dem geringen Umfange der Betriebe die Etablirung nur ein geringes Kapital erforderte. Nirgends gab es also einen für Lebenszeit auf die Arbeit in fremden Betrieben angewiesenen Stand unselbstständiger Arbeiter und deshalb keinen scharfen socialen Gegensatz zwischen Arbeitgebern und Arbeitern. Die ständische Gliederung der Gesellschaft gewährte aber ferner dem unselbstständigen Arbeiter in Nothfällen die erforderliche Hilfe, indem jeder einzelne einer größeren Gemeinschaft angehörte. Der Gutsherr mußte für seine Hintersassen sorgen, die Kaufmannsgilde und Handwerkerinnung für ihre Mitglieder wie für deren unselbstständige Arbeiter.

Diese wirthschaftliche Ordnung ist seit dem Anfange dieses Jahrhunderts in ganz Europa theils vollständig vernichtet theils in ihren Grundfesten erschüttert worden. Mit der größeren Dichtigkeit der Bevölkerung steigerten sich in allen Produktionszweigen die Bedürfnisse derart, daß die bisherige Betriebsart nicht mehr aufrecht zu erhalten war. Die Landwirthschaft ging vom extensiven zum intensiven Betriebe über, womit die Nothwendigkeit einer Ablösung der bäuerlichen Lasten und der Schaffung eines besonderen ländlichen Tagelöhnerstandes gegeben war. Die Gewerbe bedurften für ihre Massenproduktion der Maschinen, die Fabrik verdrängte auf einem Produktionszweige nach dem anderen das Handwerk, große Handlungshäuser traten an die Stelle der kleineren kaufmännischen Geschäfte. Für diese großen Unternehmungen war ein erhebliches Betriebskapital, waren bedeutende intellektuelle Kräfte erforderlich. Die Stellung des unselbstständigen Arbeiters konnte daher nirgends mehr ein bloßes Durchgangsstadium zur Selbstständigkeit sein. Soweit die moderne Produktionsart Platz greift, scheiden sich sehr bald Arbeitgeber und Arbeiter als zwei verschiedene sociale Klassen, bei denen der Uebergang von der einen in die andere wenn nicht rechtlich, so doch thatsächlich unmöglich ist, die Stellung des Arbeitgebers und des unselbstständigen Arbeiters thatsächlich erblich wird. Gleichzeitig war die ständische Gebundenheit der einzelnen aus dem Mittelalter überkommenen Gesellschaftsklassen durchbrochen. Die neuen Verfassungen hatten zu einer Atomisirung der Gesellschaft geführt, vermöge deren der einzelne unmittelbar der Staatsgewalt gegenüber stand. Der auf Lebenszeit, ja für Kind und Kindeskind unselbstständige Arbeiter fand also nicht mehr Hilfe in einer größeren Gemeinschaft von Berufsgenossen, der er zunächst angehörte. Mit Lösung der gutsherrlich-bäuerlichen Verhältnisse war auch die Verpflichtung des Gutsherren aufgehoben, für seine Hintersassen in Nothfällen zu sorgen. Gilde und Innung bildeten nicht mehr die Grundlage des Handels-

und Gewerbebetriebes. Die Gemeinschaften der ständischen Ordnung, welche dem einzelnen Halt und Hilfe boten, sind gefallen. Der Hilfsbedürftige sieht sich allein auf den Staat angewiesen, der für ihn im Falle der Noth in der unzurechenden und entwürdigenden Form der öffentlichen Armenpflege sorgt. Das Ergebniß dieser Entwicklung ist ein zu erblicher wirthschaftlicher Unselbstständigkeit und Abhängigkeit verurtheilter und in dieser Stellung der Uebermacht des Arbeitgebers wie allen Wechselfällen des Lebens schutzlos preisgegebener Arbeiterstand.

Eine solche Klasse steht naturgemäß der bestehenden Gesellschaftsordnung, welche sie preisgiebt, ebenso feindlich gegenüber als der staatlichen Ordnung, in der die industrielle Gesellschaft ihren Ausdruck und die Anerkennung ihrer Existenz erlangt hat. Neugestaltung der Staats- und Gesellschaftsordnung nach den Interessen des vierten Standes ist daher das Programm der Socialdemokratie.

Des feindlichen Gegensatzes ungeachtet hat man durch das allgemeine Stimmrecht dieser Klasse positiven Antheil an der Gesetzgebung gewährt. Dem Arbeiterstande ist dadurch die Möglichkeit einer Agitation im Interesse seiner Klasse auf gesetzlichem Boden gegeben. Er würde ohne dieses einzige politische Recht, welches ihm der heutige Staat gewährt, mit seiner Agitation nothwendig auf vollständig revolutionäre Bahnen gelenkt. Durch diese gesetzliche Agitation wird ein beständiger Druck auf die besitzenden Klassen ausgeübt, den Bestrebungen der Arbeiter wenigstens einigermaßen entgegenzukommen und nicht ihr einseitiges Klasseninteresse vollständig ausschlaggebend sein zu lassen.

Unzweifelhaft bedarf aber das allgemeine Stimmrecht in ähnlicher Weise einer Korrektur, wie die konstitutionellen Verfassungen eine solche durch die Selbstverwaltung erfahren haben. Das widernatürliche Verhältniß, daß die der staatlichen Ordnung feindlich gegenüberstehende Klasse an den Geschicken des Staates mitwirkt, muß seine Lösung finden. Eine Wiederaufhebung des allgemeinen Stimmrechts kann diese Lösung nicht bieten. Sie würde jede Möglichkeit einer gesetzlichen Agitation der Arbeiter beseitigen und selbst ein Agitationsmittel von unwiderstehlicher Gewalt bilden. Es bleibt also nur der Versuch, den feindlichen Gegensatz selbst zu beseitigen. Die Selbstverwaltung, die Gewöhnung an Berücksichtigug und Aneignung staatlicher Gesichtspunkte durch persönlichen Dienst für den Staat, vermag diesem Zwecke nicht zu dienen. Die allgemeine Wehrpflicht, mit der man vielfach die Berechtigung des allgemeinen Stimmrechts nachzuweisen versucht hat, bildet erfahrungsmäßig ein hinreichendes Gegengewicht nicht. Im übrigen kann man von einer Klasse, welche ihre ganze Arbeitszeit dem Erwerbe widmen

muß, eine dauernde regelmäßige Arbeit für den Staat nicht fordern. Dazu kommt, daß nicht nur wie bei den Mittelklassen die Entfremdung vom staatlichen Leben, sondern der feindliche Gegensatz zu demselben zu überbrücken ist. Diese Aufgabe ist auch durch die Selbstverwaltung nicht zu lösen. Es bedarf eines neuen Mittels zur Lösung des Konflikts, nämlich der socialen Reform.

Aufgabe der Socialreform ist es, den Riß zu heilen, der durch das sociale Leben der Gegenwart geht. Als geeignetes Heilmittel preist hierfür die Socialdemokratie die Verwirklichung ihres Programms an. Seiner Natur nach vermag jedoch kein Staat das socialistische Programm in vollem Umfange zu verwirklichen. Denn dasselbe ist, wo es bei einer mit den Lebensbedingungen der Gesammtheit unbekannten Klasse nur selbstverständlich erscheint, ein einseitig sociales im eminentesten Sinne. Es trägt nur den Forderungen und Interessen des Arbeiterstandes Rechnung, während der Staat, als die Quelle ausgleichender Gerechtigkeit über den socialen Gegensätzen stehend, allen Klassen der Gesellschaft möglichst gleichmäßig gerecht werden muß. Der Staat kann daher nicht die durch die kapitalistische Produktion bedingte Stellung des Arbeiterstandes, wohl aber einzelne Auswüchse der bestehenden Wirthschaftsordnung beseitigen und die arbeitenden Klassen gegen die Ausbeutung durch die wirthschaftliche Uebermacht der Arbeitgeber und gegen die Wechselfälle des Lebens schützen. Dies ist die Aufgabe der sich ihres Gegensatzes gegen die sociale Revolution bewußten staatlichen Socialreform.

Eine solche Socialreform legt den besitzenden Klassen, besonders den Unternehmern schwere Lasten zu Gunsten der Arbeiter auf. Hier nun zeigt sich am deutlichsten die Wechselbeziehung der Idee der Socialreform zu denen der Verfassung und der Selbstverwaltung. Ein freiwilliges Nachgeben der besitzenden und herrschenden Klassen zu Gunsten anderer findet gewöhnlich nur statt beim Heranbrechen des revolutionären Unwetters, und dann ist es, wie das Beispiel Frankreichs in zahllosen Fällen gezeigt hat, regelmäßig zu spät. Der einmal von Mignet ausgesprochene Wunsch, daß stets eine rechtzeitige Verständigung erfolge, daß die einen aufgäben, was sie zu viel haben, die anderen sich begnügten mit dem, was ihnen fehlt, widerspricht den Gesetzen des socialen Klassenkampfes. Eine solche Verständigung ist nicht möglich aus der Initiative der einzelnen Gesellschaftsklassen heraus, sondern nur, wenn eine starke Monarchie die besitzenden Klassen durch ihren rechtlichen oder moralischen Einfluß zu Konzessionen zwingt. Die Socialreform hat also im Gegensatze zur socialen Revolution eine starke Monarchie zur nothwendigen Voraussetzung.

Wie verhält es sich nun in dieser Beziehung mit den Staaten, deren Verfassung sich durch die strengste Verwirklichung der konstitutionellen Prinzipien auszeichnet? Der Parlamentarismus hat das Königthum zu einem Schatten seiner selbst herabgewürdigt. Die in der Volksvertretung allmächtige Bourgeoisie ist aber zu Selbstbeschränkungen und Konzessionen ihrer Natur nach außer Stande. Selbst nach den Arbeiteraufständen der letzten Jahre sind in Belgien alle socialen Reformversuche im Wesentlichen fehlgeschlagen, nachdem parlamentarische und Regierungskommissionen ein schätzbares Material aufgestapelt hatten. Dazu kommt, daß in den parlamentarisch-konstitutionellen Staaten jede ernstliche Selbstverwaltung mit der Verwirklichung der konstitutionellen Prinzipien unvereinbar ist, die einseitig sociale Anschauung der herrschenden Klassen also in keiner Beziehung gemildert wird durch die Gewöhnung an Berücksichtigung von staatlichen Interessen, von Lebensbedingungen der Gesammtheit. Das ausschlaggebende Moment der ganzen parlamentarischen Politik ist und bleibt der eigene Geldbeutel. Der parlamentarische Staat ist also durch seine Verfassung und Verwaltung zu jeder entschiedenen Socialreform an sich unfähig und treibt der socialen Revolution entgegen.

Die Frage, weshalb gerade Deutschland die Wiege der Socialreform werden konnte, beantwortet sich hiernach sehr einfach. Die deutsche Monarchie hat sich nicht zu einem Ornamente des parlamentarischen Staates erniedrigen lassen, sie hat sich ihre selbstständige staatliche Stellung über den einzelnen Gesellschaftsklassen bewahrt. Die Bedeutung einer solchen selbstständigen Monarchie tritt am klarsten hervor in den Zeiten großer socialer Krisen. Indem die Monarchie ihre Rechte benutzt, um allen Gesellschaftsklassen möglichst gleichmäßig gerecht zu werden, die Schwachen gegen die Starken zu schützen, wird sie zum socialen Königthum der Gegenwart. Die Bedeutung desselben bezeichnete bereits vor vierzig Jahren L. v. Stein unter dem lebendigen Eindrucke der Erbärmlichkeit des französischen Julikönigthums und seines Unterganges mit den Worten: „Das wahre, mächtigste, dauerndste und geliebteste Königthum ist das Königthum der gesellschaftlichen Reform. — Alles Königthum wird fortan entweder ein leerer Schatten oder eine Despotie werden oder untergehen in Republik, wenn es nicht den hohen sittlichen Muth hat, ein Königthum der socialen Reform zu werden."

Sollte es gelingen, durch die Socialreform die berechtigten Interessen der Arbeiter mit der bestehenden Gesellschaftsordnung und dadurch mit dem bestehenden Staate zu versöhnen, so wird es nicht unmöglich sein, auch für den vierten Stand eine Korrektur oder vielmehr ein Com-

plement des allgemeinen Stimmrechts durch die Selbstverwaltung herbeizuführen. Allerdings kann sich eine solche Selbstverwaltung der arbeitenden Klassen nur in sehr bescheidenen Grenzen halten. Sie wird vorzugsweise bestehen in der Vertretung besonderer socialer Interessen des Arbeiterstandes bei gewerblichen Einigungsämtern und Schiedsgerichten, bei Entscheidungen über Ansprüche aus der öffentlichen Versicherung, bei Geltendmachung von Wünschen der Arbeiter gegenüber den Arbeitgebern und den staatlichen Behörden. Wie gering auch immer eine solche Selbstverwaltung der Arbeiter sein mag und der Natur der Sache nach sein kann, so ist sie doch von unschätzbarem Werthe. Sie zwingt den Arbeiter zu positiver Thätigkeit im öffentlichen Leben nach Maßgabe der geltenden Rechtsordnung, sie nöthigt ihn, in dieser Rechtsordnung keine außer ihm stehende fremde Gewalt zu sehen, sondern sie selbst zu vollziehen. In dieser positiven Mitwirkung liegt das Anerkenntniß der Thatsache, daß der Arbeiter die bestehende Ordnung nicht als äußere Gewalt ansieht, die er seinerseits durch Gewalt zu beseitigen berufen ist, sondern als die Grundlage, von der aus alle Versuche zur Verbesserung der Lage seiner Klasse auszugehen haben. In den neuen socialpolitischen Gesetzen, namentlich denen über die Arbeiterversicherung ist zu dieser Art Selbstverwaltung ein Ansatz gemacht. Positive Früchte wird sie erst zeitigen können, wenn sie nach Abschluß der Socialgesetzgebung das ganze socialpolitische System durchdringt und die großen Massen des Arbeiterstandes ergreift*).

*) Die „Arbeiter-Ausschüsse" an den einzelnen Fabriken sind sicherlich diejenige Institution, welche für die „politische Erziehung des Arbeiterstandes durch die Selbstverwaltung" am wirksamsten sind. Solche Ausschüsse existiren bereits in nicht wenigen Unternehmungen, z. B. mit höchst sorgfältig, bis in's kleinste Detail ausgearbeiteten Statuten und sehr weitgehenden Befugnissen in der Jalousie-Fabrik von Herrn Heinr. Freese in Berlin und in den beiden Brauereien von Herrn Rich. Rösicke in Berlin und Dessau (Schultheiß und Waldschlößchen). Wie groß das Arbeitsfeld solcher Ausschüsse ist, wie zahllos und verschiedenartig die Verhandlungsgegenstände, davon kann man sich überzeugen aus den beiden eigenen Zeitungen, die Herr Rösicke für seine beiden Brauereien herausgeben läßt. Durch sie soll jeder Arbeiter in authentischer Weise über alle Fabrik-Angelegenheiten, Ausschuß- und Kassen-Verhandlungen informirt werden und so vermag auch der Freund der socialen Gesetzgebung hier einen Blick in das innere Leben eines derartigen großen Arbeits-Organismus, die Unendlichkeit der kleinen und großen Interessen, die hier täglich eine wohlwollende und gerechte Entscheidung erfordern, zu thun. Als instructiv und anregend sei auch auf eine kleine Broschüre des Werkmeisters E. J. Zander „Sociale Wohlfahrts-Einrichtungen im Staat, in der Gemeinde und im Fabrikbetriebe" (Düsseldorf, E. Kraus, 50 Pfg.) hingewiesen und namentlich auf eine prächtige, gedankenreiche Abhandlung von Schmoller „Ueber Wesen und Verfassung der großen Unternehmungen" (Beilagen z. Allg. Zeitung v. 24.—31. Jan. 1890). Anmerk. d. Red.

Die Anfänge des Bismarck'schen Ministeriums.

Von

Hans Delbrück.

Die Begründung des Deutschen Reichs durch Wilhelm I. Vornehmlich nach den preußischen Staatsacten von Heinrich von Sybel. Dritter Band. München und Leipzig, R. Oldenburg 1889.

Schnell ist den beiden ersten Bänden des Sybel'schen Werkes, welche wir besprochen haben, der dritte nicht minder interessante und treffliche Band gefolgt. Er umfaßt hauptsächlich den dänischen Krieg und endigt im Herbst 1864 mit dem Friedensschluß.

Preußens internationale Stellung war, nach Sybel's Darstellung, im Beginn des neuen Jahrzehnts eine sehr günstige. „Mit Rußland stand man auf dem besten Fuß; fort und fort ließ Kaiser Alexander den König seiner warmen Freundschaft versichern, und wenn Fürst Gortschakoff an dem Wunsch einer russisch-französischen Allianz festhielt, so wäre ihm dabei nichts erfreulicher gewesen, als der Eintritt Preußens in einen so mächtigen Verein. Wiederholt erklärte er dem preußischen Gesandten, daß die Stärkung Preußens im deutschen Bunde dem allgemeinen Interesse entspreche und Oesterreichs Widerstand dagegen jedes vernünftigen Grundes entbehre." Auch Napoleon ließ wissen, „ihm scheine, daß Preußen durch die Natur der Dinge auf eine Umformung des deutschen Bundes angewiesen sei"; auf diesem Wege werde König Wilhelm auch über die inneren Schwierigkeiten des Verfassungsconflictes hinwegkommen. Daß Italien sich auf Venetien stürzen werde, in dem Augenblick eines Bruches zwischen Oesterreich und Preußen bezweifelte kein Mensch. (Bd. II 431—433.) Das Ministerium der neuen Aera dachte nicht daran sich diese Lage zu Nutze zu machen. Nicht nur, daß man etwa nicht den Gedanken eines Krieges zu fassen gewagt hätte, sondern — aus preußischem Partikularismus. Herr von Roggenbach legte im Jahre 1861 im Anschluß an die älteren Ideen

von 1848—50 ein Bundesreform-Project vor, welches die, wie es heute Allen einleuchtet, wesentlich nothwendigen Elemente, den Ausschluß Oesterreichs, die preußische Spitze und eine deutsche Volksvertretung enthielt. Es gehört wohl zu den erstaunlichsten Enthüllungen des Sybel'schen Buches, daß es die preußischen Minister waren, die diesen Plan verwarfen und von ihnen am heftigsten der Führer der Altliberalen, der Graf Schwerin: er wollte keine „Unterordnung Preußens unter ein deutsches Parlament". Er sah darin das Verderben des Staates. König Wilhelm persönlich entschied, den Gedanken wenigstens nicht von vornherein abzuweisen, sondern ihn zu weiterer Prüfung und Fortbildung zu empfehlen. Gleichzeitig lehnte man die österreichisch-mittelstaatlichen Bundesreform-Projecte ab und sofort ertönten von großdeutscher Seite Warnungen, „daß jeder weitere Schritt Preußens auf dem eingeschlagenen Wege eine Kriegserklärung veranlassen werde" (S. 404).

Weiter aber erfolgte nichts weder von hüben noch drüben.

Nach der Anschauung, wie sie sich seit dem Jahre 1866 gebildet hat und bisher wohl die allgemeinherrschende war, ist nun Herr von Bismarck im September 1862 in sein Amt eingetreten mit dem positiven Plan, dem Kriege nicht nur nicht auszuweichen, sondern ihn geradezu zu provociren. Er erkannte, daß eine Bundes-Reform mit Oesterreich nicht möglich sei, Oesterreich aber niemals freiwillig seine Stellung in Deutschland aufgeben werde; die einzig mögliche Lösung der deutschen Frage war also der Krieg und Herr von Bismarck hatte den Muth dieser seiner Einsicht.

In den Publikationen von Hahn und Poschinger sind Aussprüche genug, an denen diese Vorstellung sich nähren konnte. Schon im Jahre 1856 (26. April) schrieb Bismarck „Der deutsche Dualismus hat seit 1000 Jahren gelegentlich, seit Karl V. in jedem Jahrhundert regelmäßig durch einen gründlichen inneren Krieg seine gegenseitigen Beziehungen regulirt und auch in diesem Jahrhundert wird kein anderes als dieses Mittel die Uhr der Entwicklung auf ihre richtige Stunde stellen können". Ebenso sprach er es im Jahre 1859 dem Minister von Schleinitz aus: „Ich sehe in unserem Bundesverhältniß ein Gebrechen Preußens, welches wir früher oder später ferro et igni werden heilen müssen, wenn wir nicht bei Zeiten in günstiger Jahreszeit eine Kur dagegen vornehmen." Wiederum 1862 im Mai, ein halbes Jahr ehe er Minister wurde, erklärte er, wie wir jetzt aus Sybel erfahren, dem Grafen Bernstorff „wollen Sie Krieg, so ernennen Sie mich zu Ihrem Unterstaatssecretär; dann mache ich mich anheischig, Ihnen

binnen vier Wochen einen deutschen Bürgerkrieg bester Qualität fertig zu liefern". Seine parlamentarische Thätigkeit begann er mit der Verkündigung der Politik durch „Blut und Eisen". Trotz Allem ist nach Sybel die Vorstellung, daß er mit der fertigen Kriegs-Idee in's Ministerium getreten sei, unrichtig. Der Historiker spricht sich hierüber folgendermaßen aus (S. 447):

„Eine bestimmte Entschließung über die Art und Form der für die Zukunft anzustrebenden deutschen Verfassung hatte Bismarck damals schwerlich schon gefaßt. Fest stand ihm die Thatsache, daß die jetzige Stellung Preußens im Deutschen Bunde unerträglich sei, daß sie, wie er einst dem Minister von Schleinitz geschrieben, im Nothfall ferro et igni geheilt werden müsse. Und nicht minder gewiß war die weitere Thatsache, daß für die Entscheidung der Frage Alles auf die realen Mächte in Deutschland, auf das Verhältniß zwischen Oesterreich und Preußen ankam. Eine friedliche Umgestaltung desselben hielt Bismarck für äußerst unwahrscheinlich: jeder andere Krieg, sagte er wohl, welchen Preußen vor diesem österreichischen führte, wäre die reine Munitionsvergeudung. Er war bereit in den Kampf einzutreten, verkannte aber die Gefahren desselben nicht, und hätte, wenn sich ein Einvernehmen möglich zeigte, ein solches Friedenswerk gerne begrüßt. In voller Klarheit lagen die verschiedenen, in Krieg oder Frieden denkbaren Systeme vor seinem unvergleichlich scharfen und weiten Blick: gemeinsame Beherrschung Deutschlands durch die beiden Großmächte, oder Theilung Deutschlands unter dieselben nach der Mainlinie, oder gänzlicher Ausschluß Oesterreichs aus Deutschland, und in diesem letzten Falle wieder die mehr förderative oder mehr unitarische Gestaltung des neuen Bundes, die engere oder weitere Competenz der von Preußen zu leitenden Reichsgewalt und der nationalen Volksvertretung. Ohne eine doctrinäre Vorliebe für irgend eines dieser Systeme, wog er ihre Aussichten und Vortheile, sowie ihre Kosten und Gefahren, und vor Allem ihre Erreichbarkeit trotz der Eifersucht der fremden Großmächte ab, stets bereit, je nach der Lage der Dinge das Verfahren oder auch das Ziel zu wechseln: nur unter dem unverbrüchlichen Gesetz, daß Preußen immer vorwärts schreite, niemals zurückweiche, niemals den gewonnenen Boden und niemals den eignen Muth verliere. Ohne Frage, der Ausgangspunkt all seines Thuns war nicht ein nur in der Phantasie vorhandenes Deutschland, sondern das in greifbarer Wirklichkeit heranwachsende Preußen, aber es ist nicht minder gewiß, daß dieser Mann, der nur mit Realitäten rechnete, eben deshalb den Weg fand, um Deutschlands Ideale zu verwirklichen. Schon am 30. September hatte Bismarck in

einer Sitzung der Budget-Commission es ausgesprochen, daß die deutsche Frage schwerlich durch Parlamentsbeschlüsse, sondern nur durch Blut und Eisen gelöst werden könne, und damit ein gewaltiges Schaumspritzen der öffentlichen Meinung und sittliche Entrüstung der friedliebenden Bürger bewirkt. Wie gesagt, er war sehr bereit so viel an ihm läge, ihnen diese Calamität zu ersparen."

Als ich diesen Passus zum ersten Mal las, hatte ich das Gefühl, hier auf den eigentlichen Mittelpunkt des Werkes, auf den Schlüssel zu aller Bismarck'schen Politik gestoßen zu sein. Das Deutsche Reich, wie es heute um uns und wir in ihm athmen, scheint den Meisten ein Naturproduct von solcher Selbstverständlichkeit zu sein, daß sie es sich nicht nur kaum vorzustellen vermögen, wie es auch anders hätte kommen können, sondern auch im Grunde verlangen, daß jeder verständige Mann und ein Bismarck allermeist schon vor 30 Jahren solches voraussehen und auf dieses politische Ziel hinstreben mußte. Es ist gar nicht leicht, diesen Gedanken völlig, nicht nur intellectuell und in abstracto, sondern auch in der Empfindung und in concreto zu überwinden und zu tödten. Getödtet aber muß er werden, wo echte Historie gepflegt und verstanden werden soll. Der Reichthum des Lebens, die unendliche Fülle der Möglichkeiten und der Gegensätze, in denen sich die Menschheit bewegt und die uns die Historie vor Augen stellen soll, würde verdeckt und versteckt werden, wenn man in der Geschichtserzählung vor dem einen Gedanken, der sich endlich durchgerungen, alle anderen von vorn herein zurücktreten lassen wollte. Scheinbar reicht man dem Staatsmann, den man so mit der Sicherheit des Mathematikers die Zukunft voraus berechnen läßt, den höchsten der Preise. In Wahrheit würde dieser Lorbeer sich bei näherem Zusehen immer mehr als ein Scheingebilde offenbaren. Denn die Vorstellung einer solchen Vorwegnahme der Zukunft ist eine unmögliche. Nicht in der richtigen Zeichnung des Zukunftsbildes, sondern in der richtigen Schätzung der Kräfte der Gegenwart wurzelt staatsmännische Größe. Der kann keine großen Ziele haben, der weiß, wohin er geht, sagte Napoleon. Setzt er sich ein großes Ziel, so ist er kein Staatsmann, sondern ein Phantast. Setzt er sich nur ein kleines, naheliegendes, berechenbares Ziel, so ist er kein großer Staatsmann. Nicht zu verwechseln mit diesem staatsmännischen Ziel ist das Ziel des politischen Idealismus. Dieses Ziel darf und muß sogar ein phantastisches sein. Aber der Idealismus ist erst Kraft, noch nicht Kunst.

Die Kunst mag sich von der Kraft treiben lassen und sie benutzen; ihr Ziel aber schöpft sie aus sich selbst, aus ihren Mitteln, daß heißt

aus der Gegenwart und nicht aus der Zukunft. Es giebt eine Erzählung, daß Knesebeck und Müffling am 19. Oktober 1813 auf dem Marktplatz in Leipzig sich gegenseitig gelobt hätten, diesen Krieg nur in Paris zu endigen. Höchst wahrscheinlich ist die Erzählung nichts als eine nachträgliche Renommisterei. Wenn sie aber wahr wäre, so wäre sie ein treffliches Beispiel des werthlosen Vorhersagens — obgleich es eingetroffen ist. Denn grade diese beiden Herren Knesebeck und Müffling haben vorher und nachher, wenn es darauf ankam in Thaten Heldenthum zu zeigen, die wahren Helden nicht unterstützt, sondern sich ihnen versagt. Knesebeck, der nach der Schlacht bei Leipzig Paris in's Auge faßt, hatte noch im Sommer gemeint, daß Preußen zur Noth auch ohne Magdeburg bestehen könnte und als man in Frankreich stand, war sein Ideal nicht Paris, sondern Langres, und Müffling sonst ein trefflicher Generalstabsofficier, hat doch nach der Niederlage an der Marne den Besserwisser gespielt und den Kopf hängen lassen. Gneisenau aber war es, der schrieb: keinen halben Erfolg; dieser Usurpator muß ausgerottet werden — aber nicht nach dem Siege bei Leipzig, sondern im Sommer 1812, als Napoleon vor Moskau stand. Das war politischer Idealismus. Nach der Schlacht bei Leipzig aber, als es galt einen neuen Feldzugsplan vorzuschlagen, da sprach er noch nicht von Paris, sondern betrieb zunächst bescheidentlich den Uebergang über den Rhein und die Befreiung der Niederlande. Erst der weitere Erfolg wurde ihm wieder zum Fundament für die Forderung des Marsches auf Paris und der so vorbereitete Plan überstand auch die Niederlage. Das ist Staatskunst, in diesem Fall auf dem Gebiete der Strategie.

Gneisenau und ebenso Stein sind dem deutschen Volke besonders sympathisch, weil sie das Idealistische und das Staatsmännische in sich vereinigten. Ohne irgend ein Idealist zu sein, vereinigte auch Napoleon phantastisches Ausschweifen mit klarer Berechnung und Fortentwicklung des Moments. In Bismarck ähnlich wie in Friedrich dem Großen ist das specifisch Staatsmännische das Alleinherrschende: die ungeheure Kraft in der Selbstbeschränkung, selbst in der Phantasie. Hier muß einsetzen, wer ihn verstehen will. Mit höchster historischer Feinheit stellt daher Sybel jene Darlegung aller Möglichkeiten, mit denen allen der neue Minister rechnete, die Ziele, zwischen denen er bereit war nach Bedürfniß zu wechseln, an die Spitze. Mit der letzten Faser reißt er aus der Vorstellungswelt seiner Leser das vorbedachte neue deutsche Kaiserreich heraus: so sehr, daß man zuletzt fast stutzig wird, ob nicht doch ein Stück oder ein Stückchen echten Lebens daran

hängen geblieben und mit verloren gegangen ist. Als ich den dritten Band, den dänischen Krieg, zu Ende gelesen hatte, kehrte ich zu erneueter Prüfung jenes Grund- und Einleitungspassus zurück. Immer von Neuem ertönt jene Melodie in den entscheidenden Momenten: Bismarck wollte in erster Linie nicht den Krieg mit Oesterreich, sondern die Allianz; er „blieb fest in dem Entschluß, Preußens und Deutschlands Interessen in Schleswig-Holstein unter allen Umständen, aber wenn irgend möglich, nicht im Streite, sondern in Eintracht mit Oesterreich zu wahren: nach wie vor hielt er das österreichisch-preußische Bündniß für das wirksamste und zugleich gefahrloseste, welches jeder der beiden Staaten einzugehen vermöge". Ist hier wirklich, wenn wir denn das neue Reich, das Kaiserthum, die Niederwerfung Frankreichs, wenn wir alle positive Neugestaltung, als außerhalb jeder Berechnung liegend, noch im dunklen Schooß der Zukunft bergen — ist wirklich auch der Krieg selbst, das Zerreißen der Kette unerträglicher Institutionen, die die preußische und deutsche Jugendkraft fesselten, ist auch dieses nächste, nicht Ziel, sondern Mittel, nicht von Anfang an mit Bestimmtheit ins Auge gefaßt worden? Sybels Werk ist gearbeitet, „vornehmlich nach den preußischen Staatsacten". Sollte es etwa zu sehr „nach den Acten" gearbeitet und das Letzte, „quod non est in actis" darüber nicht zu seinem Recht gekommen sein?

Nicht eigentlich, um einen solchen Zweifel wirklich zu statuiren, noch weniger, ihn durchzufechten, wozu es uns an positivem Material fehlt — sondern nur um die Tragweite des Gegensatzes völlig klar zu machen, haben wir es bis zur Zweifelsfrage getrieben und wollen die rationes dubitandi noch etwas ins Einzelne verfolgen.

Sybel nennt unter den „möglichen" Systemen auch die „gemeinsame Beherrschung Deutschlands durch die beiden Großmächte" und „die Theilung unter dieselben nach der Mainlinie." Es sind die beiden, die ohne Krieg durchführbar, wenigstens denkbar erscheinen. Aber wohin kommen wir damit? Stellen wir uns vor, daß in der „gemeinsamen Beherrschung" Oesterreich die alleräußerste Nachgiebigkeit gegen Preußen geübt, daß es ihm den thatsächlichen Oberbefehl über die Bundestruppen, eine enge Militärconvention mit Schleswig-Holstein, den Zollverein unter definitivem Verzicht des eigenen Eintritts concedirt hätte: so hätte schon kaum mehr von „gemeinsamer" Beherrschung Deutschlands gesprochen werden können, so würde dem nationalen Einheitsbedürfniß dennoch nicht genügt worden sein und endlich welche Gegenleistung würde Oesterreich für solche Zugeständnisse in Anspruch genommen haben? Diese Gegenleistung hätte kaum etwas anderes sein können, als ein

Schutz- und Trutz-Bündniß, mit anderen Worten Garantie für Venetien, also Feindschaft gegen den neu entstehenden italienischen Nationalstaat. War das wirklich ein durchführbares Programm? Nun gar die Theilung Deutschlands nach der Mainlinie, also die Zerstörung des größten bisherigen Erfolges der deutsch-preußischen Politik, des Zollvereins? Ausgeschlossen ist es gewiß darum nicht, daß Bismarck auch diese Eventualitäten in's Auge gefaßt hat, aber doch wohl schwerlich anders als im Sinne von Uebergangsstadien und nicht zu langer Uebergangsstadien. Denn kein Erfolg konnte als ein dauernder und genügender angesehen werden, der nicht auch dem preußischen Volke eine innere Befriedigung gewährte, eine Befriedigung, die es ermöglichte, den Verfassungs-Conflict zu überwinden. Die Mainlinie von 1866 hat dazu genügt, aber doch nur, weil sich sofort die Ueberzeugung bildete, daß sie nichts als eine „Wasser- und Kohlen-Station" zu dem wahren Ziel sei und weil der ungeheuere militärische Erfolg die Bürgschaft für eine weitere glückliche Zukunft bot.

Wie nun auch Bismarck im innersten Herzen über die Möglichkeit und Nützlichkeit einer friedlichen Auseinandersetzung mit Oesterreich gedacht haben mag: auch Sybel sagt, daß er ein solches Abkommen von vornherein für „höchst unwahrscheinlich" hielt. Da er nun aber auf alle Fälle entschlossen war, vorwärts zu gehen, da im Moment seines Eintritts in die Regierung die Lage bereits eine höchst gespannte war, da auch Oesterreich seinerseits ein Bundes-Reform-Project betrieb, das nur mit 9 gegen 7 Stimmen (Januar 1863) im Bundestag abgelehnt wurde — weshalb sind noch fast vier Jahre vergangen, bis die Krisis so oder so herbeigeführt wurde — vier Jahre unter dem täglich stärker und schmerzhafter wirkenden Drucke des innern Conflicts, der Verfeindung zwischen Königthum und Volk?

Das erste Hinderniß, welches sich dazwischen legte, war der Aufstand in Polen. Schon vor dem Beginn des Bismarck'schen Ministeriums war hier die heftigste Gährung und im Januar 1863 brach die offene Revolution aus. Unmöglich durfte man es in Deutschland zur Krisis treiben, ehe dieser Brand wieder gelöscht war. Denn die Verbindung beider Fragen hätte nothwendig fremde Mächte auf das deutsche Gebiet geführt, und das war es gerade, was Bismarck unter allen Umständen vermeiden wollte. Selbst als Kaiser Alexander mit den Polen so gut wie fertig war, und mit völlig gerüsteter Armee nahe der Grenze im Sommer 1863 dem König Wilhelm den Antrag machte, gemeinschaftlich Oesterreich und Frankreich den Krieg zu erklären, lehnte der König diesen Antrag rundweg ab. Denn, sagte Bismarck, „beim

Friedensschluß würde Rußland am längeren Hebelarm sitzen" und schon regten sich im Osten die Anfänge jener panslavistischen Träumereien, die sogar die Polen zu versöhnen und ihre Kreise zu ziehen gedachten. Niemand als der König und Bismarck haben von jenem Vorschlage Kaiser Alexanders je ein Wort erfahren. Je sicherer Bismarck aber die Nothwendigkeit des österreichischen Krieges selbst vor Augen sah, desto großartiger muß uns die Abweisung dieser wahrlich nicht wenig verführerischen Versuchung erscheinen. An der Verwogenheit, sich auch in das Meer dieser grenzenlosen Möglichkeiten, Aussichten und Gefahren zu stürzen, hat es ihm gewiß nicht gefehlt. An drängenden Motiven, den Augenblick, wie er sich bot, zu ergreifen, auch nicht: der König war alt, der Kronprinz gegen ihn, der innere Conflict ein Pfahl im Fleisch. Ein Bund mit Rußland war auch an sich dem König etwas Sympathisches — wie viel mehr als später der italienische! — und eine treffliche Handhabe ihn fortzureißen, wo er etwa Bedenken hatte. Wäre Bismarck damals noch der bloße Borusse gewesen, der aus Preußen ein Großpreußen machen wollte: das russische Anerbieten hätte ihm gewaltig in die Augen stechen müssen. Aber er war bereits mehr. Jene Umwandelung, die das Specifische seiner Größe macht, das Herausbrechen des Staatsmannes einer werdenden großen Nation aus dem particularistischen Junker war längst vorbereitet und in verschwiegenen Briefen jene Aussprüche niedergelegt: von dem Moment, „wo das Wort „Deutsch" statt „Preußisch" auf unsere Fahne geschrieben werden" solle (12. Mai 1859) und „wenn ich einem Teufel verschrieben bin, so ist es ein teutonischer" (16. Juni 1860).

Kaum war der polnische Zwischenfall vorüber, so wurde die schleswig-holsteinische Frage dringend und dringender und durch den Tod König Friedrichs VII. endlich brennend. Man mußte nothwendig den Umweg über das stammverwandte Land nehmen um in's Vaterland zu gelangen. Wie groß dieser Umweg werden, wie lange die Krisis damit verschoben würde, war nicht abzusehen.

Die politische Geschichte dieses Krieges werden wir im Zusammenhang mit der im folgenden Bande zu erwartenden Gasteiner Convention besprechen.

Zum Schluß sei bemerkt, daß Sybel's Darstellung des dänischen Krieges durchweg in starkem Widerspruch mit dem Generalstabswerk steht. Am auffälligsten ist dieser Widerspruch im ersten Abschnitt, was hier anhangsweise zugefügt werden möge.

Nach dem Generalstabswerk entwarf Moltke einen meisterhaften Plan, die ganze dänische Armee im Dannewerk zu vernichten, indem man

sie in der Front nur beschäftigend, mittlerweile mit anderen Truppen umging. Eine Brigade verstärkt durch die Reserve-Artillerie sollte Missunde angreifen und „je nach dem Erfolg dort" oder weiter abwärts den Brückenschlag über die Schlei versuchen, indem eine andere Brigade noch weiter abwärts bis nach Arnis ging (S. 117).

Wrangel als Oberbefehlshaber verschmähte diesen Plan und wollte das Dannewerk kurzer Hand erstürmen (Gen.-Stabs-W. I. S. 122; S. 153; S. 164).

Nach Sybel war es auch Wrangel's Idee, das „Dannewerk nicht durch Frontalangriff, sondern durch Umgehung zu nehmen". (S. 232.) Die Abweichung von Moltke's Plan wäre grade gewesen, daß die Umgehung nur bei Missunde in ziemlicher Nähe des Dannewerks ausgeführt werden sollte, welches „befestigte Ausfallsthor" Moltke bloß habe „zusetzen" und nicht angreifen wollen (S. 230).

In Verfolg dieser Auffassung wäre nach Sybel das Gefecht von Missunde so entstanden, daß Prinz Friedrich Karl „dem Befehl gemäß" die Schanzen erstürmen wollte.

Nach dem Generalstabswerk „faßte der Prinz den Entschluß" (über die an diesem Tage vorgeschriebene Aufgabe hinausgehend) „den Versuch zu machen, in den Besitz des dortigen Vorterrains oder vielleicht des Brückenkopfes zu gelangen". Von der Absicht eines Sturmes ist keine Rede; „durch eine kräftige Beschießung der Schanzen" hoffte man, da die Dänen bis dahin ohne Widerstand zurückgegangen waren, sie auch zur Räumung dieser Stellung noch zu veranlassen.

Sybel fährt fort: „Da das Kanoniren auf die Schanzen gar keinen Eindruck machte, brach der Prinz, welcher selbst mit Wrangel im Herzen nicht einverstanden gewesen, das Gefecht verdrießlich ab. Eine Berathung mit Wrangel am 3. Februar blieb ohne Ergebniß".

Nach dem Generalstabswerk (S. 166), war es erst der entschiedene Widerspruch in diesem Kriegsrath, der Wrangel bestimmte, von der, wie man wohl sagen darf, tollen Idee der Erstürmung des Dannewerks wenigstens vorläufig abzusehen.

In der directen Beurtheilung der Persönlichkeiten stimmt Sybel mit dem Generalstabswerk überein, insofern er den Prinzen Friedrich Karl mit Anerkennung, den Feldmarschall Wrangel einigermaßen abschätzig einführt z. B. stark hervorhebt, wie der „alte Herr" dem I. Corps den directen Marsch nach Düppel befiehlt, „an die Existenz des dazwischenliegenden Flensburger Meerbusens aber im Augenblick nicht dachte". Sieht man nun aber auf die Thatsachen in der Sybel'schen Darstellung, so fällt die Schuld des Mißerfolges durchaus nicht auf

Wrangel, sondern auf den Prinzen. Der Urfehler Wrangel's, daß er die Grenze überschritt, ehe sein drittes Corps zur Stelle war, wird von Sybel gar nicht erwähnt. An die Stelle der verkehrten Absicht eines Sturmes auf die starke Front, tritt der weit geringere Fehler einer nicht ganz weit genug ausholenden Umgehung. Ja dieser Fehler schwindet noch mehr, wenn man aus dem im Generalstabswerk mitgetheilten Urtext sich überzeugt, daß auch Moltke einen Angriff auf Missunde wollte und daß dem Prinzen Friedrich Karl von Wrangel keineswegs Missunde allein als Uebergangspunkt bezeichnet war, sondern auch weiter abwärts Königsburg. (S. 122.) Warum ist denn hier gar nichts geschehen? Warum keine Vorbereitungen zum Brückenschlag getroffen? Warum der „Sturm" auf Missunde, wenn er denn wirklich befohlen, wenn er, wie Sybel es darstellt, den Mittelpunkt der ganzen Operation bilden sollte, so kaum angetastet worden? Wäre die Sybel'sche Darstellung richtig, so müßte das Verfahren des Prinzen überaus schwächlich erscheinen. In Wirklichkeit kann es aber kaum einem Zweifel unterliegen, daß die Erzählung des Generalstabswerks, welches die meisten Befehle im Urtext mittheilt, die richtige ist. Der Fehler lag ausschließlich bei dem Feldmarschall, welcher „stürmen" wollte, deshalb die Umgehung nur als Nebenoperation betrachtete und sie weder richtig vorbereitete, noch ihr einen bestimmten, klar zu erkennenden Charakter gab. Hierin, hierin allein, hierin aber auch vollständig, liegt die Rechtfertigung des Prinzen Friedrich Karl, daß er bei Missunde nicht fester und umfassender zupackte.

Wägt man auf der einen Seite, wie groß die geschilderte Abweichung ist, auf der anderen, daß das Werk Sybel's und das Werk des Generalstabes aus ganz denselben Acten gearbeitet sind, so erkennt man, welche Schwierigkeiten die Erzählung von Kriegsereignissen dem Laien bietet: selbst ein Mann von der geistigen Kraft, von der kritischen Schärfe und der anschaulichen Darstellungskraft Sybel's mag dabei zuweilen scheitern.

Bei der Erzählung der bedeutendsten Kriegsthat des Feldzuges, dem Uebergang nach Alsen, theilt das Sybel'sche Buch mit dem Generalstabswerk die auffällige, oder bei dem Arbeiten nach fast ausschließlich „amtlichen Quellen", auch wieder natürliche Lücke, daß der Name des eigentlichen Schöpfers, Leiters und Siegers, des Obersten von Blumenthal nicht genannt ist.

Fürst Bismarck.

Die Woche vom 15. bis 22. März, welche den Abschluß der amtlichen Wirksamkeit des Fürsten Bismarck gebracht hat, wird von der allgemeinen Stimme schon jetzt unter die welthistorischen Daten gerechnet, und selbst des Staatsmannes erbitterte Gegner zweifeln nicht, daß die Nachwelt den Spruch der Zeitgenossen bestätigen wird. Aber wie dieser Spruch für niemand einen Irrthum enthält, soweit er ein allgemeines Urtheil ausdrückt, so gewagt ist es, seine Richtigkeit in den Einzelheiten der großen Laufbahn erkennen zu wollen. Vor allem ist diese Laufbahn noch nicht geschlossen. Der Fürst steht nicht mehr im Amt, aber er gehört nach wie vor der Oeffentlichkeit an, das Auge Europas bleibt auf den Ruhesitz in Friedrichsruh gerichtet, nicht mit täglicher, unablässiger Aufmerksamkeit, aber mit beständiger Erwartung. Man wird auf jedes Wort des Einsiedlers hören, und wenn er schweigt, so werden apokryphe Aeußerungen herumgehen. So könnte es rathsam scheinen, jetzt nicht eine Laufbahn zusammenfassen zu wollen, die gleichsam nur das Mittel ihrer Einwirkung gewechselt hat, aber nicht das Objekt, welches die politische Welt ist. Dieses Objekt ist derzeit so beschaffen, daß es keineswegs einer Epoche ruhigen Lebens entgegen geht, in der es sich regelmäßig von selbst fortbewegt. Es bedarf der kräftigen, mit Intelligenz geführten Hand, um fortwährend in die richtige Bahn gelenkt zu werden. Die politische Welt wird oftmals Ursache haben, nach dem Besitzer dieser Hand auszuschauen, dessen mächtigen, aber immer wohlthätigen Griff sie so oft gefühlt.

Weil so die Dinge stehen, ist heute in keiner Weise auch nur ein relativer Abschluß des Urtheils über den Fürsten Bismarck möglich, und doch muß die Publizistik aus der Veränderung, die in dem Wirken des Fürsten eingetreten, den Anlaß eines solchen Versuches schöpfen, denn nur aus vielen, in ihrer Unvollständigkeit relativ richtigen Gemälden, kann sich endlich das Gesammtgemälde zusammensetzen.

Die 28jährige Ministerthätigkeit des Fürsten Bismarck scheidet sich auf den ersten Blick in zwei scharf getrennte Perioden. Man kann

die erste als die heroische, die zweite als die kunstreiche bezeichnen. Die erste reicht von der Uebernahme des Ministerpräsidiums bis zum Frankfurter Frieden, die zweite von diesem Frieden bis zum Rücktritt aus dem Reichskanzleramt.

Mit der ersten Periode wollen wir uns heute am wenigsten beschäftigen, obwohl sie vielen Augen immer als die ruhmreichste gelten wird. Schon die Uebernahme des Ministerpräsidiums in einer durch heilloses Ungeschick ganz verfahrenen Staatslage war ein heroischer Akt. Nicht minder war es der Kampf gegen einen Landtag und eine ihm einmüthig zur Seite stehende öffentliche Meinung, die formell im Rechte waren und keine Ahnung haben konnten, daß sie materiell eine grenzenlose Thorheit begingen. Das Heroische der dänischen Exekution wurde allerdings durch das bei diesem Unternehmen entfaltete diplomatische Geschick überwogen. Der Krieg von 1866 aber hat nur in den Aktionen des großen Friedrich ein Beispiel. Die Heldenthaten des Alterthums können nicht herbeigezogen werden, weil dort niemals Situationen entstanden, die aus dem Vorhandensein einer Staatenfamilie hervorgehen, unter der sich große und mächtige Glieder befinden. Wenn ein kleiner Staat, der die größten und mächtigsten Glieder zu unmittelbaren Nachbarn hat, das allen verhaßte Ziel seiner, zur Ebenbürtigkeit mit den Großen führenden Vergrößerung kühn und rücksichtslos vorbereitet und wie im Blitz ergreift, so wird dies ewig bewundert, aber in unabsehbarer Zeit nicht nachgemacht werden. Wenn vier Jahre später die errungene Möglichkeit der Ebenbürtigkeit so meisterhaft benutzt worden ist, daß das stärkste Glied der Staatenfamilie in einem muthwillig heraufbeschwornen Kampf vollständiger zu Boden geworfen wird, als in den Siegen der Koalition von 1814 und 1815, so haben wir hier die Verbindung von Heroismus und höchstem diplomatischen Geschick vor Augen. Die schreckliche Zeit, da Deutschland eine der größten Nationen an Zahl und gebundener Kraft und die kleinste an wirklich besessener Kraft war, da es ein gefesselter und darum ein verspotteter und getretener Riese war, diese schreckliche Zeit ist vorüber. Aber nun beginnt die Arbeit, das wiederum im Fluge Errungene zu sichern. Denn der freigewordene Riese unter den Völkern bildet für alle einen Gegenstand des Neides und der Furcht. Im Innern aber liegen noch alle Trümmer eines erschütterten, aber nicht völlig zerstörten Häusergemenges umher. Es gilt, daraus ein wohnliches Haus zu machen. Diese beiden Arbeiten bilden den Inhalt der Reichskanzlerepoche des Fürsten Bismarck. Es liegt in der Natur dieser Arbeiten, daß sie nicht vollendet sind, aber selbst wenn ein grausames Geschick ihre bis jetzt gezeitigte

Frucht zerstören würde, so würde der in diesen Arbeiten bethätigte Geist ein unvergängliches Erbe des deutschen Volkes, ja aller civilisirten Nationen bilden. Ein trauriger Narr, der an dem Mißverhältniß seines angebornen Hochmuthes und seiner angebornen Geistesarmuth zu Grunde gegangen ist, glaubte an dem Fürsten Bismarck endlich den Gegenstand gefunden zu haben, auf den ein herostratischer Wurf dem Werfer die ersehnte Beachtung bringen könnte. So warf er den Stein mit der Aufschrift: der Mann dort macht Episode, nicht Geschichte. Der Herostrat, der sich auch einmal mit Philosophie hatte abgeben und durch sie berühmt werden wollen, hatte nicht einmal gelernt, daß in der Weltgeschichte nichts insuliret, wie einer unserer Größten ausspricht, und daß die Wirkung jeder That ins Unendliche reicht, wie der andere ausspricht.

Fürst Bismarck, so vielseitig er war, eins war er nicht: Pädagog. Auch Napoleon war es nicht. Aber den Geist seines Handelns zu erkennen und darzulegen, vermochte ein starker theoretischer Geist. Dieser wurde der Schulmeister, der die Schlacht von Königgrätz gewann. Den Geist der Bismarckschen Politik zu erfassen, wird nach und nach eine Literatur entstehen. Ob gleich oder bald ein Clausewitz darüberkommt, steht dahin, aber die entstehende Literatur wird die politischen Ansichten der Zeit umwandeln und die Lehrerin mehr als eines Geschlechtes werden. Es sind die ersten unvollständigen Lichter, die wir auf den Gegenstand fallen zu lassen suchen.

Dabei ist uns zweierlei auferlegt. Erstlich müssen wir die Akte der äußern Politik in einer besonderen Reihe betrachten, und dann ebenso die Akte der innern Politik. Denn nur im ganzen, nicht im einzelnen haben die Handlungen der einen Reihe die Handlungen der andern beeinflußt. Das zweite, was uns auferlegt wird, ist ebenso bequem, aber minder befriedigend. Der Haupttheil unserer Aufgabe besteht nämlich darin, lauter Fragezeichen zu machen, und das einzige Verdienst dabei, das zu erwerben, besteht darin, die richtigen Stellen zu finden, wo die Fragezeichen hingehören. Der Historiker wird wissen, daß das in der That ein Verdienst ist. Das erste der historischen Untersuchung besteht darin, zu erkennen, ob ein Thatsachenbericht möglich ist, ob er falsch oder lückenhaft sein muß. Das zweite ist dann die Ergänzung des Fehlenden, sei es durch scharfsichtige Benutzung wenig beachteter Thatsachen, sei es durch die Divination des Instinktes allein. Wir sind heute nur bei dem ersten Theil der historischen Aufgabe und beginnen mit gewissen Ereignissen des französischen Krieges.

Als unbestreitbar dürfte aus den Berichten dieses Krieges erhellen,

daß der Kanzler gewünscht hat, die Napoleonische Dynastie zu erhalten, mit ihr den Frieden zu schließen und zwar in einer Weise, welche die spätere Herstellung eines guten Vernehmens zwischen Deutschland und Frankreich nicht unmöglich gemacht hätte. Die Revolution vom 4. September hat diesen Plan vereitelt. Verständlich ist seine Nützlichkeit vollkommen, wenn er ausführbar gewesen wäre. Als er unausführbar geworden, war dies natürlich keine Verlegenheit, aber die von der Republik aufgenommene Fortsetzung des Kampfes mußte die Spuren desselben der Seele beider Nationen weit tiefer eindrücken, als bis dahin geschehen war.

Hier bei diesem Ausgang unserer Betrachtung ist noch nichts räthselhaft. Auch das ist noch kein Räthsel, was den besten französischen Köpfen immer als ein solches erscheint, wie der Fürst den militärischen Rathgebern bis zur Rückforderung Elsaß-Lothringens nachgeben konnte. Sicherlich hat er vorausgesehen, daß diese Friedensbedingung als ein unheilbarer Stachel auf unabsehbare Zeit die wichtigste Bedingung der glücklichen Entwicklung Europas, nämlich die Freundschaft Deutschlands und Frankreichs, unmöglich machen würde. Warum er dieser Einsicht nicht folgte, darüber besitzen wir zwar keine intime Aufklärung, aber die Gründe liegen auf der Hand. Nach der Ausdehnung, welche die französische Volkserhebung dem Kriege gegeben, war es unmöglich, dem deutschen Volk den Lohn eines so schwer errungenen Sieges zu versagen.

Dann kommt ein Akt, dessen Verantwortung sicher nicht den Fürsten Bismarck trifft. Wir meinen den Brief Kaiser Wilhelms an den Kaiser Alexander. Es war ein Herzenserguß des greisen Monarchen nach dem glorreichen Abschluß des Krieges in einem tief bewegenden Moment, aber der Dank ging weit hinaus über den empfangenen Dienst. Nicht der russische Arm, sondern die Schnelligkeit der deutschen Siege und demnächst der Widerstand des Grafen Andrassy hatten den Grafen Beust vom Kampfe für Frankreich zurückgehalten. Die Note des Fürsten Gortschakoff, vor dem Ausbruch des Krieges erlassen, besagte nur, daß Oesterreichs Eintreten Rußland nicht gleichgültig lassen könne. Als das Waffenglück sich entschieden auf Deutschlands Seite gewendet hatte, kam Fürst Gorschakoff von dieser Haltung sehr zurück. Er konnte dem Grafen Beust nicht das rathen, wovor er anfangs gewarnt hatte, aber er ließ keinen Zweifel, daß er ihm nicht mehr in den Arm fallen würde. So mußte denn die preußische Kriegsverwaltung eine Truppenkonzentration um Berlin unter dem General Löwenfeld anordnen, um die Hauptstadt vor einem etwaigen Einmarsch

der Oesterreicher zu schützen. Jenes Schreiben aber bildet nunmehr die Quittung, worauf sich die Panslavisten berufen, wenn sie Deutschland anklagen, ihnen den Dienst von 1870 nicht vergolten zu haben durch Zurückhaltung der Oesterreicher im Jahr 1878.

Nun aber kommt ein Akt, den ein großes Fragezeichen begleitet. In den ersten siebziger Jahren hätte Fürst Bismarck sicher mehr als einmal die bequeme Gelegenheit gehabt, eine monarchische Restauration in Frankreich zu fördern. Er hat es nicht nur nicht gethan, sondern sich zum Beschützer der Republik gemacht, wie aus den Veröffentlichungen des Arnimprocesses, aber auch aus andern Aussprüchen sattsam bekannt geworden ist. Der Grund, den der Fürst stets angeführt hat, daß die Republik Frankreich bündnisunfähig mache, scheint nur in usum Delphini gethan worden zu sein, d. h. ad captum eines von den Ideen der Restaurationsepoche erfüllten Diplomatenkopfes. Die Franzosen haben den Grund für das Geschenk der Republik sehr übel genommen, während die echten Reaktionäre dem Fürsten nicht verzeihen wollen, daß er um eines diplomatischen Vorteils willen das Fortschreiten der republikanischen Idee begünstigt habe.

Der eigentliche Grund des Fürsten dürfte gewesen sein, daß eine monarchische Restauration damals zum unmittelbaren Krieg führen mußte, wenn die Monarchie sich behaupten wollte. Ferner aber wäre eine Monarchie in der Art Louis Philipps dem Ansehen der Monarchie um nichts förderlicher gewesen, als die Republik, von der Fürst Bismarck keine Ansteckung fürchtete.

Wir sind darüber authentisch unterrichtet, daß an einer Koalition zwischen Frankreich, Oesterreich und Italien vor dem Ausbruch des Krieges gearbeitet wurde. Wir wissen auch, daß sie verzögert wurde durch die Abneigung Napoleons, den Italienern Rom auszuliefern. Dann kamen die deutschen Siege, bevor Oesterreich noch gerüstet war. Napoleon befand sich in einem seltsamen Widerspruch. Die ultramontane Hofpartei war es, die ihm den Krieg entriß, damit er die den Franzosen gleich verhaßte Bildung der deutschen wie der italienischen Nationalität mit demselben Schlag vereitele und Frankreichs künftige Weltstellung auf den Bund mit dem Papstthum gründe, das eben seine Unfehlbarkeit erklären ließ. Wie konnte er in diesem Augenblick den Sitz des Papstthums an den italienischen Revolutionsstaat ausliefern, den er für immer von Rom abhalten wollte? Diesen Dingen und nicht dem russischen Machtspruch verdankte es Deutschland, daß ihm Frankreich allein gegenüberstand. Aber sogleich nach dem Frieden begann die Arbeit des Ultramontanismus, sich der im französischen Volk

glühenden Revancheidee zu bemächtigen und die Koalition gegen Deutschland, die im Widerstreit der italienischen Nationalität mit dem Papstthum vor dem Kriege nicht zustande kommen konnte, nach dem Kriege zustande zu bringen durch eine irgend wie zu bewirkende Aussöhnung Italiens mit dem Papstthum. Die Epoche dieser Bemühungen bezeichnet die gefährlichste Lage, in der sich Deutschland nach dem französischen Kriege befunden hat, denn nunmehr hätte Fürst Gortschakoff das Zustandekommen der Koalition gern gesehen. Er richtete bald diplomatisch, bald laut die Mahnung nach Paris, Frankreich möge stark und weise sein, d. h. es möge aus allen Kräften rüsten und es möge nicht wieder in den Krieg gehen, bevor es die Koalition fertig habe.

In dieser für Deutschland gefährlichen Epoche hat die Kunst des Fürsten Bismarck auf dem Gipfel gestanden. Die diplomatische Strategie, die er entwickelte, gleicht an Kühnheit den letzten Napoleonischen Feldzügen, aber sie war erfolgreich. Um die Annäherung Rußlands an Oesterreich, mit der Fürst Gortschakoff und Graf Beust umgingen, Deutschland ungefährlich zu machen, brachte er sie unter seiner eigenen Aegide durch das sogenannte Drei-Kaiserverhältniß zustande. Er gewann dadurch zugleich die Möglichkeit, seinerseits die Aussöhnung mit Oesterreich vorzubereiten, ohne den Verdacht Rußlands zu erwecken. Verspätete Jünger aus der Schule der Restaurationsdiplomatie priesen das Dreikaiserbündniß als Bismarcks größte That, weil sie darin die Wiederbelebung der heiligen Allianz gegen das revolutionäre Frankreich sahen. Fürst Bismarck kannte den zerbrechlichen Charakter dieses Verhältnisses, aber er versuchte es zu benutzen, um die französische Republik vor ein Entweder-Oder zu stellen, d. h. vor die Frage, Krieg oder Abrüstung, letztere aber mit einer großen Genugthuung für Frankreich verbunden, welche die Wunde des Frankfurter Friedens gelöscht haben würde. Als diese Situation sich vorbereitete, erschien Fürst Gortschakoff in Berlin, nicht nur mit dem russischen Schwert, sondern auch mit dem englischen Dreizack bewaffnet, um sein quos ego als Gebieter des europäischen Friedens zu rufen. Es war der erhabenste Moment dieses geckenhaften Ministers, aber er hat ihn theuer bezahlt, nur leider hat Europa mitzahlen müssen dadurch, daß die Rüstungsepoche nicht aufgehalten werden konnte.

Der russische Neptun bereitete alsbald einen orientalischen Krieg vor, er glaubte von dem Deutschland, das er eben beleidigt, zu diesem Unternehmen keiner Sicherheit zu bedürfen, er schlug ein angebotenes Bündniß aus, welches natürlich die Bedingung enthielt, daß Deutschland ungehindert von Rußland sich Frankreichs erwehren dürfe, wie es

wolle. Aber Fürst Gortschakoff hatte zum Axiom der russischen Politik gemacht, daß Frankreich, was es auch unternehme, nicht weiter geschwächt werden dürfe. Er sah freilich, daß er ohne den Beistand Deutschlands bei seinem orientalischen Unternehmen auf Oesterreichs Widerspruch stoßen würde, aber er beschloß, sich mit Oesterreich allein zu verständigen und versprach, den Oesterreichern im Falle russischer Siege die Besitznahme Bosniens zu gestatten. Er hatte das Versprechen österreichischer Passivität aber nur für den Anfang des russischen Feldzugs erreicht und begegnete, als die Russen in die Nähe Constantinopels gelangt, dem vereinigten Widerspruch Englands und Oesterreichs. Anstatt nun erst recht nach Constantinopel zu gehen und dort den Frieden gleichzeitig mit der Pforte und mit Europa zu vereinbaren, machte er mit Ignatieff das pfiffige Kunststück von San Stefano, dessen Gelingen ihm aber von Oesterreich und England nicht gestattet wurde. Er mußte zusehen, wie ein russischer Staatsmann von größerer Klugheit, um Rußland vor einem Kriege zu bewahren, der es vermuthlich um alle Früchte seiner Türkensiege gebracht hätte, ein Abkommen mit England schloß und den Fürsten Bismarck ersuchte, diesem Abkommen auf einem von ihm berufenen Kongreß die europäische Sanktion zu verschaffen.

Das Präsidium dieses Kongresses stellt äußerlich den Höhepunkt der Laufbahn des Fürsten dar. Daß Rußland so viel von dem Vertrag von San Stefano retten konnte, verdankt es der, allen Staatsmännern Europas imponirenden Vermittlung des Fürsten, der keineswegs für gut hielt, die Eroberungen Rußlands möglichst einzuschränken. Aber er hat sich von den Russen damit schlechten Dank verdient. Von dem Berliner Kongreß gingen sie noch leidlich zufrieden nach Hause. Sie hatten daselbst unter anderen wichtigen Errungenschaften die Befugniß zur Organisation Bulgariens erlangt, jedoch mit der Bedingung, zu einem bestimmten Zeitpunkt aus dem Fürstenthum herauszugehen. Der Zeitpunkt kam heran, und die Russen versuchten, die Räumungsstipulation kavaliermäßig zu behandeln. Indeß Graf Andrassy verstand keinen Spaß, er mahnte nachdrücklich und Deutschland konnte am wenigsten den formell unter seiner hauptsächlichen Vermittlung vollendeten Vertrag sogleich mit Füßen treten lassen. Es unterstützte die Mahnung Andrassys, aber nun begehrte der Panslavismus auf und begann sein Schüren und Klagen über Deutschlands schwarzen Undank. Die seit dem Türkenkrieg noch nicht auf den Friedensfuß gestellten Truppen wurden nach der Westgrenze vorgeschoben, Kaiser Wilhelm erhielt einen vorwurfsvollen Brief des Zaren, ein russischer General ging nach Paris,

um mit Gambetta anzuknüpfen. Dies war im Juli 1879. Ende August erschien Alexander II. in Warschau, Kaiser Wilhelm sendete den Marschall von Manteuffel zur Begrüßung. Einige Tage darauf begab sich der 82 jährige Kaiser nach Alexandrowo auf russisches Gebiet, um mit dem kaiserlichen Neffen zusammenzutreffen. Fürst Bismarck wußte wirksamere Mittel. Er verabredete in Gastein mit dem Grafen Andrassy ein Vertheidigungsbündniß mit Oesterreich. Am 22. September ging er nach Wien und erlangte die Zustimmung des Kaisers Franz Joseph, einige Wochen später nach langen Kämpfen auch die des Kaiser Wilhelm. Unter den Thaten, die Fürst Bismarck im Frieden und für den Frieden vollbracht, ist dieses Bündniß die nachhaltigste und weitreichendste. Es hat bereits zehn Jahre lang die europäische Politik beherrscht und den Frieden erhalten. Es scheint bestimmt, der Ausgangspunkt einer Solidarität der kontinentalen westeuropäischen Kultur zu werden. Die nächste Folge war, daß in Rußland zwar nicht die panslavistischen Schürungen gegen Deutschland, aber wenigstens die diplomatischen Herausforderungen aufhörten.

Nun kommt ein neues Fragezeichen. Im Jahre 1881 war Gambetta endlich so weit, aus dem Verjager aller Ministerien der Errichter eines großen Ministeriums zu werden. Während Europa dieses Ministerium kommen sah, wurde der leibliche Gambetta plötzlich in Berlin erblickt. Es war ein Herr Massabie, der in Deutschland reiste, aber es gab zu viele Personen in Deutschland, die den Träger dieses angenommenen Namens kannten. Was bedeutete diese Reise? Alle Welt war einig, daß Gambetta den Fürsten Bismarck in Varzin aufsuchen werde. Aber es hat nichts von einer solchen Zusammenkunft verlautet. Man weiß nicht, ob sie nachgesucht und abgelehnt worden, ob sie stattgefunden hat, oder ob sie gar nicht nachgesucht worden ist. Gambetta bildete sein Ministerium am 14. November, aber schon am 26. Januar des folgenden Jahres suchte er Streit mit seiner Kammer, um einen Vorwand des Rücktritts zu haben. Der wahre Grund war, daß gegenüber der auftauchenden egyptischen Frage sein Versuch einer Einigung mit England, zum Ausschluß des übrigen Europa von dieser Frage gescheitert war. Am Ende des Jahres erlag Gambetta einem vorzeitigen Tod. Rußland beobachtete auch seit der grauenvollen Ermordung des Kaisers Alexander II. am 13. März 1881 gegen Deutschland ein grollendes Schweigen. Eine Zusammenkunft des neuen Kaisers mit dem deutschen Kaiser hatte am 9. September in Danzig stattgefunden. Inzwischen hatte nach Gambettas Rücktritt Frankreich einige Ministerien von ganz kurzer Dauer gesehen, aber bald nach des Tribunen Tod wurde

am 21. Februar 1883 endlich durch Jules Ferry ein dauerhaftes Ministerium gebildet. Dieses Kabinet ist das bemerkenswertheste aller Ministerien der dritten Republik dadurch, daß unter ihm die Aussöhnung zwischen Deutschland und Frankreich in den Bereich der Möglichkeit zu rücken schien. Die russische Regierung hatte das Gefühl, daß sie unter dem neuen Kaiser in Europa völlig isolirt sei. Unter der wesentlichen Mitwirkung, wenn nicht auf den Betrieb des Fürsten Bismarck kam im September 1884 die Zusammenkunft in Skierniewice zwischen den drei Kaisern zu Stande. Im Februar war Fürst Orloff, russischer Botschafter in Paris, der Freund des Fürsten Bismarck, zum Botschafter in Berlin ernannt worden. Fürst Bismarck hatte Rußland aus seiner Isolirung gerissen, sein Verhältniß zu Rußland war ein durchaus freundschaftliches geworden, mit Frankreich bahnte sich ein Einvernehmen an, eine Aera des europäischen Friedens schien zu beginnen. Denn die Streitigkeiten zwischen England und Rußland in Afghanistan berührten Europa wenig. Da brachte das Jahr 1885 am 30. März den Sturz des Ministeriums Ferry, in England am 8. Juni den Sturz des Ministeriums Gladstone und am 18. September den sogenannten Staatsstreich von Philippopel, wodurch die auf dem Berliner Kongreß geschaffene Provinz Ostrumelien sich mit Bulgarien vereinigte. Wir wiederholen nicht die noch in frischer Erinnerung lebenden Vorgänge, wie der einst als russisches Werkzeug zum Fürsten von Bulgarien eingesetzte Alexander von Battenberg, nachdem er schon vorher durch gewisse Selbständigkeitsversuche in Petersburg mißliebig geworden, durch die Annahme der Früchte des Staatsstreiches von Philippopel, auf deren Aneignung Rußland gerechnet hatte, in völlige Ungnade fiel, wie diese Ungnade den Staatsstreich vom 21. August 1886 in Sofia gegen den Fürsten ins Werk setzte. Der Fürst, von seinen Räubern gegen die erhaltene Instruktion nicht ermordet, sondern auf russischem Boden ausgesetzt, mußte dort in Freiheit gesetzt werden. Er kehrte nach Sofia zurück, aber nur, um dem Thron zu entsagen und eine Regentschaft einzusetzen, die in geradezu wunderbarer Weise die bulgarische Selbständigkeit gegen Rußland behauptet hat.

Hier kommt ein neues Fragezeichen, das jedoch für den einsichtigen Beobachter keines ist. Warum verhielt sich Fürst Bismarck so völlig gleichgültig gegen Rußlands cynische Usurpationsversuche, die selbst die weiten Grenzen des der politischen Moral Erlaubten in nie gesehenem Maße überschritten? Er that es darum, weil er das mühsam hergestellte, für Deutschland so wichtige Einvernehmen mit Rußland nicht für das Glück des bulgarischen Volkes opfern wollte. Allein

die Gleichgültigkeit Deutschlands gegen Bulgarien wurde von Oesterreich nicht getheilt und konnte vielleicht von der dortigen Regierung nicht getheilt werden. Der auswärtige Minister der Monarchie sprach sich vor den Delegationen wiederholt dahin aus, daß Oesterreich kein bewaffnetes Einschreiten in Bulgarien dulden werde. In Petersburg schrieb man diese selbstbewußte Haltung der Sicherung Oesterreichs durch das deutsche Bündniß zu. So schob man zum zweiten Mal den Verlust Bulgariens auf Deutschlands Oesterreich geliehene Unterstützung und warf den ganzen Groll auf Deutschland. Von nun an beginnen die nach einem offenbaren Plan im größten Stil fortgeführten russischen Rüstungen zum Angriff auf Deutschland.

Hier erscheint wiederum ein großes, ungelöstes Fragezeichen. [illegible] Bismarck hat seine ganze Autorität in die Wagschale geworfen, [illegible] Gedanken eines Präventivkrieges gegen den bevorstehenden [illegible] Angriff zu unterdrücken. Alle diejenigen, denen kein Preis [illegible] für jeden Tag verlängerten Friedens, sind damit sehr zufrieden. Diejenigen aber, die im Stande sind, in den russischen Rüstungen, die wir ruhig sich vollenden lassen, eine Gefahr zu sehen, schütteln die Köpfe. Wir können zur Beantwortung der Frage eine oder die andere Vermuthung, aber keine sichere Auskunft geben. Eine Erwägung ist, der Angriff auf Rußland würde die Kräfte des Reiches zusammendrängen und die Möglichkeit gewähren, den [illegible] der Bevölkerung zu entflammen, während der Friedenszustand die innere Zerrüttung fortschreiten läßt. Außerdem erhält der Angegriffene moralische Vortheile, die ihn zur äußersten Verfolgung des etwaigen Sieges berechtigen. Fürst Bismarck aber ist kein Verächter der Moral in der Politik, obwohl ihn die gemeine Ansicht dafür ausgiebt.

Seit dem Sturz des Ministeriums Ferry im Jahr 1885 hat auch in Frankreich die künstliche Fluth des Chauvinismus anscheinend alle Gegenwehren fortgerissen, obwohl eine mächtige Unterströmung vorhanden, die den Ausbruch eines furchtbaren Krieges verabscheut. In unbeweglicher Ruhe hat Fürst Bismarck das Anschwellen dieser Fluth beobachtet und nur einmal, als der abenteuerliche Kriegsminister durch die Fluth, die er am meisten entfesselt, zum sofortigen Beginn des Kampfes getrieben zu werden schien, eine ernste Miene angenommen. Die Aufnahme Italiens in die deutsch-österreichische Allianz, die 1882 erfolgte, 1887 erneuert wurde, war wiederum ein diplomatisches Meisterstück und hat wohl das meiste beigetragen, den kriegerischen Ausbruch des französischen Chauvinismus zu lähmen. So stand Fürst Bismarck seit 1885 mehr als je als der Hort des europäischen Friedens da. In

Rußland wie in Frankreich große Aktionsbedürfnisse, die sich nicht herauswagten, weil er das deutsche, vielmehr das europäische Steuer führte.

Das letzte Fragezeichen, das seine europäische Politik uns aufgiebt, faßt eigentlich zwei Fragen zusammen. Sie lauten: hat er vom Aufschub des Krieges nur gewisse Vortheile gehofft, übrigens ihn für unvermeidlich angesehen? Die zweite Frage: hat er gehofft, durch die Fristung des äußeren Friedens zur Herstellung des innern Friedens, d. h. zu einer die großen Nationen Europas befriedigenden Gestaltung der Weltverhältnisse gelangen zu können, also den Krieg überhaupt nicht für unvermeidlich angesehen?

Die künftigen Kommentatoren seiner Laufbahn mögen sich an der Beantwortung dieser Fragen versuchen, bezeichnend aber im höchsten Grade ist es, daß die Parteien, welche den Druck, der sie vom Krieg zurückhielt, am unwilligsten trugen, jetzt ängstlich sind, daß sie ihre Freiheit wiedergewonnen haben. Sie fürchten, von dem Wirbel, in den sie sich stürzen möchten, verschlungen zu werden. Sie vermissen die starke Hand, von der sie zurückgehalten, aber auch in der geheimen Hoffnung bestärkt wurden, sich mit dem Gewinn begnügen zu müssen, den aus freien Stücken anzunehmen, sie sich den Anschein gaben, zu stolz zu sein.

Wenn wir uns jetzt zu den Handlungen der innern Politik wenden, so begegnen wir dem zehnmal gehörten Ausspruch, daß Fürst Bismarck wohl begabt für die Leitung der auswärtigen Politik gewesen sei, nicht aber für die Leitung der inneren. Augenfällig ist, daß der Widerspruch, den er auf dem Felde der innern Politik bei der deutschen Nation gefunden, weit häufiger und stärker hervorgetreten. Es kommt aber hierbei ein oft nicht beachteter Umstand in Betracht. Die deutsche Nation, nachdem ihr Staatswesen endlich einmal zu einem leidlichen Apparat regierender Funktionen ausgebildet worden, fühlte sogleich die ihrer ganzen Geistesanlage entspringende Neigung, sich ihren Lieblingsbeschäftigungen in Kunst, Wissenschaft, Vereinigungswesen, Selbstverwaltung, praktisch-idealen Organisationen, kurz einer vielgestaltigen, ungehemmten friedlichen Thätigkeit in voller Freiheit bei gesicherter nationaler Würde und Unabhängigkeit hinzugeben. Statt dessen sah sie sich aufgefordert, eine fast während eines Jahrtausend ersehnte und nun fast wie im Fluge erlangte Stellung mit unabsehbaren Anstrengungen zu behaupten, zu sichern, auszubilden. Wenige konnten das begreifen. Die Meisten hatten zwar das Elend des bundestäglichen Deutschland

bitter gefühlt, aber sie hatten sich die Abhülfe so gedacht, daß Deutschland stärker und freier werden müsse, daß dann aber das deutsche Volk etwas geachteter und etwas glücklicher, übrigens in gewohnter Weise unter den Völkern Europas leben werde. Diese Erwartung beruhte auf einem Unverständniß der Weltlage, das übrigens als Meinung der Vielen ganz naturgemäß war. Vergegenwärtigen wir uns aber einmal genauer den Zustand des Kontinents, wie er von 1815 bis 1866 gewesen. In der Mitte des Welttheils lag als unbehülfliche, passive, zerstückelte Masse der deutsche Bund sammt den nicht im Bund begriffenen Ländern der österreichischen Monarchie. Im Osten und Westen gab es an der Peripherie des Welttheils zwei aktive Centren: ein revolutionäres Centrum im Westen: Frankreich; ein despotisches im Osten: Rußland. In Frankreich lebte noch die Weltherrschaftstendenz der Napoleonischen Epoche, aber sie hoffte, sich durch die liberale Idee zu verwirklichen. Immer war der Grundgedanke, Deutschland unter französische Herrschaft zu bringen und durch die Verfügung über die reichen Kräfte unserer Nation den Welttheil zu lenken, ja selbst den Schiedsrichter zwischen England und Rußland zu spielen. Im Osten betrachtete Rußland den deutschen Bund als seine natürliche Vormauer gegen Frankreich in doppeltem Sinn: einmal als Vormauer gegen die liberale Idee, zweitens aber als Vormauer gegen jede Störung bei Rußlands großen Eroberungsplänen gegen die Türkei und in Asien. Napoleon III., der immerhin klarere Vorstellungen von den Weltkräften hatte, als der Instinkt seiner Landsleute, hoffte, ein Bündniß mit Deutschland durch Begünstigung der preußischen Pläne, aber natürlich gegen den Gewinn des linken Rheinufers erreichen zu können. Aehnlich hat Fürst Gortschakoff und andere vor ihm lange gehofft, durch einige Begünstigung Preußens sich zunächst Oesterreich vom Halse schaffen zu können, um den orientalischen Plänen ungehindert nachzugehen. Die russischen Staatsmänner zweifelten nicht, daß Preußen immer nur durch Rußlands Hülfe sich werde gegen Frankreich behaupten können.

Nun denke man sich die Ueberraschung in den Köpfen westlicher und östlicher Staatsmänner durch die mit Riesenkraft vollzogene Erhebung Deutschlands, man denke sich ferner die Ueberraschung, daß die anscheinend in alle Ewigkeit unaustilgbare Rivalität Preußens und Oesterreichs zwischen dem verjüngten Deutschland und dem verjüngten Oesterreich nicht mehr besteht und daß der heiße Wunsch der Völker sich ausspricht, sie niemals wieder aufleben zu lassen! Rußland ist kein Staat, der in einer civilisirten Gemeinschaft leben kann. Es ist auf

die Verachtung der westlichen Kultur gegründet, ebenso wie einstmals die Türkei auf diese Verachtung gegründet war, die heute gar nicht mehr gegründet ist. Es ist nicht Laune, sondern ein gewisser Instinkt der Selbsterhaltung, der heute das regierende Rußland mit brutaler Selbstüberhebung die Verachtung des Westens zur nationalen Religion erheben läßt, wie einst die Verachtung der Civilisation zur Religion der Muselmänner gehörte. Das vollständige, nicht etwa auf die Technik beschränkte Eindringen der westlichen Kultur in das russische Reich wäre die Auflösung desselben. Seitdem Deutschland nicht mehr der gehorsame, harmlose, aber auf Befehl sich tapfer schlagende Vortrab der russischen regierenden Gesellschaft ist, muß es von dieser Gesellschaft als Lebensfeind betrachtet werden. Auf der andern Seite sieht Frankreich durch die Schöpfung einer deutschen Nation nicht nur seinen Expansionsdrang nach Osten gehemmt, dem es freilich eine andere Richtung geben könnte, sondern vor allem seine Führerrolle der Civilisation, seine erste Stelle in der gebildeten Menschheit. Es ist schwer diesen Anspruch zurückzuweisen und doch zu versöhnen, aber unmöglich ist die Aufgabe nicht. Nur kann sie nicht mit einem soyons amis, Cinna! gelöst werden. Wir müssen noch lange den Franzosen imponiren, ohne sie zu kränken.

Mit dieser russischen und dieser französischen Nachbarschaft aber kann der alte Traum nicht in Erfüllung gehen, daß wir leidlich unbehelligt wie der alte Bundestag, nur ein wenig würdiger und ein wenig glücklicher, zwischen Rußland und Frankreich leben können. Nur die geniale Besonnenheit kann uns mit Frankreich versöhnen, nur ein heroisches Werk ohne gleichen kann uns von Rußland befreien. Wir können weder die eine noch die andre Aufgabe beschleunigen. Was die Beschleunigung nationaler Aufgaben anlangt, so hat Fürst Bismarck bei einer viel geringeren Frage eines seiner treffendsten Worte gesprochen: „Wir können die Geschichte nicht machen, sondern nur abwarten, daß sie sich vollzieht. Wir können das Reifen der Früchte nicht dadurch beschleunigen, daß wir eine Lampe darunter halten, und wenn wir nach unreifen Früchten schlagen, so werden wir nur ihr Wachstum hindern und sie verderben."

Soviel leuchtet ein, das deutsche Reich, zwischen zwei militärisch politische Aufgaben von größtem Umfange gestellt und außer Stande, die Lösung weder der einen noch der andern zu beschleunigen, dagegen in Gefahr, die gleichzeitige Lösung sich eines Tages aufgedrungen zu sehen, dieses Reich kann seinen innern Raum nicht zum behaglichen Tummelplatz theils idealer, theils verschrobener, mit deutscher Hartnäckig-

keit und Erbitterung verfochtener Bestrebungen und Versuche machen lassen. Mögen die Bestrebungen sich entfalten, aber sie dürfen nicht den Anspruch machen, je nachdem die eine oder die andere auf kurze Zeit überwiegt, die Politik des Reiches zu bestimmen. Alle Schwierigkeiten und Zerrungen zwischen dem Kanzler und den Parteien sind aus dem einen Grundgegensatz entsprungen, dem Gegensatz zwischen dem Staatsmann, der mit sorgendem aber zuversichtlichem Blick die Gesammtlage überschaute, und zwischen den Parteien, deren eine wie die andere nicht begreifen konnte oder wollte, warum mit ihren wohlgemeinten Ueberzeugungen nicht ein schönes Experiment gemacht werden sollte. Man war ja bereit, sich durch die Erfahrung belehren zu lassen, und die Erfahrung ist eine gute Lehrerin, leider auch eine so theure, daß man ihre Lehren nicht selten mit der Existenz bezahlen muß.

Es ist unmöglich, die zahllosen Anläufe und Versuche, Niederlagen und Siege der Bismarckschen inneren Politik hier zu verfolgen. Wir wollen nur auf die vier Hauptaktionen einen raschen Blick werfen.

Vor der Entstehung des Kulturkampfes steht immer noch das große Fragezeichen. Der Fürst selbst hat mehrmals die Zerrereien mit der polnischen Geistlichkeit als Entstehungsursache angeführt. Das mag als Anlaß mitgewirkt haben. Offenbar giebt es viele solcher Anlässe, die sich doch auf einen letzten tiefen Grund zurückführen lassen werden. Man kann Anlässe finden in der Gelegenheit und zugleich in der Aufforderung, welche die Bildung des neuen Reiches der römischen Kurie bot. Sucht man in die Seele des Fürsten zu blicken, so wird man die historische Anschauung entdecken von der ungeheuren Macht, welche das Papstthum vom 11. bis zum 16. Jahrhundert als reichsverfassungsrechtlich konstituirte Gewalt auf deutschem Boden ausgeübt. Diese Macht wurde durch den westfälischen Frieden zwar eingeschränkt, aber auch in vermindertem Umfang neu befestigt. Es war offenbar, daß die Kurie in dem neu erstandenen Reich, gestützt auf populäre Kräfte, eine ähnliche Stellung gewinnen wollte und dazu die ersten Lebensmomente des neuen Reiches benutzte. Fürst Bismarck hielt für nöthig, dieser gleichzeitig mit dem Reich wieder aufstrebenden Macht zu zeigen, daß sie nicht in dem Reich als ebenbürtige Gewalt neben der Regierung stehen könne, sondern unter der Regierung leben müsse.

Der Kulturkampf ist gescheitert, aber diejenigen haben Unrecht, die behaupten, daß entweder sein Beginn oder sein Abbruch ein Fehler gewesen sein müsse. Das Papstthum hat doch gelernt, daß es die Stellung, wie im heiligen römischen Reich nicht wiedergewinnen kann. Es hat dafür die Bestätigung erhalten, daß der Protestantismus die

erobernde Kraft, die er im 16. Jahrhundert besaß, nicht wieder gefunden hat. An der Schwäche des protestantischen Gefühls ist der Kulturkampf gescheitert, aber der scheinbare Sieg Roms ist nicht minder auf die Schwäche des religiösen Gefühls auch im katholischen Lager zurückzuführen. Nicht aus Ueberzeugung von der Wahrheit des Katholizismus, sondern aus Ueberdruß an jedem religiösen Ernst wies man dort den Protestantismus ab. Man wollte lieber ohne Seelsorge bleiben, und dem glaubte der Staat nicht zusehen zu können. Aber wenn der Klerus und gewisse politische Parteiführer einen Eroberungszug gegen den Staat unternehmen wollen, so werden sie die katholischen Gläubigen nicht mehr hinter sich finden. Diese Gläubigen hätten sich zum Sturm führen lassen, wenn der Staat Schwäche gezeigt hätte. Da er sich als schwer zu nehmende Festung gezeigt hat, geht niemand zum Sturm. Das ist das Gute, das der Kulturkampf gewirkt hat. Der Staat hat überdies auf der Anzeigepflicht und dem Einspruchsrecht bei Besetzung der geistlichen Stellen bestanden. Da das Einspruchsrecht thatsächlich nicht geübt wird, so ist seine Anerkennung vorläufig nur die Verbeugung vor einem Geßlerhut. Immerhin hat der Staat damit das Symbol seiner Oberherrschaft behauptet. Andrerseits hat der Kulturkampf doch das protestantische Bewußtsein in einer Weise aufgerüttelt, die zwar sehr langsam, aber doch mit der Zeit ihre Früchte tragen wird. Diese evangelische Bewegung ist sehr unklar in ihren Zielen und in ihren Wegen. Aber die Orientirung ist auch schwer. Man verlangt nach Selbständigkeit der evangelischen Kirche gegenüber dem Staat und vergißt, daß der moderne Staat das größte Werk der Reformation und die größte Bethätigung des evangelischen Geistes ist.

Eine zweite Hauptaktion der Bismarckschen Politik betraf nicht das ideale, sondern das materielle Gebiet. Wir meinen den im Jahr 1879 vollzogenen Uebergang zum Schutzzollsystem. Dieser Uebergang entsprang aus einer Thatsache, von der alle Welt überrascht worden war. Deutschland, das lange ein Getreide ausführendes Land gewesen, sah sich plötzlich von einer Einfuhr russischen, amerikanischen und indischen Getreides überschwemmt. Die Erhaltung der Landwirthschaft, aber nicht nur des landwirthschaftlichen Gewerbes, sondern die Erhaltung des Gewerbes in stetigen sozialen Händen, bedeutet aber für ein Volk recht eigentlich das, was die neuere Physik die Erhaltung der Kraft nennt. Nun ist der Schutzzoll ein Mittel, das in sich kein Maß hat, und das, trotz aller denkbaren Steigerung, nur eine schnell sich abnützende Hülfe gewährt. Er konnte also nur ergriffen werden, um der Landwirthschaft einen Aufschub bis zur Auffindung besserer Mittel zu

gewähren. Leider hat das Agrarierthum, d. h. die Landwirthschaft, die nur ihren unmittelbaren Vortheil kennt, sich der Mühe überhoben geglaubt, diese Mittel aufzusuchen. So stehen wir auch hier vor einem ungelösten Problem.

Wenn wir uns zur Kolonialpolitik als zu einer dritten Hauptaktion der innern Politik wenden, so mag es auf den ersten Blick befremden, daß die Kolonialpolitik zur innern Politik gerechnet wird. Aber sie ist nicht das einzige, dafür aber ein unentbehrliches Mittel der innern Gesundheit. Wir lassen uns auf die Weisheit nicht ein, die der Weisheit der Bauernknaben entspricht, daß die Welt längst vertheilt sei. Die Weltentwicklung ist der ewige Prozeß der Neuvertheilung unter den fähigen und unfähigen Händen, der in gewissen Zeitabständen immer wieder nothwendige Uebergang des Besitzes der letztern in die Hände der ersteren. Der bloße Anfang, auf einige Theile Afrikas die deutsche Hand zu legen, hat uns unter die Weltmächte versetzt, hat uns befähigt, die Kongokonferenz zu berufen, hat uns die Möglichkeit der Verständigung auf diesem Boden mit Frankreich gegeben, deren erster Versuch, obwohl er nicht die erwarteten Folgen gehabt hat, immer wieder erneuert werden muß. Wenn das deutsche Volk auf die Kolonialpolitik verzichten wollte, so erklärt es sich für ein Mitglied der unfähigen, der todten Hand unter den Völkern, die bestimmt ist, eines Tages von den fortschreitenden Kulturvölkern expropriirt zu werden.

Die größte Aktion der innern Politik sind die Anläufe zur Sozialreform. Sie sind dem Umfang der Aufgabe gemäß nur Anfänge und die Invalidenversorgung ist in der geplanten Form nur ein Anlauf. Sehr im Gegensatz zur Redaktion dieser Jahrbücher halte ich jenen Plan für nicht lebensfähig, ohne im mindesten an dem Ziel zu verzweifeln, aber Fürst Bismarck hat die große Kulturaufgabe des Jahrhunderts zum Staatsproblem gemacht. Das ist ein Verdienst, das man je länger, je mehr würdigen wird, ein Beispiel, dem schon heute kaum ein Staat sich entzieht. In der That kann nur der Staat die Aufgabe lösen. Er übt hier nicht eine eigennützige Einmischung, sondern er gehorcht einer gebieterischen, aber vor kurzem noch nirgend erkannten Pflicht. Der Hohn der Sozialdemokratie gegen die Einmischung des Staates in ein Problem, das die Herren Proletarier unter einander für die ganze Welt lösen wollen, zeigt nur der Herren Unbildung. Sie sollten es nur versuchen, wenn sie einmal die Macht hätten, dies unermeßliche Chaos von Eigennutz und Leidenschaft mit dem Zauberspruch ihrer Brüderlichkeit zu beschwichtigen, einer Brüderlichkeit, die nur von Gift geschwollen ist und mit einer großen Würg- und Plünderscene beginnen will, die ihr

wahrscheinlich die Hauptsache ist. In der That ist die vornehmste Bedingung jeder denkbaren Lösung der sozialen Frage, daß Wirthschaftsbereiche geschaffen werden, die in sich einen Kreislauf der Güter ermöglichen, in den keine Störungen aus fremden Sphären eindringen. Die Schaffung solcher Bereiche kann nur das Werk der auswärtigen Politik mit ihren alten Werkzeugen, mit Krieg und Diplomatie, mit Bündniß und Eroberung sein. Wenn dieses Werk vollbracht, dann wird die Organisation der Arbeitsantheile, die niemals auf mechanischem Wege zu erfolgen braucht, eine leichte Aufgabe sein.

Wir entfernen uns scheinbar von unserm Thema, aber die Erfassung solcher Probleme ist nur seit der Wirksamkeit des Fürsten Bismarck möglich, wie sie andrerseits durch dieselbe geboten ist. Das ist überhaupt der Erfolg der historischen Menschen, daß sie nicht ruhigen Besitz, sondern größere Probleme zurücklassen. So war es mit Alexander, mit Cäsar, mit Friedrich. Napoleons Werk wurde so zerstört, daß es keine Probleme hinterließ, er gehört zur Familie der Attila und Timur.

Wir berühren zum Schluß dasjenige Problem, das dem deutschen Volke vor allen hinterlassenen Problemen am Herzen liegt. Es sind nur große Kinder, die noch an die Möglichkeit glauben, die modernen Völker auf demokratischer Basis mit den Regeln des englischen Parlamentarismus regieren zu können. Diese Basis und diese Regierungsmethode bilden einen unvereinbaren Widerspruch. Aber wenn man auf den englischen Parlamentarismus verzichtet, so bleibt doch ein großer Widerspruch der modernen Kultur. Diese Kultur vermehrt das Wissen und das Selbstgefühl der Massen, und doch bleibt dieses Wissen und diese Fähigkeit der eignen Charakterlenkung unendlich zurück hinter der Befähigung zur Staatslenkung. Je riesenhafter die modernen Staats- und Gesellschaftsorganismen an Umfang und innerem Reichthum der Kräfte, also auch der gegensätzlichen Bestrebungen werden, je größer, wie einstmals die Physiologie sagte, der Antagonismus der Organe wird, desto seltener wird die Befähigung, diese Organismen zu überblicken, zu verstehen und vollends sie mit überlegener Hand zu lenken. Es ist also lächerlich, von einem unaufhaltsamen Fortschritt der Demokratie in politischer Beziehung zu sprechen. Es ist kaum eine Paradoxie, zu sagen: je mächtiger das Volk wird, desto hülfloser wird es. Die Politik wird eine Kunst, die gleich der schwierigsten Algebra nur den wenigsten Köpfen zugänglich wird. Die demokratische Entwicklung ist nur denkbar, wenn die Staatenwelt in kleine Gemeinwesen aufgelöst wird, d. h. aber, der Kultur die mächtigsten Impulse entziehen. Andrerseits aber können die großen Mächte nicht ohne den lebendigen Antheil

der Nationen bestehen, ohne ein gewisses, wenn auch nicht vollkommnes Verständniß der Nationen für die Bewegung des Organismus, durch den sie sind. Der englische Parlamentarismus kann nicht mehr das Mittel dazu sein, weil er es in der That nie gewesen ist und eine ganz andere Bestimmung gehabt hat, als die Nation durch die Theilnahme am staatlichen Organismus in demselben lebendig festzuhalten. Aber das Mittel ist noch nicht gefunden. Fürst Bismarck hat das deutsche Volk in einer großen Umbildungsepoche nicht durch mechanische Mittel, sondern durch die überzeugende Macht und Produktivität seines Genius beherrscht, betäubt und nach Luthers Ausdruck fast wie einen blinden Gaul hinangeführt. Eine solche Führung kann nicht dauern weder für den Führer, noch für die Geführten. An ihre Stelle kann nicht der Geführten Selbstführung treten, wohl aber eine größere Wechselwirkung zwischen Führer und Geführten. Wie dieses Verhältniß einzurichten, auch das ist eins der Probleme, die des Fürsten Bismarck Wirken uns hinterlassen.

Gelingt es uns, ein historisches Volk zu bleiben, so werden wir ihm ewig danken für die Arbeit, die er uns gegeben. Vor ihm waren wir Sklaven und Zwerge in einem schmutzigen Bergwerk. Jetzt liegt vor uns der edle Marmor nationaler Größe. Mögen wir ihn bilden, wie es des Mannes würdig ist, der uns an diesen Bruch geführt!

Constantin Rößler.

Politische Correspondenz.

Der Kanzlerwechsel.

An der Stelle, wo Ranke in seiner Weltgeschichte das Ende des Heiligen Bonifatius, des Apostels der Deutschen erzählt, liest man: „Es ist das Schicksal hochbegabter Menschen: mit ihren innersten und tiefsten Gedanken suchen sie in die Welt einzugreifen; sie gerathen aber damit in das Getriebe der Kämpfe, die sie umgeben; es gelingt ihnen eine große Wirkung auszuüben; aber damit werden sie selbst entbehrlich. Indem Bonifatius seine Mission wieder aufnahm, ohne daß er dieselben Stützen, wie früher, für sich gehabt hätte, kam er um, mißmuthig und verstimmt über seine äußere Lage, aber freudig in seinem Beruf, in seiner Seele unerschüttert, hochherzig und tapfer".

Hat je die tragische Muse ergreifender gesprochen? „Es ist das Schicksal und die Größe des großen Mannes, daß er sich durch seine eigene Leistung endlich entbehrlich macht." Stehen wir abermals vor einer weltgeschichtlichen Erscheinung, welche so das Höchste der menschlichen Schaffenskraft und die Grenzen der Menschheit in ihrer unerbittlichen Einheit vor das kummervolle Auge stellt?

Die Trivialität ist im Stande in dem „sich selbst entbehrlich machen" eine Geringschätzung oder wenigstens eine Minderung der Anerkennung zu sehen. Wir wollen uns dadurch nicht abschrecken lassen, gerade unter diesem Gesichtspunkt, als dem, der zwar keineswegs die Katastrophe erklärt, aber der ihr Eintreten erst möglich gemacht hat, das Ereigniß der Verabschiedung des Fürsten Bismarck zu betrachten. Es ist der Standpunkt des Optimismus; wir wollen uns muthig zu ihm bekennen.

Von der auswärtigen Politik ist Herr von Bismarck einmal ausgegangen; von ihr ist auch jetzt zu beginnen. Die große Spannung des russisch-französischen Krieges, die Europa seit einem Jahrzehnt in Athem erhält, ist nicht überwunden und kann ihrer Natur nach niemals überwunden werden — anders als indem sie bricht — aber seit mehr als einem Jahr ist doch allmählich derjenige Zustand eingetreten, der das Höchsterreichbare darstellt, daß man nämlich die Krisis nicht mehr für imminent hält. Niemand kann wissen, wie lange diese relative Ruhe anhält, wie bald jene unheimliche Nervosität der Erwartung in den Staatsmännern und der öffentlichen Meinung wieder erwacht, aber klar ist, daß nur in einer solchen Ruhepause der Kanzlerwechsel in Deutschland mög-

lich war und daß es kein Anderer als der Fürst Bismarck selbst ist, dem wir diesen, vielleicht nur Moment der Ruhe verdanken. Der Dreibund, die Annäherung Englands an diesen Bund, die Stätigkeit des Bundes durch drei Regierungen sind sein Werk. Von unendlichem Werth ist der Umschwung in der öffentlichen Meinung des Auslandes über die persönlichen Kriegsgelüste unseres Kaisers. Von jener Rede des Prinzen Wilhelm an (8. Februar 1888), in der er sich gegen solchen „verbrecherischen Leichtsinn" verwahrte bis zu den Februar-Erlassen dieses Jahres, die mit unangreifbarer Logik die Gewißheit gaben, daß dieser Herrscher gesonnen sei, seine Größe, so viel an ihm liege, in Werken des Friedens zu suchen, hat der Kaiser daran gearbeitet, den Nebel jenes Vorurtheils zu zertheilen, um ihn endlich durch die warmen Sonnenstrahlen neuer Gedanken der allgemeinen Wohlfahrt und der Bekämpfung des menschlichen Elends völlig zu verscheuchen. Jeder Schatten eines Vorwands, daß Deutschland oder der Dreibund sich mit Angriffsgedanken trage, denen man zuvorkommen müsse, ist nunmehr geschwunden. Aber wir wissen, daß das immer nur Vorwand gewesen wäre. Der wahre Grund der Kriegsgefahr ist allein der panslavistische Fanatismus drüben, der chauvinistische Revanchegedanken hüben. Macht, nur Macht ist im Stande diese Dämonen zu bändigen. Fürst Bismarck ist es, der uns diese Macht geschaffen hat im Dreibund; er ist es, der uns diese Macht geschaffen hat auch in der eigenen Hand.

Hier ist der Punkt, wo die auswärtige Politik in die innere übergeht. Bismarck hat es fertig gebracht, dem deutschen Volk die Nothwendigkeit der schwersten Rüstungen begreiflich zu machen, ohne damit die Nachbarn, gegen die sie gerichtet sind, zu provociren: im Gegentheil, er hat es fertig gebracht, jene wunderbare Rede vom 6. Februar 1888, in der er diese Rüstungen begründete, gleichzeitig zu einer Friedenskundgebung und Friedensbürgschaft zu gestalten. Von dieser Rede und der Publication der Bündnißverträge an datirt die langsame und allmählich immer stärkere Abebbung der Kriegsbesorgnisse.

Die Mittel für die Kriegsrüstungen wurden in den Jahren 1888 und 1889 so gut wie einstimmig vom Reichstag bewilligt. In jenem Augenblick sah man darin einen Reflex der auswärtigen Gefahr, welche auch die Oppositionsparteien zur Zustimmung nöthigte. Mehr und mehr zeigt sich, daß diese Einstimmigkeit viel mehr war: daß sie den endgültigen Verzicht auf die principielle Armee-Opposition einleitete. Noch ist zwar die practische Probe nicht gemacht worden, aber in den politischen Kreisen ist kaum noch ein Zweifel vorhanden, daß selbst die deutschfreisinnige Partei, sobald sie vor die ernstliche Verantwortung gestellt wird, in der Armeefrage kaum einen anderen Standpunkt einnehmen wird, als die Kartell-Parteien. Man wird weiter streiten über einzelne Kasernenbauten und Futterrationen, Officierburschen und Festungs-Commandanturen, über das Garde-du-Corps-Regiment und Dienstwohnungen, man wird aber weder die Grundlagen der bestehenden Armee-Verfassung anzutasten, noch wesentliche Neuforderungen, die die Regierung stellt, abzulehnen wagen. Grade je größer diese Forderungen sind, desto weniger werden sie abgelehnt werden. Wessen

Verdienst ist diese radikale Umwandlung unseres Parteilebens? Es ist das Verdienst des Fürsten Bismarck, denn es ist die dauernde Nachwirkung der Septennatswahlen. Niemals, soweit Menschen voraussehen können, wird es die Opposition wieder darauf ankommen lassen, auf eine Armeefrage hin aufgelöst zu werden. Alles Grollen und Murren gegen den Militarismus in der deutschfreisinnigen Presse ist nichts als Rückzugsgefecht. Auch die Nationalliberalen haben mehr als ein Jahrzehnt gebraucht, ehe sie sich von ihren militärischen Vorstellungen und Schlagworten der Conflictszeit völlig befreiten. So wird auch die deutschfreisinnige Partei noch lange „principiell" an ihrem Standpunkt festhalten, hier und da eine formale Concession erhalten und praktisch thun, was wirklich nothwendig ist. Spötter glauben im nächsten Reichstag schon ein Wettrennen des Centrums und des Deutschfreisinns auf militärfrommen Pferden um den Kranz des besseren Patriotismus prophezeien zu dürfen. So gut wird es uns nun freilich nicht werden, aber schon daß solche Möglichkeiten auftauchen, zeigt dem der wenige Jahre zurückschaut, die Größe der Abwandlung.

Noch größer ist die Wandlung unseres Parteilebens in den socialpolitischen Anschauungen. Die alte reine Manchester-Schule ist ebenso überwunden wie die Einführung einer Miliz an Stelle des stehenden Heeres. Die conservative Partei hat zu Gunsten des Reform-Gedankens die alten patriarchal-feudalen Ideale, die nationalliberale die individuelle Selbsthülfe aufgeben müssen und endlich hat auch die deutschfreisinnige Partei sich bekehrt und sich auf den Boden der „Erlasse" gestellt. Nicht wenig mag dazu beigetragen haben, ihr diesen Uebergang zu erleichtern, daß sie ihn anfänglich in den Mantel der Opposition hüllen konnte. In dem Augenblick, wo sich herausstellte, daß an einer Stelle des neuen Systems, dem Arbeiterschutz, der Reichskanzler zurückhalte, fing die deutschfreisinnige Partei an, sich gerade mit diesem Bestreben zu befreunden und so hat sie sich allmählich dazu bekehrt, „auch etwas gelernt zu haben" und den Grundsatz der natürlichen Harmonie der Interessen begraben. Noch das Invaliditätsgesetz war im vorigen Sommer allein mit der Herkulesskraft des Fürsten Bismarck aufzubauen. Hier vereinigte sich mit der doctrinären Opposition und dem wirthschaftlichen Egoismus die ganze Kraft des Particularismus. Kein anderer Minister als der Fürst Bismarck wäre im Stande gewesen, diese Phalanx niederzukämpfen. Mit diesem Sieg aber ist auch dieser Feldzug abgeschlossen und endgültig gewonnen.

Wir dürfen hier noch einmal die Erinnerung an Bonifatius heranziehen. Sein Schicksal war, daß die Ideen, die er lebendig gemacht, die Verbindungen die er geschaffen, endlich über ihn hinweggingen. Der römische Bischof, dessen Autorität über die germanische Kirche von ihm eingeführt worden war, verband sich mit dem karolingischen Geschlecht zu einer völligen Neugestaltung der Weltverhältnisse. Nicht anders ist es der eigenste Bismarck'sche Gedanke der Sozialpolitik des Königthums, der in seiner Fortentwickelung die Intentionen des Urhebers hinter sich gelassen und seinen Sturz vorbereitet hat. Niemand ver-

mag diesen Gedanken mehr aufzuhalten. Ihm gehört die Zukunft. Er lebt fortan nicht mehr durch den Erzeuger, sondern durch eigene Kraft.

Die deutsche Reichsverfassung, das Gleichgewicht von Einheit und Selbständigkeit im Bunde, von Monarchie und Volksvertretung in der Constitution ist durch richtige Anlage im Grundriß und feststehende Praxis in der Ausführung auf Generationen hinaus gesichert. Gesinnungsgenossen und Mitarbeiter dieser Zeitschrift haben wiederholt die Forderung erhoben, daß der Abschluß des Bismarck'schen Werkes die Schaffung einer Partei sein müsse, der er einmal das Erbe seiner politischen Gedanken übergeben und die Zukunft Deutschlands anvertrauen könne. Im Kartell schien endlich dieser Wunsch seiner Erfüllung nahe gebracht zu werden. Die Wahl-Niederlage des Kartells hat ihn wieder zu Wasser werden lassen. Wir haben von je, nicht etwa erst nach dieser Niederlage, sondern schon vorher einen andern Standpunkt eingenommen. Niemals kann die Zukunft eines Landes allein auf einer Partei oder Partei-Combination beruhen. Partei postulirt den Begriff der Gegenpartei und damit den des Wechsels im Regiment. Es klingt paradox und ist doch die reine Wahrheit: das Kartell ist nicht regierungsfähig, weil das Antikartell nicht regierungsfähig ist. Die Whigs sind nur deshalb regierungsfähig, weil, wenn sie einmal abgewirthschaftet haben, sofort die Tories bereit sind, sie abzulösen. Wäre das nicht, so müßte irgend eine andere Gewalt in die Lücke treten und diese müßte auch schon vorher existiren, also auch schon vorher zum wenigsten mit den Whigs sich in die Herrschaft theilen. Wir haben diese dritte Macht; es ist das Königthum gestützt auf die Beamtenschaft und die Armee. Was die Tagespolitiker die „Zerfahrenheit" unseres Parteilebens zu nennen pflegen, ist nichts als der Ausdruck der Fülle und der Gesundheit. Wie arm ein Land, dessen politische Lebenskräfte zuletzt nicht mehr als zwei Gedanken repräsentiren! Der Reichthum der Parteien in Deutschland ist der Reichthum unseres politischen Lebens und die Einheit in diesem Reichthum bildet die Monarchie. Die Unangreifbarkeit ihrer Stellung beruht darauf, daß keine der Parteien je daran denken kann, für sich allein die Majorität in der Volksvertretung zu erlangen. Das ist ein durch die Natur und die Geschichte Deutschlands gegebenes Verhältniß. Ein lebendiges politisches System daraus gestaltet zu haben, ist das Verdienst des Fürsten Bismarck. Kaum eine Partei steht in absolutem Gegensatz zur Regierung; keine darf sich rühmen, mit ihr identisch zu sein.

Alle diese Betrachtungen berühren sich mit den Gedanken, die wir bereits in unseren beiden letzten Correspondenzen, vor wie nach den Wahlen ausgeführt haben. Sie culminiren, von welcher Seite man auch komme, immer wieder in dem Satz: die überlieferten Parteigegensätze sind veraltet; sie sind theils praktisch, theils sogar principiell überwunden, der Rest wenigstens zur Zeit in die Tiefe zurückgedrängt. Die neuen Aufgaben aber, die sich erst zu bilden schienen, sind mit überraschender Schnelligkeit aktuell geworden. Wie das neue Capitel der Socialgesetzgebung, das wir Ende Januar noch in ziemlicher Ferne glaubten, durch die Februar-Erlasse plötzlich eröffnet worden ist,

so wird die Neugestaltung unseres Parteilebens, die uns am Horizonte heraufzuziehen schien, durch den Kanzlerwechsel sicherlich beschleunigt werden. Politik wird von Personen gemacht; jede neue politische Gestaltung wird daher erleichtert, wenn die überlieferten Potenzen von neuen Personen repräsentirt werden. Das ist ein Gesetz, so alt wie Partei und Staatsleben selbst. Wenn es nun richtig ist, daß nach dem Ausfall der Wahlen die Regierung den Versuch zu machen hat, einen modus vivendi mit der deutschfreisinnigen Partei anzubahnen, so ist das gewiß für den Reichskanzler von Caprivi eine viel leichtere Aufgabe als für seinen Vorgänger. Fürst Bismarck hat mit den Liberalen den Verfassungsconflikt durchgekämpft und mit Hülfe derselben Liberalen die neue Reichsverfassung geschaffen. Er hat mit dem Centrum den Culturkampf durchgekämpft und mit Hülfe desselben Centrums das Schutzzollsystem und die Grundlagen der Socialreform geschaffen. Er würde, wenn es überhaupt thunlich ist und er gewollt hätte, auch die Freihandelspartei in einer nützlichen Cooperation zu verwerthen gewußt haben. Daß sein erfinderischer Geist nicht auch andere Auskünfte hätte entdecken, oder daß schon Anzeichen vorhanden gewesen, er hätte grade diese Richtung einschlagen wollen, ist gewiß nicht zu behaupten. Sein Nachfolger aber ist nahezu gezwungen, diesen Weg zu nehmen. So wenig wie mit dem Centrum wird die Aussöhnung eine principielle, eine plötzliche oder eine vollständige sein. Die deutschfreisinnige Partei wird Opposition bleiben nach wie vor. In den praktischen Fragen aber wird sie, oder wird ein Theil ihrer Mitglieder mit sich verhandeln lassen und der gehässige, persönliche Hader wird darüber allmählich zwar nicht still, aber doch um Einiges stiller werden.

Drei Momente sind es hauptsächlich gewesen, um derentwillen sich die jüngere Generation seit den 70er Jahren von der alten Fortschritts- heute deutsch-freisinnigen Partei abgewandt hat: daß sie sich dem Aufbau des neuen nationalen Staatswesens widersetzte, statt an ihm mitzuhelfen; daß sie den Anforderungen der vaterländischen Wehrkraft nicht opferwillig genug entgegenkam; daß sie endlich dem neuen Ideal einer gesetzlichen Socialreform widersprach. Diese drei Negationen haben sie in der öffentlichen Meinung mit dem Fluch beladen, keine „nationale Partei" zu sein. Wenn die Partei nunmehr nach dem Ausweis der letzten Wahlen wieder etwas mehr Boden gewonnen hat, so hat sie das gewiß in erster Linie der Vertretung ihrer positiven Idee, des Freihandels (neben der Branntweinsteuer) zu verdanken. Im Hintergrunde liegt doch aber auch, daß jene drei Hauptvorwürfe, unter denen sie in den besseren und gebildeten Theilen der Bevölkerung zu leiden hatte, anfangen zu verblassen. Das Reich ist fertig; in der Armeefrage haben sie sich bei der letzten Entscheidung gefügt; die Februar-Erlasse haben sie mit Zustimmung aufgenommen. Es ist also natürlich, daß die öffentliche Meinung anfängt, sie mit etwas anderen Augen zu betrachten als bisher. Die Hauptschwierigkeit einer gesunden Entwickelung in dieser Richtung liegt in der Persönlichkeit des Abgeordneten Richter. Auch das Centrum hat ja dasselbe demagogisch-negative Element in sich, das

die deutsch-freisinnige Partei so abstoßend macht, aber die Disciplin der katholischen Kirche weiß jenes Element ebenso zu bändigen wie zu gebrauchen. Majunke (oder jetzt Dasbach) im Centrum, Stöcker bei den Conservativen, Richter bei den Deutsch-Freisinnigen sind analoge Elemente; aber welche Verschiedenheit ihrer Stellung innerhalb ihrer Fraktionen! Der Staatskunst, welche ihre Schaaren in der Hand hat, fällt zuletzt der Erfolg und die Macht zu. Die deutschfreisinnige Partei entbehrt nicht nur der Disciplin, sondern der Hauptvertreter der rein negativen Demagogie, des Gegenpols jeder positiven Staatskunst ist in ihr grade zugleich der Hauptführer. Im Hinblick hierauf mag wohl Manchem jede Hoffnung auf Verständigung mit dieser Fraktion illusorisch erscheinen. Aber es fehlt doch auch nicht an Anzeichen, daß sich die patriotischen und würdigen Mitglieder der Partei ihrer Verantwortlichkeit bewußt sind und, wenn nicht Alles trügt, werden die Socialdemokraten bald genug dafür sorgen, dem neuen Reichskanzler die Regierung schwer, grade in Beziehung aber auf sein Verhältniß zu den andern Parteien aber leichter zu machen.

So schauen wir, mit Schmerz und unauslöschlicher Dankbarkeit im Herzen für den scheidenden Kanzler, doch getrost in die Zukunft: voll neuer Kämpfe, neuer Arbeit, aber nicht ohne Hoffnung auf neue Siege und Erfolge. Schmählich ist jene Beschuldigung zusammengefallen, daß der Fürst Bismarck das neue Reich und seine Institutionen nur auf seine Person zurechtgezimmert und geschnitten habe, so daß einmal bei seinem Abgang die Anarchie einbrechen müsse. Nichts ist eingetroffen von jener Kassandrafrage: „giebt es noch die Monarchie der Hohenzollern? Unsere Kinder werden die Antwort darauf zu geben haben". Hohl und leer zeigt sich das Schreckbild des „Hausmeierthums", welches anfangen sollte, der Dynastie gefährlich zu werden. Tief bewegt im Gemüthe, aber ohne jede politische Erschütterung, fest und unbeirrt in dem Glauben an seine Zukunft, zusammengehalten in den neuen und doch schon starken, gefestigten Institutionen scheidet das deutsche Volk von der großen Aera Bismarck, um ein neues Zeitalter zu beginnen. D.

Notizen und Besprechungen.

Iwan Lermolieff's Experimentalmethode, ein unfehlbares Mittel zur Bestimmung von Kunstwerken.

Lermolieff's anregendes Geplauder über italienische Gemälde und seine Sachkenntniß in der Bestimmung der Meister haben dem Vater der Experimentalmethode vor zehn Jahren viele Freunde erworben, namentlich in Deutschland, wo Kunstkritik zu Hause ist und wo man sich seit mehr als 150 Jahren bemüht hat, die egyptische Finsterniß aufzuhellen, welche die Kunstdenkmäler Italiens umgab. Von seiten Italiens sind diese Bemühungen bis vor kurzer Zeit in keiner nennenswerthen Weise unterstützt. Bei der Massenhaftigkeit des Materials, bei der Mannigfaltigkeit der Malerschulen, bei der Zerstreutheit der Kunstwerke, bei dem Mangel an Kunstinteresse in Italien, wo die Kunstwerke aus Kirchen und Palästen verschwanden, weil die Besitzer das baare Geld dem Kunstbesitz vorzogen, wo bisher jeder Katalog ein Denkmal local-patriotischer Beschränktheit ist, hat man von Deutschland aus die harte Arbeit nicht gescheut, das überreiche Material zu sichten, Aechtes und Unächtes zu scheiden und auch zahlreichen geringeren Meistern nachzuspüren.

Zu ernstlicher Mitarbeit an italienischer Kunstgeschichte war Italien längst verpflichtet. Gerade in Deutschland hat man deshalb das erste günstige Zeichen in diesem Sinne freudig begrüßt: wie Cavalcaselle's grundlegendes Werk über die ältere Malerei Italiens in Deutschland rückhaltlos anerkannt und gründlich benutzt worden ist, so ist man auch bereitwillig auf die Ansichten eines Mannes eingegangen, der sein Leben lang nicht nur innerhalb der Kunstwerke seines Vaterlandes gelebt hatte, sondern auch mit Ausdauer und Fleiß ihrer Eigenart nachforschte. Gestützt auf deutsche Vorarbeit konnte derselbe unschwer manche falsche Bilderbestimmungen entdecken, namentlich bei Meistern dritten und vierten Ranges, welche sich der genaueren Kenntniß des Fremden thatsächlich entziehen, der doch im besten Fall nur einige Jahre in Italien bleiben kann und dann mit den Hauptmeistern vollauf zu thun hat.

Mit anderen Worten, die Verdienste, welche Lermolieff sich erworben hat, verdankt er zum guten Theil der „inertia“ seiner Landsleute, welche ihm das Feld frei ließen, besonders aber deutscher Gründlichkeit, welche das Feld urbar gemacht hat. Die ihm in Deutschland neidlos gewährte Anerkennung durfte sein bester Lohn sein, um so mehr, als er in Italien nur auf geringes

Verständniß für seine Arbeiten rechnen konnte. Lägen die Verhältnisse anders, würde Lermolieff schwerlich die heimische Mundart verleugnet haben, um die Erfahrungen seines Lebens aufzuzeichnen.

Dieser kurze Rückblick war nothwendig, weil Herr Lermolieff in seinem neuesten Buch*) eine ganz befremdliche Tonart anschlägt. Er verhöhnt deutsche Gelehrsamkeit in einer völlig taktlosen Art und läßt persönlichem Haß in einer Weise das Wort, welche die Aufmerksamkeit vom Gegenstande ganz abzieht und auf persönliche Abneigungen und Zuneigungen hinlenkt, die dem Leser vollkommen gleichgültig sein sollten. Einige den Altmeistern deutscher Kunstforschung gespendete Süßigkeiten ändern Nichts an der Gesammtstimmung und lassen sein Verfahren, das sich selber richtet, nur um so gehässiger erscheinen.

Weshalb hat sich die sanfte Milch, welche einst von Herrn Lermolieff's Lippen floß, in gährend Drachengift verwandelt? Weshalb ist aus Iwan dem Liebenswürdigen ein anderer Iwan der Schreckliche geworden? Weil die Experimentalmethode in Deutschland keine Gläubigen findet, weil die Experimentalmethode ins Wasser gefallen ist.

Deshalb erhebt Herr Lermolieff jetzt ein lautes Geschrei, sobald über Sofonisbe Anguissola oder über Scipione da Gaëta im „Cicerone" eine verkehrte Ansicht steht, deshalb schlägt er einen Ton an, der nur dem lieben Pöbel gut gefällt.

Wie sieht es denn nun mit dieser berühmten „Experimentalmethode" des Herrn Lermolieff in Wahrheit aus? Unter Experimentalmethode versteht der Verfasser ein, seiner Meinung nach bisher unbekanntes Verfahren, den Meister eines Kunstwerkes dadurch herauszufinden, daß man die zeichnerische Durchführung einzelner Organe des Menschen vergleicht, namentlich des Ohres und der Hände, der Nägel und dergleichen, welche jeder selbständige Meister angeblich regelmäßig in derselben Form wiederholen soll. Alles andere ist fortan Nebensache bei der Bilderbestimmung, allein in diesem Verfahren beruht die Zukunft der Kunstwissenschaft, hier ist ein unfehlbares Mittel zur Bestimmung der Kunstwerke gefunden.

Man weiß, wie viele Bücher und Aufsätze jedes Jahr geschrieben werden, in denen abweichende Ansichten über den Urheber alter Kunstwerke ausgetauscht werden; man weiß, wie viele gute Bilder ohne Namen oder mit falschen Namen in den Galerien hängen und wie viele schlechte Bilder mit einem berühmten Namen bezeichnet werden; man weiß endlich, wie viele Bildersammler mit brennendem Kopf vor verkäuflichen Gemälden stehen, weil sie unsicher sind, ob das Bild mit 10000 Mk. geschenkt ist oder ob sie durch den Ankauf eine ungeheure Dummheit begehen würden. Die Verkündigung eines untrüglichen neuen Bestimmungsverfahrens müßte deshalb mit allgemeinem Jubel

*) Kunstkritische Studien über Italienische Malerei, Bd. I die Galerien Borghese und Doria Panfili in Rom. — Leipzig. F. A. Brockhaus 1890.

begrüßt werden; eine neue Zeitrechnung der kunstgeschichtlichen Forschung wäre thatsächlich eingeleitet, wenn Herrn Lermolieff's Methode hielte, was Herr Lermolieff verspricht.

Ohne daß nationales Vorurtheil, Brodneid oder sonst eine menschliche Schwäche dabei ins Spiel käme, haben deutsche Gelehrte, von denen Mancher die von Herrn Lermolieff verspottete Brille tragen mag, es ausgesprochen, daß sie Zweifel an der Neuheit des Verfahrens hegten. In der That hat kein Geringerer als Johann Winckelmann schon die Nägel und Ohren altegyptischer Statuen in seine Betrachtung hineingezogen, derselbe Winckelmann, welcher auch ein langes Kapitel über den Einfluß der umgebenden Natur auf den schaffenden Künstler geschrieben hat. Die sogenannte Kunstgeographie, welche von den bewundernden Nachbetern des Herrn Lermolieff als dessen Originalschöpfung angesehen wird, hat also gleichfalls ihren Ursprung auf deutschem Grund und Boden, doch das nur beiläufig. Daß die wesentlichsten Vorzüge der Experimentalmethode schon bekannt waren, ehe Herr Lermolieff seine Studien schrieb, muß er im neuen Buch selber zugestehen; aber, sagt er jetzt, wenn man die Methode auch schon kannte, es kommt darauf an, „Wie sie angewendet" wird, und dies „Wie" ist seiner Meinung nach seine höchst eigene Erfindung. Zur Bekräftigung dieser Ansicht behauptet Lermolieff aufs Neue, daß jeder selbstständige Künstler seine Ohren, Finger, Nägel u. s. w. immer nach derselben Grundform bildet.

Gegen diese Behauptung hat Bode schon vor einigen Jahren den Einwand erhoben, daß ihm Gemälde bekannt seien, auf welchen die Ohren, Hände u. s. w. von demselben Meister ganz verschieden gebildet sind. Daß die Beseitigung dieses Einwandes eine Lebensfrage für die Experimentalmethode ist, hat Lermolieff sehr richtig empfunden; nach der Zuversichtlichkeit, mit welcher er seine entgegenstehende Ansicht aufs Neue vorträgt, muß man erwarten, daß ihm ein glänzendes Beweismaterial gegen Bode zur Verfügung steht und daß wir dasselbe kennen lernen werden. Aber davon ist keine Rede; statt dessen ist Bode, der in einer Besprechung des ersten Lermolieff'schen Buches in der Literaturzeitung und in gelegentlicher Erörterung einzelner Ansichten desselben im Jahresbuch der königlich preußischen Kunstsammlungen und in der gazette des beaux arts niemals die Grenzen einer völlig sachgemäßen Kritik überschritten hat, der Gegenstand unbegründeter, z. Th. sehr geschmackloser Zornausbrüche, welche von Niemanden, auch dem blindesten Verehrer des Herrn Lermolieff, als ein Beweis von Stärke angesehen werden können.

Daß Lermolieff allerdings alle Ursache hat, eine unbefangene Kritik seiner Methode zu fürchten, wird sich aus einer näheren Prüfung derselben ergeben.

Lermolieff geht so weit, dem Leser eine Tafel mit Abbildungen der „Grundformen" der Ohren und Hände verschiedener Meister zu geben, an denen seine „jungen Freunde" den betreffenden Meister immer und unter allen Umständen wieder erkennen sollen. Alte und junge Kunstfreunde in ganz Europa würden dankbar zugreifen, wenn die Sache wirklich so einfach wäre, wie Herr Lermolieff

sie darstellt. Es wird genügen, an drei ohne Experimentalmethode leicht zu unterscheidenden Meistern, die auch von Herrn Lermolieff als charakteristisch in ihren Formen anerkannt werden, zu beweisen, daß ihre Hände und Ohren sehr verschieden von einander sein können; genau genommen stürzt das ganze Lehrgebäude schon zusammen, wenn in einem einzigen Fall ein offener Widerspruch zwischen der Grundform Lermolieff's und dem Werk eines der betreffenden Meister nachweisbar ist.

Lermolieff nennt zuerst Filippo Lippi und bildet dessen Ohr und Hand ab, wie sie seiner Meinung nach sind. Auf den Gemälden und Fresken dieses Meisters muß hierfür der Beweis zu finden sein, wir dürfen uns die Mühe nicht verdrießen lassen, auf unbestrittenen Werken dieses Künstlers nachzuforschen, ob das Experiment gelingt, die Methode als berechtigt vertheidigen zu wollen.

Betrachten wir die Anbetung des Kindes in der Berliner Galerie. Das Ohr der Madonna entspricht der Grundform nur bei flüchtiger Vergleichung, denn die breiteste Stelle und die höchste Stelle des Ohres sind stärker ausgezogen als in der Grundform. Die Vertiefung zwischen dem äußeren Ohrrand und der parallelen Knorpelleiste auf der inneren Fläche des Ohres bildet auf dem Bilde eine rundgezogene Rinne, sie steigt gerade nach abwärts in der Grundform; die Form des Ohrläppchens ist beide Male gleichartig.

Das Ohr des Heiligen ist oben breit und abgerundet, unten mehr schmal, die Grundform ist fast viereckig; das Ohr hat ein deutlich durchgebildetes Läppchen, welches in der Grundform fast ganz verstrichen ist.

Die Hände Gottvaters entsprechen ziemlich genau der Grundform, sie sind gleich hoch wie breit, fleischig, mit kurzen gleichmäßig starken Fingern, welche an der Spitze kaum verjüngt sind; der Daumen ist leblos, weil ungeschickt im Gelenk mit der Hand verbunden. Die linke Hand der Madonna ist allerdings etwas von der Seite gesehen, sie ist aber schmal mit langen, stark verjüngten Fingern. Die rechte Hand des Heiligen ist schmal mit sehr zarten, spitzen Fingern. Betrachten wir ferner die Verkündigung des Filippo Lippi in der Londoner Nationalgalerie. Das Ohr des Engels ist am vorderen oberen Rande mit der Schläfe anders verbunden als in der Grundform; in derselben fehlt der vorspringende Knorpel über dem Ohrläppchen wie die Vertiefung nach unten am Eingang zum innern Ohr. Die Hand Gottvaters in der Wolke wie die rechte Hand des Engels sind zum Segnen eingestellt; sie sind untereinander übereinstimmend schmal in der Hand, aufgetrieben an den Knöcheln, stark eingezogen über den Knöcheln, um an dem ersten Fingerglied des Engels wieder stark anzuschwellen. Drei weitere Hände sind auf diesem Gemälde verkürzt und halb versteckt, man stände rathlos vor demselben, wenn man keine anderen Bestimmungsmittel hätte, als die Experimentalmethode.

Ein charakteristisches und unzweifelhaftes Werk des Fra Filippo ist ferner die Madonna, welche das von einem Engel getragene Kind anbetet, in den Uffizien. Das Ohr des Kindes ist klar und groß durchgeführt, sodaß die Verschiedenheit von der Grundform ohne weiteres ins Auge fällt. Die regel-

mäßig gerundete, leise nach abwärts gezogene obere Kante, der abgerundete Verlauf der vertieften Rinne parallel dem äußeren Ohrrand, das fleischige Läppchen sind nicht in der Lermolieff'schen Grundform zu finden. Ebenso vortrefflich eignet sich die Hand der Madonna zum Vergleich; sie ist höher als breit, die Grundform ist gleich breit wie hoch; die Finger sind nicht so zugespitzt wie im Berliner Bilde, sind aber länger als in der Grundform.

Die Fresken des Filippo Lippi in Prato sind von Alinari in einzelnen Gruppen photographirt und enthalten ein reiches Vergleichsmaterial.

In den sich küssenden Frauen auf dem Gastmahl des Herodes (Phot. von Alinari 11473a) macht das durchgeführte Ohr der Frau links dem Darstellungsvermögen des Künstlers alle Ehre, aber nicht der Experimentalmethode. Der obere Rand desselben bildet eine volle Rundung, welche mit der innern Kante nach einwärts gezogen, mit der äußeren Kante rund gezeichnet ist, und beide Kanten vereinigen sich, um in regelmäßig geschwungener Linie als vorspringender Knorpel vor dem Ohreingang zu enden; das thut weder die Grundform noch eins der bisher genannten Ohren. Die Vertiefung parallel dem äußeren Ohrrand ist rund gezogen; der Knorpelvorsprung auf der innern Fläche des Ohres gabelt sich nach oben und vorne; das Läppchen ist ausgebildet.

Auf dem Gastmahl des Herodes (Alinari 11472) ist das Ohr der Tochter des Herodes oben weit und regelmäßig gerundet, der äußere Rand und der vorspringende Knorpel auf der inneren Fläche bilden scharfe, parallele Kanten; vor dem Eingang ins innere Ohr ist kein Vorsprung gebildet.

Fra Filippo's Fresko der Bestattung des heiligen Stephanus in Prato (Alinari 11482, 11481, 11480) zeigt die schönsten Charakterköpfe mit den verschiedensten Ohrformen.

Die zuletzt genannte Photographie giebt die Figur des Künstlers wieder; Porträts sind ausdrücklich von Herrn Lermolieff in die Methode hineingezogen, auch wird Fra Filippo schwerlich seine Ohrmuschel einem besonderen Studium unterworfen haben; wenn er also eine Grundform gehabt hätte, wäre sie hier gewiß zur Anwendung gekommen; da er aber keine Grundform hatte, malte er hier wieder eine neue Ohrform mit einer tiefen Rinne parallel dem äußeren Umriß des Ohres, welche tief ins Ohrläppchen hinabsteigt und demselben eine ganz besondere Form giebt. Die Hand des Frate ist breit, fleischig, die Finger sind kurz, aber gerade der Daumen ist hier groß und kräftig und stößt alle Experimentalmethode um.

Werfen wir schließlich noch einen Blick auf die Krönung der Madonna in der Akademie der Künste in Florenz (Phot. von Brogi 2342 a). Der Bischof rechts vom Thron mit dem Krummstab, dessen rechte Hand das Gewand aufhebt, stimmt in keinem Punkte mit der Grundform überein, ebensowenig die Hand des jungen Mönches, welcher den Kopf stützt, in der Mitte des Blattes. Man vergleiche ferner das rechte Ohr des Bischofs mit dem Krummstab, das rechte Ohr des Engels neben dem Bischof mit dem Kranz im Haar; das rechte Ohr der beiden Mönche in der Mitte des Blattes; das

Ohr des Bischofs ganz rechts — alle stimmen weder mit der Grundform noch untereinander überein.

Fragen wir einmal bei einem anderen Künstler an, dessen Hände und Ohren Lermolieff uns in der „Grundform" aufgezeichnet hat: Sandro Botticelli.

Auf der thronenden Madonna in der Akademie zu Florenz (Brogi 2330) steht rechts ein heiliger Mönch bescheiden im Hintergrund, der aber Hand und Ohr wie zum Vergleichen mit der „Grundform" hinhält. In derselben ist weder Hand noch Ohr wiederzuerkennen, das Ohr könnte nach Lermolieffs Grundform mit demselben Rechte Mantegna zugeschrieben werden.

Der köstliche hl. Augustin in Ognissanti zu Florenz (Brogi 6367a) zeigt nur in der Ferne die Hände in der „Grundform", in der Nähe bemerken wir daß Sandro den Daumen weder so schwach noch so verkehrt zeichnet, als reichte er nur bis zum unteren Ende des Zeigefingers, sondern kräftig und energisch reicht er fast bis zum zweiten Gelenk des Zeigefingers. Schwach und verkehrt, weil viel zu gedrungen, ist das Ohr dieses Heiligen in der „Grundform" wiedergegeben.

Dasselbe gilt vom Ohr des Christuskindes in der den Lobgesang schreibenden Madonna der Uffizien (Brogi 2658). Das Ohr ist gleichmäßig nach vorne umgebogen, der Rand verliert sich ins Innere des Ohres, die Gabel der inneren Fläche, die wir schon bei Filippo Lippi gefunden haben, ist auch hier, wenn auch anders geformt; das Ohrläppchen steigt in der inneren Seite bis zum Eingang in das innere Ohr in die Höhe. Das Alles giebt die Grundform nicht.

Auf der Geburt der Venus (Brogi 2667) ist deren rechte Hand bewunderungswürdig durchgeführt, wie von einem Vorläufer Leonardos, in der Form der Fingerglieder wie durch die lebensvolle Behandlung mit Licht und Schatten. Die Fingerglieder sind stark markirt, der Daumen geht bis zum ersten Gelenk des Zeigefingers: kurz mit der „Grundform" ist dieser Hand gegenüber absolut Nichts anzufangen. Dazu kommt noch, daß für die Hand des Botticelli die Art charakteristisch ist, wie er Hand und Vorderarm mit einander verbindet.

Es ist ferner auch unmöglich, auf der thronenden Madonna mit den vasentragenden Engeln in Berlin, die Hände der Grundform an den Händen der Madonna oder der Engel wieder zu finden. Wenn die Finger der Grundform auch gespreizt sind, müßte doch die Art zu erkennen sein, wie hier und bei dem zuerst erwähnten heiligen Mönch die Finger sich so aneinanderlegen, daß der Mittelfinger hervortritt und Zeigefinger wie kleiner Finger sich zum Mittelfinger hinüberbiegen, während der vierte Finger etwas weggedrückt wird.

Auf der Verleumdung des Apelles in den Uffizien stehen rechts (Brogi 2553c) Figuren in den Nischen, welche klar erkennen lassen, was Botticelli mit seinen Händen erreichen wollte: zuäußerst rechts eine Judith, über dem Kopf des Thronenden ein Paulus, deren Hände wieder mit deren „Grundform" nichts gemein haben.

Um zu beweisen, daß nicht nur Florentiner Künstler die „Methode" im

Stich lassen, seien noch die Gemälde des strengsten Zeichners des nördlichen Italiens, Andrea Mantegna, einer Prüfung unterzogen. Es ist auffallend, daß die Hand dieses Meisters unter den Grundformen der Hände fehlt; sollte die Methode selbst dem Entdecker gegenüber einem so charaktervollen Künstler wie Mantegna versagt haben? Aber das Schema des Ohres giebt uns der Entdecker. Auf dem Fresko in der Camera de' Sposi zu Mantua mit der Familie Gonzaga (Phot. von Naya 67) hat der Herzog allerdings ein langes schmales Ohr, es unterscheidet sich aber von Lermolieff's Grundform dadurch, daß die Muschel sich oben ohne Vorsprünge und Ecken in die Schläfe legt; vor dem Eingang ins innere Ohr sieht man einen kräftigen Knorpelvorsprung, der auf der Grundform, wie abgeschnitten, fehlt. Dagegen ist der Knorpel vor dem Ohreingang am Kinde der Madonna mit singenden Engelköpfen in der Brera ganz der Grundform entsprechend, wie abgeschnitten; aber der obere Umfang des Ohres ist gleichmäßig, ohne Vorsprünge umgebogen und verschwindet hinter dem Knorpel des Ohreinganges. Die innere Fläche der Ohrmuschel bildet nach oben die mehrfach erwähnte Gabel, welche die Grundform nicht kennt.

Auf dem Ausschnitt aus dem Fresko: Martyrium des Christophorus in Padua, Kirche der Eremitani (welchen Alinari's Photographie No. 16377 giebt), zeigt der mittlere Kopf ein Ohr, dem die Uebermalung nicht den Charakter genommen hat: das Ohr ist gedrungen, die Fläche des inneren Ohres ist gegabelt und bedingt dadurch einen von der Grundform verschieden gebauten Eingang ins innere Ohr.

„Diese Beispiele, deren Zahl sich ins Unendliche vermehren ließe, dürften hinreichen", voreilige Gläubige eines besseren zu belehren, „falls das möglich sein sollte." Hoffentlich wird Lermolieff seinen jungen Freunden diese Liste nicht vorenthalten, damit sie lernen, objektiv zu sehen und daß für Kunststudien nichts verderblicher ist, als blinder Autoritätsglaube.

Kein mit Kunst und Kunstwerken Vertrauter wird leugnen, daß Herr Lermolieff bis zu einem gewissen Punkte Recht hat, es giebt Ohren und Hände von Filippo Lippi, von Botticelli, von Mantegna, welche annähernd jenem Schema entsprechen; allerdings kann man dadurch oft überraschende Schlüsse auf die Urheber der Bilder ziehen; aber gerade diese annähernde Aehnlichkeit würde ebenso leicht die Veranlassung zu empfindlichen Irrthümern geben können, und darin liegt die größte Gefahr der vom Erfinder selbst gar zu selbstgefällig angepriesenen „neuen Methode". Da sich immer neben den ähnlichen Formen andere finden, welche von der Grundform mehr oder weniger abweichen, wird die Vergleichung aller jener Einzelheiten des menschlichen Körpers bleiben, was sie immer gewesen ist: ein Hüfsmittel, das Niemand unterschätzt, aber ein Hülfsmittel unter vielen, welches neben der Gestalt, dem Kopftypus, der Farbe, Malweise, dem ornamentalen Beiwerk, Landschaft, Inschrift, Kostüme u. s. f. seine Bedeutung hat, aber nur im Zusammenhang mit allen diesen Eigenthümlichkeiten eine gewisse Sicherheit in der Bestimmung der Kunstwerke giebt.

Die große Erfahrung, welche Lermolieff im Bildersehen hat, wird es ihm sehr erleichtern, charakteristische Feinheiten herauszufinden und folglich einen bestimmten Künstler leichter wieder zu erkennen, als mancher Andere, aber vererben oder aufpfropfen läßt sich diese Fähigkeit leider nicht. Wenn Lermolieff in dem einen Buche eine ganze Reihe von seinen früheren Bestimmungen widerruft, so muß dieser Umstand allein schon zur Vorsicht mahnen.

Um so weniger ist aber Grund vorhanden, bewährte andere Hülfsmittel herabzusetzen oder gar lächerlich zu machen. Wenn Lermolieff sogar darauf verzichten möchte, die Künstlerinschrift auf Gemälden zu berücksichtigen, weil es gefälschte Künstlerzeichen giebt, so heißt das doch, das Kind mit dem Bade ausschütten. Und gar archivalische Forschungen, denen wir die wichtigsten Aufschlüsse verdanken, gering zu achten und die mühevolle Arbeit zahlreicher Gelehrter deshalb für überflüßig zu erklären, weil irgend ein kunstunkundiger Lokalforscher einmal eine schriftliche Aufzeichnung falsch gedeutet hat, ist doch die eitelste Verblendung über die eigene „Entdeckung".

Weder Intuition noch Totaleindruck, weder Philosophie noch Geschichte, weder technische Fragen der Malerei oder der Zeichnung, weder Künstlerzeichen noch handschriftliche Noten jedes für sich allein kann uns etwas nützen, sondern alles dies zusammen genügt noch nicht einmal für alle Fälle. Die praktische Erfahrung eines unter seinen Bildern ergrauten Forschers, wird deshalb immer höchst werthvolle Aufschlüsse geben können; als freundlicher Berather wird Lermolieff immer dankbar anerkannt werden, er darf nur in Deutschland wenigstens nicht den Anspruch erheben, als Prophet und Begründer eines neuen Zeitalters der Kunstforschung gelten zu wollen.

Ist doch überhaupt die Bilderkritik nicht der Inbegriff der Kunstwissenschaft, sondern nur eine Vorarbeit für diese. Alle kleinen Kniffe der Bilderhändler können einmal auf die richtige Fährte führen, und es ist daher gut sie zu kennen; von da bis zu einem wissenschaftlichen System ist aber ein weiter Weg, der durch die „Experimentalmethode" nicht abgekürzt wird. Sie bleibt, wie die Bilderkenntniß überhaupt, nur eine Fertigkeit, die das Rüstzeug zur eigentlichen Wissenschaft, zur Philosophie der Kunst, darbietet.

W. Koopmann.

Literarisches.

Der Oberstolze. Ein Berliner Zeitroman von Friedrich Dernburg. 2 Bde. Berlin 1889. Walther und Apolant.

Im Liebesrausch. Berliner Sittenroman von H. Tovote. Berlin. A. Zoberbier 1890.

Berlin ist ein sehr beliebter Schauplatz, ja man kann sagen, sogar selbst ein Stoff der Romanliteratur geworden. Es rechtfertigt sich dies durch die Menge sozialer Probleme, die hier auf engem Raume sich zusammenfinden, durch die unendliche Fülle von Thätigkeit und Streben, welche ein bisher in

Europa ungekannt rascher Aufschwung entfesselt hat und immer neu erzeugt, durch die Summe von Glückswechseln, welche jeder Tag hier mit sich bringt. Es ist nicht gerechtfertigt, insofern das Leben der „Gesellschaft", der „oberen Zehntausend" in Betracht kommt, welches nichts specifisch Charakteristisches, einen eigenen künstlerischen Stoff konstituirendes zu bieten hat. Von Lindau's „Zug nach dem Westen" und ähnlichen Werken wird man sich immer gerne zu denjenigen wenden, welche uns in den Pariser Salon führen und dort das eigentliche Urbild des modernen gesellschaftlichen Lebens kennen lehren. So wird auch von den beiden vorliegenden Romanen der erste vielseitiges Interesse erregen, indem er in das Ringen der socialen Bewegung hineinführt, der zweite wenig interessiren können, da er die leidenschaftlichen Empfindungen, welche er ohne besondere psychologische Vertiefung vorführt, in keinerlei charakteristischer Beleuchtung und Färbung, ohne den Kampf mit irgend welchem speciell gearteten und örtlich bestimmten Zuständen und Verhältnissen uns schildert. Sinnlichkeit und Philistrosität sind hier gemischt; beides rein conventionell behandelt, die erstere geradezu nach dem Muster des alten Clauren, die letztere nach der gewöhnlichsten Schablone. Dieser „Berliner Sittenroman" könnte überall spielen, wenn nicht die Namen der Straßen und einiger Restaurationslokale sich stets gewissenhaft angegeben fänden.

Höher steht Dernburg's „Berliner Zeitroman". Hier ist jene grundlegende Bedingung des Romans erfüllt, daß er über das bloße Privatgeschick hinaus ein weiteres historisches oder sociales Gebiet uns eröffnen soll. Die zahlreichen Einzelheiten des Berliner Lebens, die uns angeführt werden, dienen hier nicht nur dazu, den Oertlichkeiten einen Namen zu geben und den Ereignissen gleichsam eine Etiquette aufzukleben, sondern führen in der That in ein charakteristisch geartetes, von den heftigsten Stürmen erschüttertes Leben ein; die Lage des Arbeiters und die Strebsamkeit der Spekulanten, anarchistische und socialistische Bewegungen werden gezeichnet. Die Persönlichkeit des Helden des „Oberstolzen" interessirt dabei nicht so sehr als eine Reihe von Personen, die seine Schicksale beeinflussen, durchkreuzen, schließlich aber doch nicht ihre glückliche Vollendung aufhalten können. Er selbst ist eine seiner Umgebung an innerer Festigkeit, an Zähigkeit gegenüber den Wechselfällen des Lebens überlegener Charakter, aber im Ganzen zu passiv, immer ob vom Unglück verfolgt, ob endlich durch thätige Theilnahme gerettet, zu sehr blos tragend und sich behauptend, als daß er uns in vollem Maße fesseln könnte. In der Composition ist mit großer Gewandtheit das Zusammenlaufen aller Fäden der Handlung in der Schwurgerichtssitzung bewerkstelligt; die Spannung auf deren Ausgang, die Fülle stets neu auftauchender Momente, die Verwerthung aller früher vorausgegangenen Einzelheiten ist sehr geschickt, doch wird die Scene dadurch etwas zu ausgedehnt und scheinbar endlos. Wir haben eben in der Dichtung — Roman oder Drama — ein ideelles, kein wirkliches Zeitmaß, und es ist dies nur eine von den vielen Bedingungen, welche eine völlig wirklichkeitsgemäße Poesie unmöglich machen. Gewiß kann alles, was hier von jener Gerichts-

verhandlung erzählt wird, im Laufe eines halben Tages sich ereignen; aber es erscheint uns nicht so. Nachdem wir in anderthalb Bänden viele Jahre durchflogen, widerstrebt es unserer Phantasie in einem halben Bande blos einen halben Tag zu durchleben; unwillkürlich denken wir, diese Reden und Ereignisse seien unmöglich in so kurze Zeit zusammenzudrängen. Freilich könnte jedes Sitzungsprotokoll, das oft den Umfang eines mäßigen Romanbandes hat, uns eines anderen belehren; aber die Phantasie läßt sich nicht belehren. Wollte auf der Bühne Jemand, der einen Weg von einer Stunde zu machen hat, wirklich erst nach einer Stunde, d. h. der durchschnittlichen Zeitdauer von zwei Theateracten zurückkehren, so würde uns das sehr unnatürlich vorkommen. Der entscheidende Gegengrund, welcher eine rein wirklichkeitsgemäße Dichtung unmöglich macht, ist der, daß in Folge der eigenthümlichen Bedingungen der künstlerischen Wirkung der Eindruck der Naturwahrheit gerade durch Mittel, welche von der Wirklichkeit abweichen, erzeugt wird.

Wenn wir in dem „Oberstolzen" im Ganzen eine gelungene Verwerthung der modernen socialen Fragen für den Roman anerkennen, so ist das Gegentheil von dem „socialpolitischen Roman" zu sagen, welchen G. Malkowsky nach dem Englischen bearbeitet hat:

Alles verstaatlicht. Von Edward Bellamy
(Berlin. Richard Eckstein Nachfolger).

Hier ist von einem „Roman" überhaupt nicht mehr zu reden; es sind phantastische staatssocialistische Theorien, welche in einem Traum sich scheinbar verwirklichen, um dann zu den Zuständen der Gegenwart in desto schärferen Contrast gestellt zu werden. So wenig neu diese Form der Satire ist, um so mehr mußte gethan werden, um sie durch charakteristische Gestaltung der Personen und Verhältnisse zu beleben und uns interessant zu machen; hier aber werden wir niemals von dem Eindrucke befreit, bloße Marionetten vor uns sehen, die der Verfasser nach Belieben in Bewegung setzt. Und die sozialpolitischen Constructionen, die er vor uns ausführt, können uns über den Mangel einfacher Erzählungskunst, die für den Roman- oder Novellendichter das Wesentliche bleibt, nicht entschädigen.

Wie auch die anspruchslosesten Stoffe durch solche Erzählungskunst, die an jeder Einzelheit Freude hat und Freude erweckt, gefällig wirken können, zeigt die Sammlung:

Neue Novellen von Max Hobrecht (Rathenow. M. Babenzien).

Von den vier Erzählungen führen uns zwei in das beschauliche Leben vereinsamter Honorationen einer abgelegenen Kleinstadt hinein; aber durch eine an Gustav Freytag gemahnende halb gemüthvolle halb belächelnde Sorgfalt wird es uns persönlich vertraut gemacht, so daß wir uns augenblicklich über die Unbedeutendheit der geschilderten Vorgänge gerne täuschen. Auch die dritte in der Hauptsache einem alten Fischer in den Mund gelegte Erzählung zieht durch freundlichen Humor an; dagegen liegt die letzte, welche vergeblich versucht, uns

in die Zeiten Ludwig's XIV. zurückzuversetzen, wohl außer den Grenzen, welche dem Talent des Verfassers gezogen sind.

Einen historischen Roman, der uns thatsächlich in die geistige Atmosphäre, nicht blos in die stilgerecht ausgeschmückten Wohnräume und die peinlich registrirten Gewohnheiten vergangener Geschlechter einführt, bieten

„Die letzten Humanisten" von Adolf Stern. Dresden. Ehlermann. 3. Aufl. 1890.

Die Vereinsamung, welche den wandernden alten Ciceronianer überkommt, indem er eine sich zuerst das Geschlecht der bibelfesten Protestirenden und darauf das der fanatischen Gegenreformatoren aufwachsen und mächtig werden sieht, die allmähliche Beschränkung und Abhängigkeit von fanatischer Umgebung, in welche der nach frühen humanistischen Studien in Pommern behaglich angesiedelte Freiherr verfällt, die Conflikte, welche der junge Gelehrte zwischen der humanistischen Geistesrichtung seiner alternden Lehrer und den gewaltsamen Forderungen der Mitwelt durchzukämpfen hat, die Beruhigung, welche ihm die Vertiefung in die spezielle Aufgabe des Gelehrten, frei von den idealistischen Phantasien der älteren Generation, verschafft, das sind psychologische Vorgänge, in denen sich die geistigen Strömungen eines ganzen Zeitalters wirksam zeigen. Die trefflichste Gestalt ist die des alten Humanisten Theodosius, der ein langes Leben als „fahrender" Gelehrter verbracht und sich unter einem ziemlich kümmerlichen, etwas bettelhaften Vagabundendasein doch einen Funken des idealen Feuers seiner Jugend bewahrt hat, der ihn freimüthige Thorheit kluger Gesinnungslosigkeit vorziehen läßt. Weniger befriedigend ist die Führung der Handlung, welche nach einer raschen Wendung zum Erschütternd-Tragischen dennoch einen uns unwahrscheinlich dünkenden günstigen Ausgang gewinnt, während die Conflikte, die hier vorlagen, in sich keine Versöhnung zuließen und daher auch nur eine von Außen kommende, von keiner inneren Nothwendigkeit getragene Rettung der Hauptpersonen gestattet haben. Eine glückliche Schlußwendung war es jedoch, sowohl in Hinsicht der historischen wie der poetischen Conception, das Asyl der vertriebenen letzten Humanisten in den wissenschaftlich wie politisch frei aufblühenden Niederlanden zu eröffnen.

In die Anfänge der Epoche, deren letztes Ausklingen uns hier geschildert wurde, führt uns Stern's

Johannes Gutenberg. Epische Dichtung. Zweite Auflage. L. Ehlermann 1889.

Es ist erfreulich, einmal eine epische Dichtung zu lesen, deren Stoff vierhundert Jahre zurückliegt und dennoch uns nicht in dem manierirten Landsknechtston vorgetragen wird, der sich eine so bedauerliche Popularität gewonnen hat. Von allen künstlichen Effektmitteln frei, in schlichter und edler Kunstform wird uns das geistige Ringen des Erfinders zugleich mit seinem Wirken und Kämpfen für die Freiheit der hartbedrängten Vaterstadt, zuletzt sein tragisches Ende in stetig fortschreitender epischer Darstellung geschildert; der Fluß der leicht gebauten

vierfüßigen Jamben wird nicht durch lyrische Einschiebungen unterbrochen, erhält aber durch die wechselnde Reimstellung Mannigfaltigkeit.

Wir ergreifen zugleich die Gelegenheit auf zwei früher erschienene Romane Stern's „Camoens“ (Leipzig; Grunow) und „Ohne Ideale“ (Ebenda 2 Bd.) hinzuweisen, von denen besonders der letztere, der kräftig die Probleme der Gegenwart erfaßt, indem er den Gegensatz idealer und materieller Weltanschauung zeichnet, allen Anspruch auf eingehende Beachtung ernster Leser besitzt. O. H.

Pädagogisches.

Die Ueberfüllung der gelehrten Fächer und die Schulreformfrage. Von Heinrich Matzat. Mit einer Vorrede von Dr. H. Thiel, Geh. Ober-Regierungsrath. Berlin. Weidmann'sche Buchhandlung. 1890.

Das Wesen des Gymnasiums. Festrede von Dr. F. Aly. Berlin 1890. R. Gärtner's Verlagsbuchhandlung.

Die Erziehung der deutschen Jugend. Von Paul Güßfeldt. Berlin. Gebr. Paetel 1890.

Die erste der vorstehenden Schriften geht bei Erörterung der Probleme, welche die Schulfrage gegenwärtig bietet, von dem Grundgedanken aus, daß das Ziel der Schulbildung auf verschiedenartigen Wegen, durch verschiedene Hilfsmittel erreicht werden könne, und daß demnach der einzelnen Schule und ihrem Leiter ein weiter Spielraum in der Anordnung des Unterrichts, ja selbst in der Auswahl der Lehrfächer zu gewähren sei. Sie vertritt ferner den Gedanken, daß soweit ein gemeinsamer Grundtypus trotzdem erforderlich, für diesen die Bedürfnisse der Masse von Schülern, welche nicht bis zur Universität vorrücken, in den sechs ersten Jahren des Mittelschulkursus maßgebend sein müssen, und demnach nur für die drei letzten Jahre die spezielle Vorbereitung für das Universitätsstudium den Gang bestimmen dürfe Ohne auf diese Gedanken, welche bekanntlich nur in Verbindung mit der Erörterung des sogenannten „Berechtigungswesens“ zu beurtheilen sind, näher einzugehen, sei hier nur auf die Stellung der Schrift zum klassischen Unterricht hingewiesen, welche unbefangener ist als in den meisten jetzt der „Schulreform“ gewidmeten Schriften. Wenn der Verfasser für den ersten Anfang fremdsprachlichen Unterrichts das Französische dem Lateinischen vorzieht, so vertritt er damit nur eine Ansicht, welche ja auch von berufenen Schulmännern des Gymnasiums ausgesprochen worden ist. Wenn er in dem altsprachlichen, besonders dem lateinischen Unterricht nicht die Fähigkeit des schriftlichen oder mündlichen Ausdruckes, sondern bloß das Verständniß des Gelesenen erzielen will, so liegt auch diese, wenngleich etwas scharf formulirte Forderung doch in der Richtung, in welcher sich jede Gymnasialreform heute bewegt. Neben diesen Wünschen einer Einschränkung des klassischen Unterrichts wird aber der Werth desselben besonders die unersetzliche Bedeutung der griechischen Literatur klar erkannt und entschieden

hervorgehoben; daß die wahren Ziele des klassischen Unterrichts um so mehr erreicht werden müssen, je mehr von dem römischen Nachbild zu dem griechischen Urbild vorgeschritten wird, daß daher die verfehlteste Lösung der ganzen Frage die Verwerfung des Griechischen unter Beibehaltung des Lateinischen sein würde, darüber befinden wir uns mit dem Verfasser in Uebereinstimmung. Wenn er aber trotzdem das Griechische nur demjenigen, der die Universität erstrebt, zugänglich machen will, so beruht dies auf seiner, unseres Erachtens durchaus irrigen Anschauung, die Schule habe nicht nur die allgemeine Bildung, sondern auch schon die Vorbereitung zu einem künftigen Spezialberufe zu gewähren. In diesem Punkte verdient die zweite oben genannte Schrift Beherzigung, welche streng an dem Ideal einer nicht praktischen Zwecken und irgend welchen Orts- oder Zeitverhältnissen dienstbaren allgemeinen Geistesbildung festhält, wenn sie auch dieses Ideal allzu vollständig und ausschließlich in dem gegenwärtigen Gymnasium erreicht sieht. Die Erreichung desselben ist auch auf anderem Wege denkbar, und speziell die Realanstalten werden den Gymnasien um so mehr gleichzustellen sein, je mehr es ihnen gelingt, mit ihren Mitteln dasselbe Ergebniß gleichmäßiger Ausbildung der geistigen Thätigkeiten, nicht praktisch-technischer Schulung zu erzielen.

Einen anderen Charakter trägt Güßfeldt's „Erziehung der deutschen Jugend". Hier haben wir es nicht mit einer Lobrede des Bestehenden oder mit einer Kritik und entsprechenden Reformvorschlägen zu thun, sondern mit dem Idealbilde einer das Elternhaus ersetzenden, Körper und Geist, Charakter und Gemüth in gleichem Maße erziehenden Musteranstalt, kurz mit einem Phantasiegemälde, wie gerade die Erziehungsfrage geistreiche Männer von jeher oft zu entwerfen veranlaßt hat. Es dürfte schwer zu sagen sein, wie von den gegenwärtigen Schulverhältnissen überhaupt eine Brücke zu den hier aufgestellten Erziehungs- und Unterrichtsformen zu schlagen wäre; indeß wird dadurch das Interesse, welches die kritischen wie die schöpferischen Gedanken des Verfassers hervorrufen, nicht verringert. Mit voller Sympathie ist zunächst das „Schlagwort" zu begrüßen: „Weniger Kenntnisse und mehr Bildung"! und zugleich das Vorbild, welches hierfür in der dem klassischen Alterthum eigenen harmonischen Entfaltung der angeborenen Kräfte gefunden wird (S. 45. 46). Ueber die Mittel freilich werden bei der großen Zahl der einzuschlagenden Wege die Ansichten vielfach auseinandergehen. Gerade in den Schriften, welche einen ähnlichen Gedankengang wie der Verfasser verfolgen, findet sich häufig ein Trugschluß, den auch er nicht völlig vermieden hat: wenn die Griechen ohne Studium einer fremden Sprache und eines fremden Volksthums diese Art der Ausbildung erreichten, so müßten auch wir sie ohne fremde Anlehnung aus der Kraft des eigenen Wesens gewinnen können. Hierbei wird, abgesehen von etwaiger abweichender Anlage der Nationalcharaktere, die völlige Verschiedenheit der Lebensbedingungen außer Acht gelassen, welche damals der Erzeugung harmonischer Bildung sehr günstig waren, heutzutage im Zeitalter mechanischer Arbeitstheilung äußerst ungünstig sind. Die Einwirkungen des Tageslebens

verlangen, wenn jenes Ziel dennoch erreicht werden soll, gebieterisch eine Gegenwirkung, und selbstredend wird diese am besten und reinsten durch die Bekanntschaft mit dem Volksthume erreicht, welches der Verfasser selbst als das Vorbild bezeichnet. Indessen ist es auch nicht Güßfeldt's Meinung, die klassischen Studien aus der Schule gänzlich zu verbannen. Auf den Inhalt der klassischen Schriftsteller, besonders der griechischen, legt er ein hohes Gewicht, und wünscht auch eine beschränkte rein praktische Sprachkenntniß zu überliefern, welche dazu befähigt, die Schriftsteller „unter dem Beistand deutscher Uebersetzungen" zu verstehen. Hiergegen ist indeß einzuwenden, daß die volle Wirkung eines Werkes nur da eintreten kann, wo es auch in grammatischer Hinsicht verstanden, wo nicht nur der Inhalt, sondern auch der Ausdruck geschätzt werden kann. Hierzu ist eine gewisse Kenntniß der Grammatik unumgänglich; nur müßten die Grammatiken, welche jetzt ausschließlich nach dem Gesichtspunkt verfaßt sind, Uebersetzungen in die fremde Sprache als Norm zu dienen, zu dem Zwecke umgearbeitet werden, bloß das Verständniß der klassischen Werke zu ermöglichen. Leider ist auch der Verfasser trotz seines würdigen und objectiven Tones doch in den weitverbreiteten Fehler verfallen, das Verständniß der klassischen Literatur, das jetzt erzielt wird, viel zu gering anzuschlagen. Wo kommt es heutzutage vor, was er aus seiner Schulzeit berichtet, daß „ein ganzes Semester über einem Capitel" verbracht wird, und wer wird Xenophon's Anabasis auch ohne „deutsche Uebersetzung" anders mit Schülern lesen, als daß sie mit Hilfe geographischer Orientirung des Schülers und kulturhistorischer Mittheilungen des Lehrers, „von einem Zuge Tausender von tapfern Männern Kunde gäbe"? Jede „Schulausgabe" kann dafür Zeugniß ablegen.

Es würde zu weit führen, die Vorschläge Güßfeldt's für alle übrigen Fächer zu verfolgen; überall tritt das werthvolle Bestreben hervor, den Unterricht dem Allgemeinzweck der Erziehung dienstbar zu machen. Nur in Bezug auf den Geschichtsunterricht sei darauf hingewiesen, daß Goethe's bekannter Ausspruch nicht als einzige Norm gelten kann, wie die meisten seiner Aphorismen nicht derart zu verwerthen sind, deren Goldkörner er gemäß momentaner Stimmung in sorglosem Reichthum ausgestreut hat. Gewiß soll der Geschichtsunterricht „Enthusiasmus" erregen, aber es wäre ein falscher Skepticismus, der meinte, daß nicht auch positiverer Gewinn aus der Geschichte zu ziehen sei. Schon dem älteren Schüler drängt sich die Wahrnehmung von Ursache und Wirkung in den historischen Ereignissen unwiderstehlich auf, und der Lehrer, der dies nicht berücksichtigen wollte, würde einen sehr unvollkommenen Unterricht ertheilen.

In vollem Maße können wir dagegen dem zustimmen, was von dem Werthe des deutschen Unterrichts gesagt wird. In der That soll und muß dieser das eigentliche Kernstück des höheren Unterrichts werden, von dem aus die verschiedenen humanistischen und realistischen Lehrfächer, die aus so verschiedenen Culturkreisen, ja selbst Religionsformen entnommenen Bildungselemente ihre gemeinsamen Aufgaben vorgezeichnet erhalten und in dem sie zur Einheit zusammengefaßt werden. Nur Eines scheint uns in dem Bilde, das der Verfasser

davon zeichnet, zu fehlen. Die centrale Stellung des Deutschen würde unumgänglich erfordern, daß auch die so hoch wichtige grammatische Schulung des Geistes an der Muttersprache (nicht an der französischen) gewonnen würde. Ohnehin ist für den Schüler grammatisches Verständniß im feineren Sinn nur an der eigenen Sprache zu erzielen; in jeder fremden bleibt die grammatikalische Kenntniß zusammengestoppeltes Stückwerk. —

Zum Schlusse sei noch auf die sehr beachtenswerthen Ausführungen Güßfeldt's über die körperliche Ausbildung hingewiesen. O. H.

Die neuere Kunstgeschichte auf der Berliner Universität.

In einer Zuschrift an die National-Zeitung vom 20. März hat Herr Professor Herrmann Grimm gegen meine an dieser Stelle*) veröffentlichten Ausführungen über das Studium der Kunstgeschichte an den deutschen Universitäten und Kunstanstalten Verwahrung eingelegt, indem er mir „völlige Unbekanntschaft mit den betreffenden Verhältnissen" vorwirft und mir vorhält, „öffentlich über Dinge geurtheilt zu haben, in denen ich keine Erfahrung habe — weil ich nicht bei ihm gehört hätte".

Ich muß darauf verzichten, H. Grimm in dem Tone zu antworten, den er gegen mich anzunehmen beliebt; ich hätte deshalb am liebsten gar nicht geantwortet, aber einige seiner abfälligen Bemerkungen verlangen eine sachliche Berichtigung.

H. Grimm geht von der Voraussetzung aus, daß ich den Unterricht in der neueren Kunstgeschichte an der Berliner Universität bekrittelt habe; aber schon aus dem von ihm citirten Abschnitte meines ihm, nach seinen eigenen Worten, nur bruchstückweise bekannten Aufsatzes geht hervor, daß ich vom Unterricht an der Berliner Universität gar nicht gesprochen habe, sondern ganz allgemein von Uebelständen, die sich aus der Concurrenz fast sämmtlicher deutscher Universitäten und zum Theil selbst der Polytechniken und Kunstschulen in der Ausbildung von Kunsthistorikern ergeben. Ich habe dabei ausdrücklich betont, daß „an den größeren Universitäten, insbesondere denen, welche hervorragendere Kunstsammlungen am Platze haben" (und dazu gehört doch wahrlich Berlin!) die Kunstgeschichte von Kunsthistorikern vom Fach gelehrt werden müsse. Wenn nun Hermann Grimm des Weitern von den Erfolgen seiner eigenen Lehrthätigkeit spricht, so giebt er ja in seiner Person den treffendsten Beweis für meine Behauptung, daß ein Mann, der von der praktischen und historischen Beschäftigung mit der Literatur zur Kunstgeschichte gekommen ist, und bei dem daher das Interesse des Literaturhistorikers das Interesse an der Kunstgeschichte im eigentlichen Sinne überwiegt, besonders anregend auf die studirende Jugend und das größere Publikum zu wirken im Stande ist. Um zu beweisen, daß der „Specialismus" hier nicht übertrieben gepflegt worden sei, macht H. Grimm darauf

*) Im Märzheft d. J., bei Besprechung des „Rembrandt als Erzieher".

aufmerksam, daß in den letzten 20 Jahren auf der Berliner Universität nur einmal der Doctor in der Neueren Kunstgeschichte absolvirt worden sei. Ich gebe diese Thatsache zu; ich gebe auch zu, worauf H. Grimm großen Werth zu legen scheint, daß unter den Bewerbern um Stellungen an den deutschen Kunstsammlungen mir kaum Ein Schüler von H. Grimm begegnet ist. Ob aber ein Unterricht, der diese Resultate gehabt hat, für die größte deutsche Universität in der That der richtige ist, wird gewiß berechtigten Zweifeln begegnen; jedenfalls habe ich dies in meinem Aufsatze nicht behauptet.

H. Grimm weist auf die Nachbarschaft der Königl. Museen und der Königl. Universität hin. Wie er diese Nachbarschaft auffaßt, darüber giebt er selbst nähere Auskunft: „in jedem Semester — so sagt H. Grimm — weise ich meine Zuhörer darauf hin, daß das wissenschaftliche Studium der neueren Kunstgeschichte und die Ausbildung zum Dienste auf den Museen verschiedene Dinge seien; ich sage ihnen auch, daß die Laufbahn der Museumsbeamten keine Sicherheit für reguläres Avencement gewähre, da alle Anstellungen vom Zufall abhingen". Worauf H. Grimm diese seine Behauptungen stützt, ist mir unerfindlich. Die Beamten an den größeren deutschen Sammlungen neuerer (nachklassischer) Kunst sind jetzt wohl ausnahmslos Kunsthistoriker vom Fach; wie dieselben die Grundlage für ihren Beruf in dem Studium der Neueren Kunstgeschichte erhalten haben, so werden sie auch in ihrem Berufe (durch die Bestimmung der Kunstwerke, die Katalogisirung derselben u. s. f.) in stetem Contakt mit der Kunstwissenschaft gehalten. Diese verdankt daher ein gutes Theil ihrer Fortschritte gerade den Arbeiten von Museumsbeamten. Eine Scheidung zwischen Kunsthistorikern und Museumsbeamten, wie sie H. Grimm statuirt, ist also aus der Luft gegriffen; wenn aber der Professor dieselbe sogar in jedem Semester seinen Schülern einschärft und dabei vor der Laufbahn als Museumsbeamter geradezu warnt, so können die Folgen davon nur zum Schaden der Museen wie der Universität gereichen. Die Museen empfinden diese nachtheiligen Wirkungen schon seit einer Reihe von Jahren. Während unsere preußischen Kunstsammlungen mit Recht darauf rechnen durften, in erster Reihe von der Berliner Universität ihre Kandidaten zu erhalten, hat sich in den letzten achtzehn Jahren, also seit dem Aufschwunge der Kunstsammlungen in Deutschland, kaum Ein hier ausgebildeter Kunsthistoriker für die Stellung an unseren Sammlungen gemeldet oder auch nur zu seiner Ausbildung als Hilfsarbeiter an den Sammlungen gearbeitet. Welchen Nachtheil eine solche künstlich gegen die Museen aufgerichtete Scheidewand für die Studirenden der Neueren Kunstgeschichte hat, liegt auf der Hand: sind ja doch, neben der verhältnißmäßig kleinen Zahl von Lehrerstellen, die Beamtenstellungen fast die einzigen, welche dem Kunsthistoriker eine ihrer Vorbildung entsprechende Laufbahn eröffnen. Es ist daher ein öffentliches Interesse, daß die Universität die dafür erforderlichen Kräfte ausbilde und die Talente in eine ihre Zukunft sichernde Bahn leite. Andererseits müssen und werden unsere Museen, nach wie vor und unbeirrt durch die ablehnende Haltung der derzeitigen Vertreter der Neueren Kunstge-

schichte an der hiesigen Universität, es als eine ihrer schönsten Aufgaben betrachten, für die kunstgeschichtlichen Studien an der Universität einen Lehrapparat zu gewähren, an dem allein mit Erfolg die höhere Ausbildung in der Kunstgeschichte nach der Richtung der Kritik und des wahren Genusses der Kunstwerke erworben werden kann. W. Bode.

Von neuen Erscheinungen, die der Redaction zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

Martens. Der evangelische Bund und die ihm verwandten evangelischen Vereine. Von Dr. L. Martens, Oberlehrer in Elberfeld. Barmen, Verlag von Hugo Klein.

Officier. Die allgemeine christliche Wehrpflicht, eine Lösung der Juden-Frage. Von einem alten Officier. Berlin. Druck u. Verlag von Thormann u. Götsch.

Richter. Das deutsche Reich. Vaterlandskunde von Prof. Dr. Otto Richter. Leipzig. Verlag von Otto Spamer.

Rosenmund. Die Kaiserlichen Erlasse, die Parteien und die Reichstagswahl. Von Dr. Richard Rosenmund. Berlin. Carl Heymann's Verlag.

Schwab. Die Entwickelung der Vermögenssteuer im Staate New-York. Von Dr. John Christopher Schwab. Jena, Verlag von Gustav Fischer.

Stockmar. Ludwig XVI. und Marie Antoinette auf der Flucht nach Montmedy i. J. 1791. Aus dem Nachlasse des Freiherrn Ernst von Stockmar, ehem. Kabinetssekretärs Ihrer Königl. Hoheit der Kronprinzessin Victoria von Preußen. Herausgegeben von Emil Daniels. Berlin. Verlag von Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung).

Sybel. Die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I. Vornehmlich nach den preußischen Staatsakten von Heinrich von Sybel. Dritter Band. München und Leipzig. Druck und Verlag von R. Oldenbourg.

Tovote, Heinz. Im Liebesrausch. Berliner Sittenroman. Berlin. Verlag von A. Zoberbier.

A. Fürst Bismarcks deutsche Politik seit Begründung des neuen Reiches von B. v. A. Leipzig und Berlin, Otto Spamer.

Bellamy. Alles verstaatlicht. Sozialpolitischer Roman. Nach dem Englischen des Eduard Bellamy bearbeitet von Georg Malkowsky. Berlin, Richard Eckstein Nachfolger.

Bergmann. Die letzte Stiftung der Kaiserin Augusta. Von Ernst von Bergmann. Berlin, Aug. Hirschwald.

Biese. Das Associationsprincip und der Anthropomorphismus in der Aesthetik ein Beitrag zur Aesthetik des Naturschönen vom Gymnasiallehrer Dr. Alfred Biese. Leipzig, Gust. Fock.

Buchholtz. Geschichte der Buchdruckerkunst in Riga. 1588—1888 von Arend Buchholtz. Riga, Müller'sche Buchdruckerei 1890.

Delbrück. Schultheß' Europäischer Geschichtskalender. Neue Folge. 5. Jahrg. 1889. Herausgeg. von Hans Delbrück. München, C. H. Beck.

Guglia. Die konservativen Elemente Frankreichs am Vorabend der Revolution. Zustände und Personen. Von Eugen Guglia. Gotha, Perthes.

Güßfeldt. Die Erziehung der deutschen Jugend von Paul Güßfeldt. Berlin, Gebr. Paetel.

Kalischer. Heinrich Heine's Verhältnis zur Religion von Dr. Alfred Christlieb Kalischer. Dresden, F. Oehlmann 1890.

Klein. Schmerzliche Wonnen. Roman von Oskar Klein. Elberfeld, Verlag des Verfassers.

Koeber. Repetitorium der Geschichte d. Philosophie von Dr. Raphael Koeber. Stuttgart, Conradi.

Koopmann. Raffael-Studien. Von Dr. W. Koopmann, mit besonderer Berücksichtigung der Handzeichnungen des Meisters. Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung 1890.

Lindner. Deutsche Geschichte unter den Habsburgern und Luxemburgern (1273—1437) von Theodor Lindner. I. Band. Stuttgart, Cotta. (Aus der Bibliothek deutscher Geschichte.)

Maltzan. Der Lohnkampf. Volksschauspiel in fünf Aufzügen von Hermann Freiherr von Maltzan. Oldenburg und Leipzig, Schulze'sche Hofbuchhandlung.

Menger. Das bürgerliche Recht und die besitzlosen Volksklassen von Dr. Anton Menger Tübingen, H. Laupp.

Stadelmann. Aus der Regierungsthätigkeit Friedr. des Großen. Von Dr. Rudolf Stadelmann. Halle a/S., Otto Hendel.

Stern. Die letzten Humanisten von Adolf Stern. 3. Aufl. Dresden, L. Ehlermann 1890.

Stern. Johannes Gutenberg. Epische Dichtung von Adolf Stern. 2. Aufl. Dresden. L. Ehlermann 1890.

Whitman. Das Kaiserliche Deutschland von Sidney Whitman. Aus dem Englischen von O. Th. Alexander. Zweite Auflage. Berlin, Ulrich & Co., an d. Jerusal. Kirche 2.

Zander. Sociale Wohlfahrtseinrichtungen im Staate, in der Gemeinde und im Fabrikbetriebe von C. H. Zander. Düsseldorf, C. Kraus, Preis 50 Pf.

Zwiedineck-Südenhorst. Deutsche Geschichte im Zeitraum der Gründung des preußischen Königtums von Hans von Zwiedineck-Südenhorst. I. Band. (Bibliothek deutscher Geschichte.) Stuttgart, Cotta.

Verantwortlicher Redacteur: Professor Dr. H. Delbrück Berlin W. Link-Straße 42.
Druck und Verlag von Georg Reimer in Berlin.

Heinrich von Kleists unvollendete Tragödie Robert Guiscard.

Vortrag, gehalten in der Gesellschaft für deutsche Literatur zu Berlin, am 18. Dezember 1889.

Schiller ließ den Jahrgang 1797 seiner Monatschrift „die Horen" eröffnen mit einem historischen Aufsatz „Robert Guiscard, Herzog von Apulien und Calabrien". Der Aufsatz ging durch drei Stücke der Horen.

Wir finden in dem Aufsatz eine geschmackvolle Lebensbeschreibung des Robert Guiscard. Nur eine historische Arbeit im heutigen Sinn darf man nicht suchen, sie hätte auch nicht für die Horen gepaßt, denn diese Monatshefte waren eine Unterhaltungsschrift, wenn auch im vornehmsten Stil. Die Artikel in den Horen wurden nicht unterzeichnet, aber die Verfasser konnten im Inhaltsverzeichniß eines ganzen Jahrganges ihre Namen beifügen lassen. Der Verfasser von Guiscards Lebensbeschreibung wird als Herr von Funk bezeichnet. Er war Major in der sächsischen Armee, wurde später Generallieutenant und Diplomat, der in der Napoleonischen Zeit in diplomatischen wie im militärischen Dienst des Königs von Sachsen keine unwichtige Rolle gespielt hat. Viel später, nach seiner Verabschiedung, hat er noch historische Arbeiten veröffentlicht, z. B. „Gemälde aus den Zeiten der Kreuzzüge".

In dem Aufsatz über Guiscard hat er alles zusammengetragen, was er in den Chroniken fand, und unbesorgt alle Züge aufgenommen, die ein heutiger Kritiker als legendenhaft verwerfen würde. Um so fesselnder ist seine Darstellung geworden. Der Held, mit dem er uns bekannt macht, ist in der That eine anziehende Figur, ausgestattet, wie wenige Personen des ritterlichen Zeitalters. Er ist eine Vereinigung von Achill und Odysseus, oder von Nobel, dem Leu, und von Reineke Fuchs. Er hat vom Löwen die heroische Kraft, die ihn zum König der Thiere stempelt, er hat aber auch die Eigenschaft, die vor allen

zum König der Menschen würdig macht, den hochfliegenden, viel umspannenden und dabei doch Zweck und Mittel sorgfältig abwägenden Geist. Die meisten unserer Gebildeten kennen ja den Namen Robert Guiscard nur aus der Geschichte Hildebrands, des großen Papstes, kennen ihn als eine Schachfigur, die dieser Papst gegen den deutschen Kaiser ausspielte. Aber Robert Guiscard war weit mehr als eine Schachfigur. Der Papst bot ihm immer wieder die Königskrone von Italien an, und wahrlich der Papst hätte von diesem Baum, den er halb aus Noth, halb aus übermüthiger Berechnung pflanzen wollte, bittere Früchte ernten sollen. Guiscard aber schlug diese Krone immer wieder aus, nicht aus Bescheidenheit gegen den Papst, wie er sich wohl den Schein gab, sondern weil seinem Geist ein weit höheres Ziel vorschwebte: er wollte Byzanz erobern und oströmischer Kaiser werden. Vermuthlich hat ihm der Gedanke nicht fern gelegen, daß mit diesem Kaiserthum ihm auch die italienische Königskrone, und mit dieser die Herrschaft über das Papstthum von selbst zufallen werde. Aus dem Papstthum hätte er dann wohl das Werkzeug zur Beherrschung des Abendlandes gemacht. So hochfliegenden Geistes war dieser Mann.

Nach endlosen Fehden mit kleinen Dynasten seines eigenen Volkes, der Normänner, mit andern italienischen Dynasten und selbst mit seinen nächsten Verwandten hatte er ein großes zusammenhängendes Gebiet normännischer Herrschaft als vereinigte Herzogthümer von Apulien und Calabrien gegründet. Von da aus bereitete er sich zu dem Unternehmen der Eroberung des oströmischen Reiches. Der erste Versuch wurde ihm durch widrige Zufälle, durch Sturm und Wellen vereitelt. Er gedachte an der Ostküste des adriatischen Meeres in dem Hafen von Durazzo zu landen. Es ist der alte Römerweg nach Byzanz: von Brundisium zu Schiffe nach Dyrrhachium, von da zu Lande durch Illyrien und Makedonien nach Therma oder Thessalonike, von da die Küste entlang, später am nördlichen Ufer der Propontis vor Byzanz. Guiscard unternahm nach einiger Zeit einen zweiten Angriff auf Durazzo und bemächtigte sich mit unglaublichem Geschick des Hafens und der Stadt. Nachdem er die Landung bewirkt, hatte er gegen ein großes Heer zu kämpfen, welches die Byzantiner durch Verstärkung ihrer eigenen Truppen mit allen barbarischen Hülfsvölkern, die sie herbeiziehen konnten, gebildet hatten. Er errang einen beispiellosen Sieg. Da nöthigten ihn Gefahren, die in Italien entstanden waren, zur Rückkehr, aber Durazzo blieb in seinen Händen. Nachdem er die Gefahren in Italien beschworen, rüstete er seinen dritten, größten Kriegszug gegen Constantinopel. Eine große Flotte der mit Byzanz verbundenen

Venetianer, die sich ihm entgegenstellte, besiegte er. Der Weg nach Constantinopel lag offen. Er begleitete das Heer zu Lande bis nach Thessalonike. In dessen Golf bestieg er eine Galeere, um sein die Küste entlangziehendes Heer mit den Kriegsschiffen zu begleiten, nachdem die Transportschiffe zum Theil von Durazzo nach Apulien zurückgegangen waren. Auf den Schiffen aber brach eine verheerende Seuche aus, und Guiscard mußte sich nach dem an der Westküste des Golfs von Thessalonike gelegenen Ort Antonia bringen lassen. Dort erlag er der Krankheit. Sein führerloses Heer wurde auf diese Nachricht zu einem fluchtartigen Rückzug genöthigt.

Die Erzählung des Majors von Funk beschäftigt sich, dem Lebenslauf des Helden gemäß, am meisten mit seinen Kämpfen gegen die kleinen italienischen Gegner. Hier tritt nun mehrfach jener Zug hervor, den ich als Verwandtschaft mit Reineke Fuchs bezeichnet habe, man könnte ihn des beigemischten Humors wegen auch einen Zug Till Eulenspiegels nennen. Ich will nur einen einzigen solchen Streich erzählen, der ihm den Beinamen Guiscard, der Schlaukopf, verschafft hat. Er hatte es zum Zweck der Eroberung Calabriens auf die Stadt Bisignano abgesehen, besaß aber keine Mittel, um die Belagerung einer befestigten Stadt zu unternehmen. Der reichste und angesehenste Bürger von Bisignano war Peter von Turra. Seiner sich zu bemächtigen ward nun Roberts Augenmerk. Aber der Verfolgte war vorsichtig, er bedang sich immer einen kurzen Waffenstillstand, wenn er zu einer persönlichen Unterhandlung aufgefordert wurde, und diese Zusage durften die Normannen nicht brechen. Einmal aber richtete es Robert ein, daß er dem Peter zufällig begegnete. Beide hatten ein starkes bewaffnetes Gefolge. So wich Peter der Unterredung nicht aus und nahm es sogar an, als Robert vorschlug, daß jeder sein Gefolge einige hundert Schritt zurückgehen lasse, damit nicht etwa durch irgend einen Zufall ein Kampf entstehe. Die Unterredung, bei der die Gegner sich niedergelassen hatten, war beendigt und die Redner erhoben sich, als Robert den Peter um den Leib faßt, über die Schulter wirft und mit ihm auf die Normänner zuläuft! Der Bisignaner schreit aus Leibeskräften, aber die schnellsten seiner Landsleute wagen es nicht, den Normännern in die Arme zu rennen. Zweimal stürzt Robert mit seinem Opfer nieder, dann wälzt er ihn auf der Erde vor sich her und trägt ihn dann auch einmal wieder, bis die Normänner erreicht sind. Der Streich gelang, aber die Bisignaner wollten doch nicht zur Befreiung ihres Mitbürgers die Stadt übergeben. Immerhin entschlossen sie sich, ein sehr hohes Lösegeld zu zahlen.

Man sieht, ein solcher Held besaß alle Eigenschaften, um eine unerfahrene Dichterkraft zu einem kühnen Versuch anzufeuern.

Im Märzheft 1797 der Horen war der Aufsatz über Robert Guiscard vollendet worden; im März 1799 schickte der Dichter des Wallenstein das letzte Stück der Trilogie an Goethe; im März 1799 hatte der 22jährige Sekondelieutenant Heinrich von Kleist den geforderten Abschied erhalten und bezog die Universität Frankfurt, um Philosophie und Kameralia zu studiren. Ein Jahr später trat er zu Berlin in das Finanzdepartement, aber noch in demselben Jahre beginnen für Kleist die traurigen Lehrjahre. Er begiebt sich im Auftrag des ihm vorgesetzten Ministers auf eine Reise, entdeckt während der Reise seinen Dichterberuf, verläßt den Staatsdienst und geht im folgenden Jahr 1801 mit seiner Schwester nach Paris. Von dort begiebt er sich allein nach der Schweiz, um Bauer zu werden, unternimmt jedoch im nächsten Jahr, indem er in der Schweiz den Rest seines Vermögens aufzehrt, die ersten dramatischen Versuche: die Familie Schroffenstein und den Zerbrochenen Krug. Fertig wurde damals nur das erste Stück. Im Herbst 1802 erkrankt er und wird von seiner Schwester nach Deutschland zurückgebracht, wo er zunächst in Weimar Aufenthalt nimmt. Am 9. Dezember schreibt er an seine Schwester Ulrike von da: „Der Anfang meines Gedichtes, das der Welt Deine Liebe zu mir erklären soll, erregt die Bewunderung aller Menschen, denen ich es mittheile.“ Der Brief sagt nicht, von welchem Gedicht die Rede ist, aber ohne Zweifel ist ein dramatischer Entwurf des Robert Guiscard gemeint. Denn im Januar 1803 ist er einer Einladung Wielands, dessen Sohn er in der Schweiz kennen gelernt hatte, nach Osmanstedt gefolgt und hält sich über zwei Monate in Wielands Hause auf. Aus einem bekannten Briefe Wielands geht hervor, daß Kleist an einem Trauerspiele arbeitete, dessen Namen er nicht nannte, dessen bereits ausgeführte Scenen er aber immer wieder vernichtete, weil er sich niemals genugthun konnte. Wieland erzählt dann weiter, wie er seinen Gast eines Tages dahin brachte, den Namen des Trauerspiels zu nennen und einige Scenen aus dem Gedächtniß vorzutragen. Das Trauerspiel hieß: der Tod Guiscards des Normannen, und Wieland versichert, wenn das Ganze dem entsprechen würde, was er gehört, so würden die Geister des Aeschylos, Sophokles und Shakespeare, wenn sie sich vereinigten, kein anderes Stück schaffen, als Kleists Tragödie. Wieland versichert zwar, daß er seitdem vermieden habe, mit Kleist auch nur von dem Werk zu sprechen, um ihn nicht mit dem Antrieb zur Vollendung zu quälen, aber Kleist wird diesen Antrieb, wenn auch

stillschweigend gegeben, doch empfunden haben, während ihm die Vollendung seines Werkes eine innere Unmöglichkeit war. So verließ er plötzlich Osmannstedt und ging nach Leipzig. Von da reiste er nach der Schweiz zurück, um zum zweiten Mal nach Paris zu gehen. Dort verzweifelt er an seinem Dichterberuf, weil er fühlt, daß er den Guiscard nicht vollenden kann, und verbrennt alle Entwürfe zu diesem Werk. Es kommt die traurige Episode, wo er den Versuch macht, sich der Napoleonischen Expedition nach England anzuschließen. Nachdem ihn ein glücklicher Zufall gerettet, kehrte er nach Deutschland zurück und traf endlich, nachdem er in Mainz fünf Monate krank gelegen, im Juni 1804 in Potsdam ein. Er verspricht seiner Schwester, von nun an dem Dichterberuf zu entsagen, und tritt mit einer diätarischen Anstellung bei der Domänenkammer in Königsberg ein.

Hier endigen Kleists Lehrjahre. Das wichtigste Begebniß derselben, das ihn am tiefsten ergriffen, bis zur Verzweiflung geschüttelt, und beinahe in den Tod getrieben, ist, wie in die Augen springt, der mißlungene Anlauf zur Guiscarddichtung. Wie gewaltig muß ihn der Stoff gepackt haben und wie tief muß andrerseits die Schwierigkeit gelegen haben, den Stoff zu bewältigen! Jawohl, diese Schwierigkeit liegt so tief im Stoff, daß sie ihn ganz durchdringt, aber zu erkennen ist sie, nach meiner Meinung wenigstens, sehr leicht.

Wir wissen nicht, wann die Horen von 1797 zuerst in Kleists Hände gefallen sind. Ich vermuthe, daß es im Jahr 1802 nach der Rückkehr aus der Schweiz bei dem Aufenthalt in Weimar geschehen. Hier hat ihn der Stoff sogleich gepackt und sogleich zu einigen Scenen begeistert, so daß er am 9. Dezember die schon angeführten Worte an Ulrike richtet, dieses Gedicht solle der Welt ihre Liebe zu ihm erklären. Aber der Guiscardstoff allein hätte, dies ist meine Ueberzeugung, diese Gluth der dichterischen Begeisterung nicht entzündet. Die Flamme, die in dem Dichter brannte, dessen Genius darin ungestüm hervorbrechen wollte, war angefacht durch den Eindruck des Wallenstein, dieser Dichtung, von der Goethe sagte, sie sei so groß, daß ihres Gleichen nie wieder könne geschaffen werden. Diese Schöpfung eines dramatischen Genius von überwältigender Macht mußte den noch unentfalteten Genius eines geborenen Dramatikers in die stärkste Schwingung versetzen. Es regte sich der Instinkt, es dieser Gewalt gleich zu thun, und das Leben des Guiscard schien einen ganz ähnlichen Stoff zu bieten. Ist nicht auch hier ein Held von hochfliegenden Planen, eine Mischung von Verwegenheit und Berechnung, eine Anlage zum Humor, viel stärker entwickelt als bei dem Helden Schillers, der sie nur in

seinen Jugendstreichen gezeigt hat? Ist nicht Beider Schicksal, unterzugehen bei einer großen Unternehmung, die, ehe sie noch an der Unzulänglichkeit der Mittel scheitert, abgebrochen wird durch das Ende des Helden? So könnten diese Stoffe verwandt scheinen, und so konnte der noch ungestaltete Stoff einen unreifen Dramatiker verführen, es in der Gestaltung mit einer großen gegebenen Dichtung aufzunehmen. Aber der Versuch konnte nicht gelingen. Wenn, um Wielands überschwengliche Worte anzuwenden, die Geister des Aeschylos, Sophokles und Shakespeare sich vereinigt hätten, so würden sie nicht vermocht haben, aus dem historischen Robert Guiscard einen tragischen Helden zu machen. Guiscards Tod ist tragisch im Sinne des Lebens, aber nicht tragisch im Sinne der Poesie, und am allerwenigsten im Sinne der dramatischen Poesie. Diesem Untergang fehlt die innere Nothwendigkeit, die man noch immer, meist irreführend, als tragische Schuld bezeichnet. Was der historische Stoff nicht enthält, kann allerdings der Dichter hineintragen. Wenn er das aber thun will bei einer Figur, wie dem Guiscard, dessen ganze Laufbahn von Kraft und Glück strotzt, so muß er die Figur äußerlich und innerlich bis zu einem solchen Grade umschaffen, daß er sie garnicht hätte zu wählen brauchen, denn es reicht natürlich nicht aus, wie die schlechten Dilettanten pflegen, dem Helden irgend eine Handlung aufzupacken, die ihn in das tragische Geschick führen soll. Tragisch kann eine Figur nur werden aus ihrer eigenen tiefsten Wurzel heraus. Ich will schon hier darauf hinweisen, daß Kleist selbst später den historischen Guiscard weggeworfen und eine eigene Erfindung an dessen Stelle gesetzt hat, aber nicht mehr in der Absicht, damit eine tragische Figur zu schaffen.

Aber dem Vorhaben Kleists, solange er sich noch mit dem historischen Guiscard beschäftigte, widersprach nicht nur diese Figur selbst, sondern auch der ganze historische Hintergrund. Was sollen wir mit diesen Kämpfen gegen kleine Dynastien und Gemeinwesen, selbst gegen Byzantiner und Sarazenen anfangen, obwohl es dabei an grausen Konflikten auch in der eigenen Familie des Helden nicht fehlt? Wie gewaltig wirkt dagegen im Wallenstein die Perspektive auf die weltbewegenden Gegensätze, die ein ganzes Zeitalter ergreifen! Das ist eine Gunst des Stoffes, die freilich unwirksam geblieben wäre ohne die Meisterschaft des Dichters, der in eine räumlich eng begrenzte Katastrophe von zwei Tagen doch diesen gewaltigen Hintergrund hineinzubannen die Macht besessen hat. Eine solche Macht hat Kleist auch in seinen reifen Hervorbringungen nie erlangt. Sein Ringen mit dem Guiscardstoff konnte ihn nur von der Ohnmacht seines Genius über-

zeugen, den er in einem durchaus erklärlichen und durchaus verzeihlichen Irrthum auf einen für ihn ganz ungangbaren Weg geführt hatte.

Wir brauchen daher die Vernichtung der Guiscardfragmente aus den Jahren 1802 und 1803 nicht zu bedauern. Dem scheint freilich Wielands begeisterte Anpreisung dieser Fragmente zu widersprechen, aber ich gebe auf Wielands Urtheil in Dingen hoher Poesie gar nichts. Es ist überhaupt eine eigene Sache mit den Göttern zweiten Ranges auf dem Weimarischen Olymp. Sie fühlten sich zu groß, um zu denen, die über ihnen standen, bewundernd hinaufzublicken, und sie standen doch zu niedrig, um die Hohen zu erkennen. Wieland meinte einmal, „wenn der gute Schiller weniger Krämpfe hätte, würden seine Darstellungen weniger konvulsivisch sein". Desto mehr bewunderte er Jean Paul. Er war im Grunde trotz dem schönen Denkmal, das Goethe seinem Charakter gesetzt, zeitlebens von stillem Neid gegen Goethe wie gegen Schiller bedrückt. Er athmete auf, als er, übereilt genug, in Kleist den künftigen Dichter zu sehen glaubte, der jene Großen übertreffen werde.

Alles bisher Gesagte scheint in Widerspruch zu stehen mit dem Fragment des Trauerspiels „Robert Guiscard, Herzog der Normänner", das von Kleist 1808 in der von ihm während dieses Jahres zu Dresden herausgegebenen Monatschrift Phöbus veröffentlicht wurde. Dieses Fragment wird von einigen Biographen für einen durch Zufall geretteten Theil des Manuskripts gehalten, dessen Haupttheil er im Frühjahr 1803 zu Paris verbrannte. Aber die geneigten Zuhörer werden bereits entnommen haben, daß nach meiner Ansicht der Ursprung dieses Fragments nicht in Kleists Lehrjahre fallen kann.

Wir müssen jetzt einen Blick auf die Zeit im Leben des Dichters werfen, die ich die Wanderjahre nennen will. Sie sind noch trauriger als die Lehrjahre und enden mit dem tragischen Tod des Dichters. Aber sie enthalten auch den einzigen starken Lichtblick, der in die trübe Schwere dieses edlen Daseins gefallen ist.

Am 1. Januar 1805 war Kleist bei der Domänenkammer in Königsberg eingetreten. Aber jetzt, nachdem er dem dichterischen Schaffen entsagt, war es als habe er nun gerade die feindlichen Riesen überwunden, die ihm auf der Schwelle den Eintritt in das Reich der Dichtung verwehrten. In ununterbrochener Fülle drängen sich ihm die poetischen Entwürfe auf; aber eingedenk dem Versprechen, das er seiner Schwester gegeben, drängt er sie zurück. Vollendung heischte „der zerbrochene Krug", Ausführung heischten „Penthesilea, Amphitryon, Michael Kohlhas". In diesem Kampf setzte ihm die Königin Luise am 1. De-

zember 1805 ein Jahrgeld von 60 Louisd'or aus. Das war auch in der damaligen Zeit nicht genug zum Leben für einen Mann von Kleists gesellschaftlicher Stellung. Aber er hoffte nun, bei dieser sichern Grundlage durch literarische Arbeiten dasjenige erwerben zu können, was zu seinen nothwendigen Bedürfnissen noch gehörte. In dieser Hoffnung gab er im Frühjahr 1806 den Staatsdienst wieder auf, zum schweren Kummer seiner Schwester. Er begann sofort am zerbrochenen Krug und an der Penthesilea zu arbeiten. Im Herbst warf ihn die ungeheure Aufregung des plötzlichen und stürmischen Schaffens aufs Krankenlager. Nothdürftig wiederhergestellt, suchte er vergeblich die völlige Heilung in dem Seebad Pillau. Als er wieder in Königsberg ist, kommt die Vernichtung des preußischen Staates, die Kleist schon im Jahre 1805 vorausgesehen hatte. Nicht unvorbereitet also traf ihn dieser Schlag, aber mit der Fortzahlung seiner Pension war es zu Ende. So beschloß er, im Januar 1807 nach Dresden zu gehen, weil diese Hauptstadt nach dem Uebertritt Sachsens ins Napoleonische Lager ein Ort war, wo er hoffen durfte, dem literarischen Erwerb, auf den er nun einzig angewiesen war, ungestört zu leben. Die Reise nach Dresden wird unterbrochen durch die Episode der französischen Gefangenschaft, weil man ihn bei der Ankunft in Berlin für einen verkleideten Offizier und Spion hielt. Im Juli 1807 langt er endlich in Dresden an, findet Freunde, sogar Bewunderer, aber auch in Adam Müller den schlimmen Genius seines Lebens. Dieser regt ihn zur gemeinschaftlichen Herausgabe einer Monatschrift an, des „Phöbus", welcher seit dem 1. Januar 1808 erscheint, aber auch mit dem Ende des Jahres wieder eingeht, wegen des in einer solchen Zeit, wie die damalige, unvermeidlichen Mangels an Theilnahme. Aber Kleist schmückte jedes Heft mit den Früchten seiner jetzt reich und unaufhaltsam quellenden Produktion. Mir ist es unzweifelhaft, daß in den Jahren zwischen Königsberg und Dresden, zwischen 1805 und 1808 auch das Fragment des Robert Guiscard entstanden ist, das wir besitzen.

Ich habe für diese Annahme ein ganzes Heer von Gründen. Bevor ich sie erörtere, möchte ich aber von Kleist einen moralischen Vorwurf abwenden, den ich nirgends gelesen habe, den man aber erheben könnte. Man könnte fragen: wie konnte ein glühender Patriot inmitten der Zertrümmerung des preußischen Staates, anstatt vor Schmerz zu vergehen oder irgend eine Beschäftigung im Dienste des Vaterlandes zu suchen, und wäre es die geringste gewesen, sich mit der Ausgestaltung poetischer Werke beschäftigen, deren Gegenstände weit aus der Gegenwart lagen, wie Amphitryon, Robert Guiscard, Penthesilea und ähn-

liche? Die Antwort wird jeder finden, den einmal ein schwerer Schicksalsschlag mitten im vielseitigen geistigen Leben überrascht hat. Entweder wirft der Schlag den Mann zu Boden und zerstört das geistige Leben, oder aber, es regen sich, wenn die erste Betäubung überwunden ist, alle Lebenskeime desto ungestümer in heftigem Drängen und Fluthen. Seinem Geist angemessen für das Vaterland arbeiten konnte er jetzt nicht, also mußte er sich zunächst von allen Schöpfungstrieben, die in seiner Seele gekeimt hatten, befreien, nicht etwa indem er sie vernichtete, sondern indem er sie ausgestaltete.

Nun komme ich zu den Gründen, weshalb unser Fragment des Robert Guiscard in diese Periode gehört.

Zuerst wird jeder beim Lesen des Fragmentes den Eindruck erhalten, daß diese zehn Auftritte das Reifste und Machtvollste sind, was Kleist geschaffen hat. Es ist nicht wahrscheinlich, daß ein Dichter in der Epoche jugendlicher Gährung das Beste erreicht hat, was ihm überhaupt gelungen. Immerhin ist dieser Grund nicht zwingend. Ein stärkerer kommt sogleich. Der Held des Fragments ist nicht der historische Guiscard, der auf der Fahrt nach Constantinopel erkrankt und genöthigt wird, sein Heer zu verlassen. Es ist vielmehr der Guiscard einer Lebensepoche, die sich nur in der Phantasie des Dichters begeben hat, ein Guiscard, der vor Constantinopel liegt und die Stadt berennt, dessen Heer auch nicht von Durazzo zu Lande, Albanien und Macedonien durchschneidend und von da die Meeresküste entlang marschirend, vor Byzanz gelangt ist, sondern auf einer Flotte durch die Dardanellen. Hier in dieser rein der Erfindung angehörigen Lebensepoche konnte der Dichter mit den Begebenheiten schalten und alle Hindernisse entfernen, welche der historische Lebenslauf der dramatischen Gestaltung entgegenstellte. Aber glaubt man wohl, daß ein jugendlicher Dichter, der eben die Bekanntschaft dieses anziehenden Stoffes gemacht, sogleich erkennt, daß dieser Stoff dramatisch zu verwerfen ist, ihn aber gleichwohl so ins Herz schließt, daß er den historischen Helden zum Mittelpunkt einer frei erfundenen Begebenheit macht? Spricht nicht vielmehr alles dafür, daß aus einem Stoff, dessen dramatische Unüberwindlichkeit den Dichter beinahe in Verzweiflung getrieben, die Hauptgestalt doch unaustilgbar in seiner Seele haftete und daher, nachdem er das dichterische Selbstvertrauen wieder gefunden, in einer ganz andern poetischen Kombination wieder auftauchte? Ein dritter Grund. Das Fragment des Guiscard, das wir kennen, sind die zehn ersten Auftritte der Tragödie und enthalten die Exposition des Stückes. Es ist eine Exposition, die völlig die Forderungen erfüllt, die Lessing in der hamburgi-

schen Dramaturgie aufgestellt, eine Exposition, die sich ruhig stellen kann neben jedes Meisterstück dieser Art. In einem Punkt scheint sie selbst ihre stolzesten Geschwister zu übertreffen. Ich kenne wenigstens keine andere Exposition, aus der man nicht nur, wie Lessing es fordert, die Motive und den Ausgang der Handlung, sondern beinahe den ganzen Bau des Stückes erkennen kann. Nun wohl: der Dichter, dem sein Stück so deutlich vor Augen steht, der verzweifelt nicht an der Ausführung, der hat vielleicht noch um die wirksamste Ausführung, doch nirgend mehr um die Komposition zu ringen. Aber gerade, weil diese nicht gelingen wollte, warf Kleist seinen ersten Guiscard ins Feuer.

An diesen drei Gründen lasse ich es jetzt genug sein. Ich habe später noch andere, die stärksten, anzuführen. An dieser Stelle habe ich mich zunächst mit einem verehrten Mitglied unserer Gesellschaft, Herrn Otto Brahm auseinanderzusetzen, der eine verdienstvolle Biographie Kleists verfaßt hat. Er behandelt auch unser Fragment, indem er aus der Exposition den Gang des Stückes zu erkennen sucht, ein Unternehmen, das ich soeben als vollkommen durchführbar bezeichnet habe. Aber meine Konstruktion weicht weit ab von der des Herrn Brahm, so sehr ich dieser das Lob des Scharfsinns und der Gewandtheit ertheile. Ich hoffe nicht, Herrn Brahm zu meiner Ansicht zu bekehren, obwohl ich ihn guten Gründen sehr wohl für zugänglich halte. Aber meine Ansicht bildet eine so mannigfaltig übereinander gestufte Konjekturenreihe, daß ich ihre Annahme einem Manne nicht zumuthen kann, der selbst eine scharfsinnige Konjektur gefunden hat. Ich bin zufrieden, wenn ich Herrn Brahm soviel Anerkennung meines Aufbaues einflößen sollte, als mir der seinige eingeflößt hat.

Ich berühre nachher die Ansicht des Herrn Brahm, wenn ich die Veranlassung erörtert habe, aus der sie entsprungen ist.

Seit dem Wallenstein wurde in dem Weimarischen Kreise die Möglichkeit viel besprochen, durch die Vereinigung der dramatischen Kunst des Sophokles und des Shakespeare den Gipfel des Dramas zu erreichen. Aus den Briefen, die Schiller, während Idee und Ausführung des Wallenstein in ihm reifte, an Goethe richtete, sehen wir, daß schon während dieser Arbeit jener Gipfel des Dramas ihm beständig vorgeschwebt hat. Einmal schreibt er ohne auf seine Beschäftigung mit dem Wallenstein Bezug zu nehmen, aber ersichtlich im engsten Zusammenhang mit ihr, er habe sich damit beschäftigt, einen Stoff zu finden, der von der Art des Königs Oedipus wäre und dem Dichter die nämlichen Vortheile verschaffte. „Diese Vortheile“, fährt er fort, „sind unermeßlich, wenn ich auch nur des einzigen erwähne, daß man die zusammen-

gesetzteste Handlung, welche der tragischen Form ganz widerstrebt, dabei zum Grunde legen kann, indem diese Handlung ja schon geschehen ist und mithin ganz jenseits der Tragödie fällt." Nachdem er die Vorzüge der Oedipusfabel noch weiter ausgeführt, schließt er allerdings mit den Worten: „Aber ich fürchte, der Oedipus ist seine eigene Gattung und es giebt keine zweite Species davon; das Orakel hat einen Antheil an der Tragödie, der schlechterdings durch nichts anderes zu ersetzen ist." Das Erstaunliche ist, daß Schiller sich nicht nur des einen Vortheils bemächtigt hat, die zusammengesetzteste Handlung, welche der tragischen Form ganz widerstrebt, als rückwärtsliegende Bedingung der Katastrophe zur Anschauung zu bringen, sondern auch des andern, von ihm selbst als unerreichbar bezeichneten Vortheiles, das Orakel zu ersetzen; dadurch nämlich, daß der Untergang des Helden durch Kräfte herbeigeführt wird, die der Zuschauer sieht, die nur der Held nicht sieht. Es ist die eigenthümliche Verblendung des Helden: durch den Sternenglauben verführt an die Möglichkeit zu denken, mit dem unzuverlässigsten Werkzeug die gewaltigste Umwälzung zu vollbringen.

In einem andern Briefe an Goethe aus dieser Zeit bewundert Schiller Richard III. als dasjenige Stück Shakspeares, das ihn am meisten an die griechische Tragödie erinnere. Als Gründe seiner Bewunderung führt er wiederum die hohe Nemesis, die Macht der Vergangenheit an, dann aber die Kunst, Symbole zu gebrauchen, wo die Natur nicht kann dargestellt werden.

Man sieht, bei Schiller handelte es sich ganz und gar nicht um eine Herübernahme der sittlichen Vorstellungen des griechischen Alterthums, sondern nur um die Rettung der großen ästhetischen Wirkungen. Indem er aber in der Herübernahme dieser ästhetischen Wirkungen sich immer weiter führen ließ, so daß er nicht nur die Unwissenheit des leidenden Helden entlehnte, welche das Leiden so viel erschütternder macht, sondern auch die Wirkung der leidenverhängenden Macht gleichzeitig auf den Helden und auf die ebenfalls unwissenden Zuschauer im Stück, da mußte er freilich mit dem Chor auch die Schicksalsidee herübernehmen, wie er in der Braut von Messina gethan hat.

Als Kleist seinen ersten Guiscardplan mit sich herumtrug, dachte er wohl an einen Wetteifer mit dem Wallenstein, aber in keiner Weise an eine Benutzung der antiken Schicksalsidee. Als er unter ganz andern persönlichen Voraussetzungen den zweiten Guiscardplan entwarf, kannte er das Experiment mit der Schicksalsidee, wie es von Schiller unternommen worden war, aber er nahm es in keiner Weise in seinen Plan auf, weil es seiner dichterischen Natur ganz widerstrebte.

Herr Brahm, zu dessen Auffassung ich nach dieser nothwendigen Zwischenbemerkung zurückkehre, ist der Meinung, Kleist habe seinem Guiscardplan die Schicksalsidee zu Grunde gelegt. Die Pest, welche im normännischen Lager vor Constantinopel ausgebrochen, soll das Symbol des Schicksals sein, das wegen vergangener Missethaten sich an Guiscards Fersen heftet, um ihn zu neuer Unthat zu treiben. Es wird in dem Fragment erzählt, daß Guiscard der Pest wegen sich entschließen will, ein verrätherisches Anerbieten vornehmer Griechen anzunehmen, das ihm die Stadt in die Hände spielen soll: um den Preis, daß er nicht seine Tochter, die verstoßene Kaiserin, sondern sich selbst auf den Kaiserthron setzt. Abälard, Guiscards Neffe, der dies erzählt, thut es mit dem Verdacht, daß über Guiscard der Ehrgeiz, sich selbst zum Kaiser zu machen, mächtig geworden sei. Ich weiß nun nicht, ob Herr Brahm dieses Motiv gelten lassen will, ob er also meint, daß die Noth der Pest nur den Entschluß des Ehrgeizes beschleunigt, oder ob er meint, daß sie einen Entschluß hervorruft, der der Seele Guiscards fremd war, der ihm aber die Strafe wegen früherer Missethat durch neue schwere Verwicklung und Verschuldung auf das Haupt zieht. Der letztere Vorgang würde die Schicksalsidee reiner ausdrücken. Wie das Leben Guiscards, nachdem er sich zum Kaiser gemacht, sich weiter entwickelt, führt Herr Brahm nicht aus, sondern deutet nur an, daß die Exposition, die wir besitzen, die Konflikte mit seinen eigenen Kindern und mit seinem Neffen bereit hält.

Ich habe gegen diese Vermuthung des Herrn Brahm zwei Gründe. Der erste Grund ist, daß in Kleists dichterischer Werkstatt kein Werkzeug sich so fremd ausnimmt, wie die Schicksalsidee. Unter Kleists dichterischen Eigenschaften ist für mich die eigenthümlichste und stärkste die Kraft und der Drang, die Handlungen seiner Helden bis in die feinste psychologische Wurzel zu verfolgen, hierauf aber, wenn auch unter bittern Schmerzen, diese Wurzeln auszureißen, also wenn man es so bezeichnen will, das innere Schicksal zu überwinden, das äußere Schicksal auszuschließen.

Viel stärker ist aber mein zweiter Grund. Er liegt in dem unwiderstehlichen sinnlichen Eindruck, den die Schilderung der Krankheit Guiscards macht, daß es eine Krankheit zum Tode ist. Ich glaube, Kleist hat darin wie alle großen Dichter empfunden, daß nichts der wahren Wirkung der Poesie so zuwider ist, wie eine vergebliche Angst, die man dem Zuschauer und Hörer einflößt; dem eigenthümlichen Wahrheitsgefühl, das Kleist beseelte, hätte dieses Verfahren besonders widerstrebt.

Wenn nun also Guiscard im Anfang des Dramas stirbt, so kann nur der todte Guiscard der Held des folgenden Dramas sein, und ich glaube, daß dies eine echt Kleistsche Idee ist, zum Helden einer Tragödie einen Leichnam zu machen. Unser Dichter liebte das Seltsame, aber nicht wie die Romantiker, um aus Ohnmacht oder Eitelkeit in dem Widerspruch zu verharren, sondern um ihn zu lösen.

Ich habe nun, h. H., noch eine dreifache Aufgabe vor mir. Erstlich: zu entwickeln, aus welchem Seelenvorgang im Kleist der zweite Guiscardplan entsprungen ist. Zweitens: zu erklären, warum die Ausführung Fragment geblieben. Drittens: darzulegen, wie die Tragödie vor dem Auge des Dichters gestanden hat.

Herb ist des Lebens innerster Kern: diesen Spruch hatte Anagke über Kleists Dämon verhängt. Er war nicht, was die Griechen einen Eukolos nannten, eigentlich einen Wohlspeisenden, das ist ein Mensch, der die Begegnisse des Lebens leicht und siegreich verarbeitet. Auf ihn drangen sie schwer und feindlich ein, die Hülle erschien ihm stets abstoßend. Und doch hatte er das tiefste Verlangen, auf dem Grund der Hülle das Edle und Schöne zu finden. Als er die Kantische Philosophie kennen lernte, geriet er in einen Zustand der Verzweiflung, daß die Welt nichts als eine Spieglung des Subjekts sein solle. Dieselbe Entdeckung erfüllte den Genius Schillers mit dem glücklichsten und stolzesten Selbstvertrauen. Kleist suchte nach dem Licht, das sein Inneres erhellen sollte, und sah mit Jammer die Hoffnung verschwinden, es in der Welt zu finden. Schiller war begeistert, daß die Welt dem innern Licht unterworfen sei. Kleist besaß zwei Gaben, die ihn zum Dramatiker befähigten: die Gabe individuelle Menschen anzuschauen, und die noch bedeutendere Gabe, diese Menschen mit ihrer ganzen Individualität erzittern zu lassen. Aber das Licht, das diese Menschen umfließt und worin sie wandeln, konnte er nicht finden. So entwickelte seine Dichterkraft sich mit einer starken Originalität und doch nicht in völliger Selbständigkeit. Die Gebilde der großen Dichter, die er kennen lernte, regten seine Produktivität antithetisch an. Als er die Tragödie der Liebe, Romeo und Julia kennen gelernt, entsprang in seiner Seele die Tragödie des Hasses, aber er rang danach, den Haß sich zerstören zu lassen, nicht etwa bloß das Dasein seiner Träger, sondern die Empfindung selbst. Es gelang ihm nicht, diesen Prozeß glaubhaft durchzuführen. Dann ergriff ihn Schillers Genius. Er wollte in dem ersten Guiscardplan mit dem Wallenstein wetteifern und mußte den Plan aufgeben. Von nun an jedoch schafft er mit Ausnahme der Penthesilea, die seiner Eigenart allein entspringt, nur Gegenstücke. Er

schafft den Amphitryon des Molière um, die übrigen Dramen sind durch den Genius Schillers angeregt. Diesem Gewaltigen wollte er es gleich thun, womöglich ihn übertreffen. Aber nicht Neid oder vorlaute Eitelkeit trieb ihn an, sondern das berechtigte Verlangen eines Dichters, der seinen Genius fühlte, einmal dem Großen gegenüber, der die Welt fortriß, sagen zu dürfen: anch' io son pittore! Man wird diese Thatsache leicht verkennen, wenn man vergißt, daß die Gebilde, die in den Geist Kleists eindrangen, um daraus als eigenartige Gebilde wieder hervorzugehen, die vollständigste Wandlung erleiden mußten. Zum Nachahmer war seine Natur zu reich und stark, zum selbständigen Schöpfer aber fehlten ihm einige Elemente der geistigen Welt. Ich finde, daß das Käthchen von Heilbronn aus dem Bedürfniß entsprungen ist, ein Gegenstück der Jungfrau von Orleans hinzustellen, die Naivität des jungfräulichen Heldensinns, der sich nicht mühelos gleich einem Engel wie bei Schiller zu den guten Kräften aufschwingt, sondern der, beständig zurückgestoßen, zu ihnen hindurchdringt. Ebenso ist der Charakter des Hermann das Gegenstück zum Tell: dort der Meister, der alles beginnt und beherrscht, der in seinem Thun das Schicksal ist, und hier der kindlich reine Mensch, den das Schicksal aus seiner Harmlosigkeit mit der Geißel der Verfolgung herausschrecken muß. Ein einziges Mal hat Kleist eine Figur geschaffen, deren Charakterzug nicht der Gegensatz, sondern die Verwandtschaft mit dem Schillerschen Vorbild ist. Wer findet in dem Prinzen von Homburg nicht die Züge des Max Piccolomini?

Das Drama Robert Guiscard in seiner zweiten Gestalt ist entsprungen aus dem Eindruck der Braut von Messina. Wer glaubt wohl, daß Kleist auf die Idee gekommen wäre, den Chor unter die dramatischen Personen aufzunehmen, ohne das Vorbild der Braut von Messina? Unter dem Chor ist nicht schon die sprechende Masse zu verstehn, sondern erst die Masse, welche, anders als bei Shakespeare, durch das Metrum in die Aristokratie der Handelnden aufgenommen wird. Hier nun erhalte ich beinahe einen exakten Beweis, daß die Exposition des Guiscard, die wir besitzen, erst in Kleists Wanderjahren entstanden sein kann. Im Frühjahr 1803 verbrannte Kleist in Paris den Guiscard, an dem er seit dem Herbst 1802 gearbeitet; am 19. März 1803 wurde die Braut von Messina zum ersten Mal in Weimar gegeben. Schwerlich hat Kleist, der damals gerade dem Hause Wielands entflohen war, die neue Schöpfung Schillers alsbald kennen gelernt. Sicherlich hat sie keinen Einfluß gehabt auf den Entwurf, den er bald darauf in Paris verbrannte.

Wenn aber jemand glaublich finden will, daß Kleist unabhängig von Schiller und vor ihm die Einführung des Chors versucht habe, so steht dieser Annahme noch ein besonderer Umstand entgegen. Man kann sich denken, daß ein Dichter auf einen solchen Gedanken kommt, wenn das neue dramatische Glied organisch aus dem Stoff erwächst. Kann man nun sagen, daß in unserm Guiscardfragment der Chor, den das Volk bildet, durch den Stoff gefordert wird? Im Gegentheil, es ist höchst befremdend, daß bei der Belagerung einer großen Stadt die Belagerer sollen Greise, Weiber, Kinder, sogar Braut und Bräutigam mitgenommen haben. Aus diesen Personen aber besteht der Chor. Führt das nicht auf den Gedanken, daß Kleist, erfüllt von dem Bedürfniß, die Person des Chors auf seine eigenthümliche Art zu gestalten, den Chor dahin brachte, wo er nach der Natur der Dinge nicht sein konnte? Warum begnügte er sich nicht mit dem Chor der Krieger? Wahrscheinlich darum, weil er einen Chor haben wollte, der sein eigenes Wohl und Wehe geltend macht, ein Wohl und Wehe, das auf das Benehmen der Herrschenden Einfluß fordert. Wahrscheinlich hatte Kleist kein Gefallen an den Ritterchören der Braut von Messina, die als Krieger dem Geheiß der Herren folgen, ob es auf Kampf oder auf Versöhnung lautet, denen also nicht ihr eigenes Schicksal starke Empfindungen entlockt, sondern in denen das Schicksal der Herren begleitende Betrachtungen hervorruft. Dies ist für mich ein Beweis, daß die Dichtung aus dem Verlangen einer wahrhaft dramatischen Gestaltung des Chors entsprungen ist, nicht aber der Chor aus dem Bedürfniß dieses Stoffes. Dieses Verlangen nach einer dramatischen Gestaltung des Chors kann aber nicht selbständig entstanden sein, kann nur durch ein theils zur Nacheiferung, theils zur Verbesserung anreizendes Vorbild entstanden sein.

Ich komme nun wieder auf die Braut von Messina zu sprechen, das Stück, welches uns am 23. Oktober durch Herrn Professor Bellermann in so ausgezeichneter Weise erläutert worden ist. In gewissem Sinn ist schon Schillers Stück aus der Einführung des Chors hervorgewachsen. Um diese glänzenden Reflexionen, um diese erschütternde Mitleidenschaft mit einem großen, aber fremden Schicksal hervorzurufen, brauchte der Dichter einen in kurzer Zeit rasch mit gewaltigen Schlägen sich entladenden Vorgang, brauchte er einen einheitlichen Ort. Denn der Chor muß eine wenn auch in sich gegensätzliche, doch dem Element nach identische Kollektivperson darstellen, nicht eine Mehrheit von solchen Personen. In der Mannigfaltigkeit würde er seine Würde und die tiefe Resonanz verlieren, welche nur erklingt, wenn der nämliche

Chor Zeuge der ganzen Handlung ist. Kleist ist auch darin weitergegangen, er wollte einen normännischen und einen griechischen Chor und für beide eigene Situationen. Um seinen Eindruck auf den Chor zu erreichen, brauchte dagegen Schiller in einer einheitlichen Person den Brennpunkt, auf den die Schicksalsschläge sich entladen. Dieser einheitliche Brennpunkt der Tragödie ist die fürstliche Mutter Donna Isabella. Herr Bellermann hat uns nun mit einer unvergleichlichen Feinheit und Schärfe den Unterschied zweier Formen der Tragödie dargelegt: der einen, wo die Göttermacht mit der Hybris des unwissenden Sterblichen spielt, den sie von Frevel zu Frevel treibt, ohne daß er es weiß und will, zu Freveln, die plötzlich gegen den Unwissenden aufstehen; der anderen, wo die Sterblichen wissend und wollend freveln unter dem Antrieb einer durch den Götterfluch in ihnen entfesselten Naturgewalt. Die letzte Form wollte Herr Bellermann nicht als eine bereits dem antiken Drama angehörige anerkennen, sondern aus einem Mißgriff Schillers erklären. Doch gab er zu, so viel ich mich erinnere, daß Goethe in seiner Iphigenie die Tantalidenfabel als eine Erscheinung des Erbfluchs aufgefaßt hat:

> Es schmiedete der Gott um ihre Stirn
> Ein ehern Band.

Indessen liegt in Goethes Iphigenie die Wirkung des Erbfluchs vor dem Drama, der Inhalt des Dramas ist gerade die Aufhebung dieser Wirkung.

Herr Bellermann hat nun gezeigt, wie die Wirkung des Erbfluches als dramatische Gegenwart unpoetisch ist, weil sie die Wirkungen des Götterwillens und die Wirkungen der menschlichen Freiheit durcheinander mischt. Das kann nur so geschehen, daß die beiden Wirkungen sich gegenseitig herabdrücken, wenn nicht gar aufheben.

In der Braut von Messina ist die Hauptperson, der Brennpunkt, wie ich sagte, Donna Isabella. Sie hat versucht, den Götterspruch, der sich im Orakel kund gethan, zu nichte zu machen, und wird um so schrecklicher von ihm getroffen. Das ist die Auffassung der Göttermacht, wie im Oedipus. Die Söhne aber, die ihr das Unglück bereiten, was sind sie? Sie sind nicht bloße Marionetten des Schicksals, sie gehen den Weg des Schicksals, geleitet von ihrem eigenen Naturell, wobei sie das Unrecht dieses Weges sehr wohl erkennen. Sie wandeln also nicht als Blinde, als unwissend Irregeleitete. Aber das Böse, das sie aus ihrer eigenen Natur hinzuthun, entfremdet ihnen unsere Theilnahme, raubt ihnen das Mitleid, das wir empfinden würden, wenn sie unschuldige Werkzeuge des Schicksals wären. Andrerseits fehlt ihrem Handeln die geistige Selbständigkeit, welche, mit geistiger Kraft ver-

bunden, uns an den Anblick des Bösen fesseln kann. Diese Brüder stehen bloß unter der Heftigkeit ihres Naturells und werden dadurch dem Betrachter gleichgültig. Man ist zuweilen versucht, der vom Schmerz gefolterten Isabella zuzurufen: unglückliche Mutter, tröste Dich doch, daß Du so ungerathener Söhne ledig bist!

Heinrich von Kleist nun stand unter dem Eindruck der so gewaltig sich entladenden Katastrophe. Er wollte den Chor, aber in eigener Bedrängniß, er wollte den Chor in einer gefährlichen Situation, aufs äußerste gesteigert durch den Fürstenzwist. Nun regte sich die Antithese weiter in ihm. Wenn in der Braut von Messina ein Ahnherr durch seinen Fluch die Enkel ins Verderben stürzt, so wollte er einen Ahnherrn, der die Folgen des Frevels, den die Nachkommen allein verschulden, von dem Chor, d. h. von dem Volke abwendet. Da bot sich ihm jene Gestalt, die seiner Phantasie so teuer geworden, die er nur mit bitterm Schmerz aus ihrem Bereich entlassen hatte. Er nahm den Guiscard, aber den todten Guiscard, das entsprach zugleich seinem Hang zum Romantischen, das heißt hier nichts anderes als zum Wunderbaren. Konnte die Situation, die er suchte, nicht sehr natürlich entstehen, wenn Guiscard am Ziele seines Planes der Eroberung von Constantinopel gedacht wurde, aber zugleich auf den Ruf des Todes sein Volk und Heer im fremden Volk und Reich verlassen mußte? Hier tritt nun zur Schärfung der Gefahr der Fürstenzwist ein, wie in der Braut von Messina. Der Heldenzauber, der von Guiscards Leiche ausgeht, reicht nicht hin, den Zwist zu beschwichtigen.

Die Frauengestalt, die unter dem Zwist der Fürsten leidet, ist nicht die Mutter, sondern des Einen Schwester, des Andern Braut; sie bricht auch nicht unter den Folgen des Zwistes zusammen, sondern sie weiß den Zauber des todten Helden zur Rettung des Volkes zu lenken.

So ist im Drama Kleists alles in das Gegentheil des Vorbildes verwandelt, alle Elemente bis auf eines: die ungerathenen Prinzen hat Kleist herübergenommen. Er konnte freilich nicht anders. Hätte er in ihnen das große Böse verkörpert, so konnte er den siegreichen Schatten Guiscards nicht zum Mittelpunkt des Stückes machen, nicht die Klugheit seiner Tochter Helene den Schatten der Frevler auslöschen lassen. Aber böse mußten die Prinzen sein, um muthwillig eine große Gefahr heraufzubeschwören in einer Situation, wo alles zur Besonnenheit und Ueberwindung selbstischer Gelüste mahnte. Er konnte sie also nur gebrauchen, wie die Franzosen sagen: comme médiocres scélérats. Solche Figuren kann ein Dichter nöthig finden, aber die Poesie findet sie überall

verwerflich und sagt dem Dichter: wenn Du dergleichen brauchst, so wirf Deinen ganzen Vorwurf weg.

Für Schiller lag es nahe, den Fehler seiner Prinzen zu verdecken, indem er sie von erhabenen Gedanken und zärtlichen Empfindungen überströmen läßt. Das Uebel wird aber dadurch nicht besser. Unser Kleist nun konnte nach seiner ganzen Natur in diesen Fehler nicht verfallen. Er schuf zwei Canaillen, an denen man nicht den kleinsten Tugendfehler entdecken wird. Er kann heute Kritiker finden, die ihn für diesen „Realismus" loben. Aber er hat sein Stück damit todtgeschlagen. Man erkennt übrigens die Schillerschen Typen noch deutlich heraus. Cäsar-Robert ist der brutale Egoist, der wie ein wildes Thier um sich schlägt; Manuel-Abälard ist der schön geformte, weichliche Egoist, der in seiner Haltlosigkeit so sehr alle Rücksichten vergißt, daß er noch mehr Unheil anrichtet, als der wilde Vetter.

Ich frage jetzt, warum ist dieses Stück nicht vollendet worden? Mit dieser Antwort können wir uns kurz fassen.

Wenn der erste Guiscard ins Feuer wanderte, weil die innern Hindernisse unüberwindlich waren, so wurde der zweite nicht vollendet einzig und allein in Folge äußerer Hindernisse. Kleists pekuniäre Lage gestaltete sich immer schwieriger, zugleich aber schien die von Oesterreich für das Jahr 1809 vorbereitete Erhebung die Rettung des Vaterlandes zu versprechen und zugleich die Rettung Kleists, wenn er zum Mithelfer der ersteren wurde. Danach strebte er, in diesem Sinn schrieb er die Hermannschlacht und schickte sie zur Aufführung nach Wien; um Mithelfer zu werden, ging er selbst ins österreichische Lager. Die Hermannschlacht wurde zurückgewiesen, das österreichische Heer wiederum besiegt. Todtkrank verschwand Kleist in ein Kloster zu Prag. Endlich wieder hergestellt, wandte er sich nochmals nach Berlin. Abermals sollte ein patriotisches Stück ihm den Weg zu einem sich verjüngenden Staate bahnen. Das Stück war der Prinz von Homburg. Es fand in den entscheidenden Kreisen keinen Anklang, die Pforte des Staates blieb verschlossen, dem Dichter blieb nur der Tod. Aber ich bin überzeugt, wäre Kleist durch eine rettende Hand seiner Bedrängniß entrissen worden, so hätte er früher oder später den Guiscard vollendet. Keins seiner Stücke war so sicher in den Anfängen vorgezeichnet, keines hätte sich so organisch aus der Grundlage entwickelt.

Ich habe nun meiner Skizze des Guiscard, wie er im Geiste des Dichters vollendet war, nur eine kurze Mittheilung über mein Verfahren vorauszuschicken. Das Personenverzeichniß, welches dem Fragment voransteht, enthält natürlich nur die Personen des Fragments. In

dem Fragment sind aber alle Personen, die später auftreten, bis auf eine, schon erwähnt. Die erwähnten Personen sind die vornehmen Byzantiner oder Griechenfürsten, wie Kleist sie nennt, Nessus und Loxias. Ferner der Leibarzt des Herzogs Jeronimus. Unerwähnt ist eine Person deshalb geblieben, weil sie erst spät und überraschend in die Handlung eingreift. Es ist das Mädchen, um das die schon verfeindeten Fürsten sich tödtlich entzwein. Nennen wir um der Antithese willen die unschuldige Zwietrachtstifterin Irene. Außerdem sind nur noch einige höhere Statisten nöthig.

Die Beziehungen mannigfaltiger Blutsverwandtschaft des historischen Guiscard hat Kleist vereinfacht und verändert. Von seinen sechs Söhnen aus zwei Ehen und von verschiedenen Brüdern und Neffen läßt er ihm nur einen Sohn und einen Neffen. Eine Gemahlin Cäcilie hat er nicht gehabt. Die erste Gemahlin, von der er sich trennte, hieß Albergade. Die zweite, eine longobardische Fürstentochter, hieß Gaita. Diese war eine heroische Frau, die wohl einmal, ins Streitgewühl gerathen, die Kämpfer anfeuerte. Einen solchen Charakter konnte der Dichter nicht gebrauchen, er brauchte nur in seinem Orchester eine klagende Oboe zu dem Thema des sterbenden Guiscard.

Noch freier ist Kleist mit dem byzantinischen Verhältnissen umgegangen. Guiscards Tochter war nie Kaiserin von Byzanz. Sie war einem Sohn des Kaisers Michael Duka verlobt. Dieser Kaiser wurde entthront und sammt dem Kronprinzenpaar in ein Kloster gesteckt. Der historische Guiscard gründete seine Bekriegung von Byzanz nicht auf die Ansprüche seiner Tochter, sondern auf den Anspruch des Michael Duka. Er ließ in Apulien einen Mönch als diesen Michael Duka auftreten, der aber gar nicht der echte Kaiser war. Der an Michael Dukas Stelle auf den Thron gesetzte Kaiser zeigte sich undankbar gegen den Feldherrn, dem er alles verdankte, so daß dieser, Alexius Comnenes, um seiner Sicherheit willen den undankbaren Inhaber vom Thron verstoßen mußte. Kleist stellt die Lage so dar, als sei Guiscards Tochter auf dem Thron Wittwe und dann von Alexius Comnenes sammt ihren zwei unmündigen Söhnen verstoßen worden. Um diese Empörung verständlich zu machen, wie es das Drama fordert, wird man zu der Fiktion greifen müssen, daß Helenens verstorbener Gemahl auf sich und seine Anhänger, deren natürliches Haupt nach seinem Tode die Gemahlin war, einen besonderen Haß geladen.

Kleist deutet diese Verhältnisse in Anmerkungen an, die er für nöthig hielt, um das Fragment trotz der fehlenden Fortsetzung verständlich zu machen. Durch die apodiktische Form dieser Anmerkungen

kann man zu dem Glauben verleitet werden, daß die historischen Verhältnisse dargeboten werden. Kleist deutet aber nur die fingirten Verhältnisse an, die er zu seinem Drama brauchen wollte.

Robert Guiscard.

Akt I.

10.

Mit dem 10. Auftritt des ersten Aktes bricht das Fragment ab, aber nicht mit dem vollendeten Auftritt, dessen Schluß vielmehr wie das ganze folgende Stück zu ergänzen ist.

Nachdem der Greis die flehende Bitte an Guiscard gerichtet, die Normänner nach Italien zurückzuführen, erhebt sich Guiscard, dessen wiederkehrende Hinfälligkeit soeben die Herzogin, seine Gemahlin, bis zur Ohnmacht erschreckt hatte, mit übermenschlicher Anstrengung in voller Majestät. Er kündigt dem Greis an, daß er, der Herzog, unverzüglich dem Sturm auf Constantinopel befehlen wird, daß dort noch heute die Normänner als Sieger einziehen werden. Guiscard fügt hinzu, daß er selbst sich die griechische Kaiserkrone aufsetzen, seinem Sohn Robert aber die Herzogskrone von Apulien abtreten werde. Mit Robert könnten dann alle Normänner zurückkehren, die sich nach der Heimath sehnen. Den mit Guiscard in Byzanz weilenden aber würde die Pest nicht auf dem Fuße folgen, die ein Erzeugniß des Sumpflandes der Meeresküste sei. Von Staunen und Ehrfurcht erfüllt, zieht sich der Greis zurück.

11.

Nunmehr winkt Guiscard den Abälard herbei, dem er im vorigen Auftritt befohlen, lautlos hinter ihm zu stehen. Dem Neffen eröffnet Guiscard, daß er nur noch wenige Tage zu leben habe. Um Abälards willen hat Guiscard den Sturm beschleunigt und das Anerbieten vornehmer Byzantiner angenommen, den Stürmenden ein Thor der Stadt unvertheidigt zu überliefern. Denn Guiscards Absicht ist, den Abälard als künftigen Gemahl seiner Tochter und als Thronerben zu proklamiren, während er den Robert mit dem größten Theil der Normänner als deren Herzog nach Apulien zurücksenden will. Guiscard warnt den Abälard, die Byzantiner, welche ihm, dem Guiscard, das Kaiserszepter von Byzanz aufdringen, als gemeine Verräther zu betrachten. Es sind vielmehr staatskluge und in ihrer Art patriotische Männer, welche erkennen, daß gegen die Usurpation des Alexius Komnenes, welcher Guiscards Tochter, die verwittwete Kaiserin Helene, vertrieben, diese niemals

allein sich behaupten wird, ohne die fortdauerdne Stütze der Normänner. Guiscards Hoffnung ist nun, daß nach seinem baldigen Tode, wenn Abälard als Kronprinz proklamirt ist, die Byzantiner diesen als Kaiser annehmen werden, wenn er sich auf eine tapfere, normännische Leibwache stützen kann. Die Verlobung des Abälard mit der verwittweten Kaiserin ist in Byzanz noch unbekannt und überhaupt nicht öffentlich erklärt, sondern Familiengeheimniß, dies ist nothwendig, weil Helene, wenn sie in der Verbannung sich vermählen wollte, damit ihrer Ansprüche verlustig gehen könnte.

Während dieser Eröffnung ist Guiscard wieder erschöpft auf die Heerpauke niedergesunken, die ihm zum Sitz dient. Abälard ist von Guiscards Weisheit und Liebe gerührt und begeistert. Dieser befiehlt nunmehr, die Häupter des Heeres zusammenzurufen.

12.

Guiscard giebt den Häuptern die Anweisung zum Sturm, der sofort beginnen soll. Dem Abälard wird laut der Befehl ertheilt, welche Zinne er erklettern soll. Heimlich sagt ihm Guiscard, daß er hinter der Zinne ein unvertheidigtes Thor finden wird. Dann befiehlt Guiscard, eine Tragbahre herbeizuschaffen und ihn nach einem näher vor der Stadt liegenden Hügel zu bringen, von wo er den Sturm leiten will.

13.

Die Scene hat sich verändert, der Zuschauer sieht vor sich die Stadt Constantinopel und die herandringenden Schaaren der Normänner. Im Vordergrund der Bühne befindet sich ein Hügel, auf einer Tragbahre ruht Guiscard von einigen Rittern umgeben. Er ist nicht mehr im Stande, Befehle zu ertheilen, aber er läßt sich von einem Ritter über den Gang des Sturmes berichten. Er horcht auf, als er hört, daß Abälard eine Zinne erstiegen und seine Fahne aufgepflanzt hat, während Robert an anderer Stelle nicht vorwärts kommt. Bald bedecken sich die Zinnen mit normännischen Fahnen, weil die Normänner, nachdem sie an einer Stelle in die Stadt gedrungen, den Vertheidigern in den Rücken fallen. Als Guiscard dies hört, befiehlt er, ihn vor das Hauptthor der eroberten Stadt zu tragen und eben dahin sein Schlachtpferd zu führen. Er will es besteigen und als Eroberer in die Stadt einziehen. Als er den Befehl ertheilt hat, sinkt er todt auf die Bahre zurück. Während der Abend hereinbricht tragen die Ritter schweigend und traurig den Helden nach dem Kaiserpalast, in den er als Herrscher einziehen wollte.

Akt II.

1.

Ein Gemach des Kaiserpalastes zu Byzanz betreten Robert und Abälard mit ihren Rittern. Erschreckt theilen sie sich die Kunde mit, daß Guiscard als Leiche ankommen wird. Vom Fenster des Gemachs erblicken sie alsbald auf dem Palasthof die Bahre mit dem Todten. Sie befehlen, den Leichnam in das Gemach zu bringen, wo sich alsbald auch Helene, die Herzogin und der Leibarzt einfinden. Die Herzogin bricht zusammen und wird hinweggeführt, aber nachdem die Leiche auf einen Sessel niedergelassen worden, kümmert sich von den Familiengliedern in der allgemeinen Bestürzung eine Zeit lang niemand um dieselbe. Nur der Leibarzt betrachtet sie mit hoffnungslosem Blick. Das Haupt sinkt auf die Brust, die Arme über die Stuhllehne herab. In der Familie aber entsteht der heftigste Zwist. Robert will sich sofort zum Kaiser ausrufen lassen, Abälard und Helene sprechen ihm das Recht dazu ab, der erste voll empörter Leidenschaft, die zweite mit Würde und Hoheit. Im Getöse der zornigen Worte bemerken die Streitenden, wie die Augen des Gefolges sich auf den Leichnam heften. Bald lagert sich stummes Erstarren über alle Anwesenden. Der zusammengesunkene Leichnam hat sich im Sessel aufgerichtet, das starre Auge scheint jeden anzublicken, bald finster drohend, bald kummervoll. Da erhebt Helene nochmals ihre Stimme zu Robert, es sei des verstorbenen Wille gewesen, daß Abälard die Krone von Byzanz, Robert die Krone von Apulien erhalte. Robert ist bereit, sich zu fügen. Helene aber bemerkt, daß es nicht angehe, sie und ihren Verlobten sogleich als Kaiserpaar auszurufen, weil damit die Verbündeten getäuscht würden, denen die Eroberung der Stadt verdankt wird. In dieser Verlegenheit tritt der Leibarzt hervor und erklärt, daß seine Kunst im Stande sei, den Leichnam durch einen kunstreichen Balsam längere Zeit in einem Zustand zu erhalten, der die Täuschung des Lebens hervorbringen kann. Darauf wird beschlossen, daß der Leichnam nach der Sophienkirche geführt, dort gekrönt werden und so lange für lebend ausgegeben werden soll, bis man den Tod des Kaisers verkünden und dem unterdeß zum Kronprinzen proklamirten Abälard die Nachfolge übergeben kann. Man trennt sich in der schweren Lage, deren man Herr zu werden glaubt, erleichtert. Nur Robert richtet an Abälard die höhnische Frage, was er zu thun gedenke, wenn die Großen von Byzanz den Kaiser zu sprechen und seine unmittelbaren Befehle zu empfangen begehren. Abälard erwidert, daß man Krankheit des Kaisers

vorschützen könne mit dem Hinzufügen, daß Abälard mit der Stellvertretung beauftragt sei.

2.

In früher Morgenstunde treffen Robert und Abälard in einem andern Zimmer des Palastes zusammen. Sie äußern ihr Erstaunen, wie es dem Arzt gelungen sei, der Leiche den Schein des Lebens einzuflößen. Es wird der bereits erwogene Plan ausgesprochen, die Leiche, mit prachtvollen Gewändern angethan, unter einem Baldachin nur durch wenige Straßen nach der Kirche zu führen. Die Normänner wollen den Akt der Krönung als Folge ihres Eroberrechtes behandeln; damit soll begründet werden, daß kein Byzantiner in die Nähe des Kaisers kommen darf. Die Prinzen selbst wollen ihn stützen, wenn er sich anscheinend aus dem Sessel erhebt, ihn mit dem Schwert umgürten, ihm das Diadem anlegen. Abälard fügt hinzu, daß alle normännischen Streiter um Palast und Kirche zusammengedrängt sind. Im Palast sollen sie auch mehrere Tage lang ihr Lager finden. Selbst Prunkgemächer sind den Rittern eingeräumt, und die Kaiserin Helene hat ihren Wohnsitz in einem andern Palast nehmen müssen und hat die vom Schreck getödtetete Herzogin mit sich geführt.

3.

Auf einer Straße von Constantinopel erwartet das Volk den Krönungszug, jedoch mürrisch und abgeneigt, weil man mit dem Vollzug der Krönung durch die Normänner allein unzufrieden ist. Unter Vortritt und Nachfolge zahlreicher Krieger wird der Baldachin nach der Kirche getragen, nur von seltenen und schwachen Jubelrufen begleitet. Zunächst hinter dem Baldachin schreiten die Prinzen. Das Auge Roberts fällt auf den Altan eines Palastes, wo unter den Zuschauern sich die hohe Schönheit einer vornehmen Griechin hervorhebt. Er sendet sogleich einen Ritter, um sich nach den Bewohnern und Gästen des Hauses zu erkundigen.

Akt III.

1.

Die Krönung ist vorüber, der Leichnam mit Schwert und Diadem in den Thronsaal des Palastes gebracht. Abälard mit seinen Rittern hat die Nachtwache übernommen. Sorgenvoll empfängt er die Botschaft seiner Freunde Nessus und Loxias, daß die byzantinischen Großen am folgenden Tag dem Kaiser ihre Ehrerbietung bezeigen und seine Befehle vernehmen wollen, daß dieser Akt unaufschieblich sei. Müdig-

keit überfällt ihn. Er heißt die Ritter sich des Schlafes erwehren, dem er sich, mehr wie die andern angestrengt, auf kurze Zeit überlassen will. Er betet zum Kruzifix, ihm weisen Rath zu senden. Während es im Saal völlig dunkel wird, widerstehn auch die Ritter dem Schlaf nicht. Da tritt Robert in den Saal. Auch er hat vernommen, daß die byzantinischen Großen, empört über die Art, wie die Krönung sich vollzogen, entschlossen sind, sich den Anblick des Kaisers keinen Augenblick länger rauben zu lassen. Robert ist entschlossen, unter sie zu treten, ihnen das Geheimniß des todten Kaisers zu eröffnen, aber auch, daß der Wille des Verstorbenen ihn zum Nachfolger bestellt. Er will dem Leichnam das Schwert rauben und mit demselben, sagend, daß er es von des Kaisers Hand empfangen, unter die Großen treten. Ueber Abälard äußert er sich verächtlich und verspottet den Gedanken, sein gegebenes Wort zu halten und dem Abälard eine Stütze zu bleiben. Als er sich dem Throne nähert, um das Schwert aus des Todten Hand zu reißen, da fliegt der Stahl aus der Scheide und der Leichnam schwingt den bewaffneten Arm. Robert tritt scheu zurück, aber sogleich erwacht seine wilde Frechheit; höhnisch ruft er dem Leichnam zu: Du kannst im Zwielicht der Nacht meine Nerven schrecken, wenn Du lebst, so zeige es morgen vor allem Volke von Byzanz. In der Erregung der Leidenschaft entringt sich ihm das Bekenntniß, daß jenes schöne Mädchen auf dem Altan des Loxias Tochter ist und ihm den unbezwinglichen Vorsatz eingeflößt, sie neben sich auf den Thron zu erheben. Er beschließt, sogleich in des Loxias Haus zu eilen, ihm den Tod des Guiscard anzukündigen, zugleich aber seinen Vorsatz, den Thron zu besteigen und des Loxias Tochter zu Kaiserin zu erheben.

So schreitet er aus dem Saal. Unterdeß ist der Morgen angebrochen und Abälard erwacht. Mit Staunen sieht er des todten Guiscard erhobenen Arm und entblößtes Schwert, von dem Strahl der Morgensonne vergoldet. Er erkennt darin die Aufforderung, sich nun zum höchsten Muthe aufzuraffen. Er beschließt, sofort zu Nessus, dem andern Verbündeten zu eilen, diesem Guiscards Tod zu eröffnen und die Nothwendigkeit seiner eigenen Thronbesteigung, da er der von Guiscard betraute Thronerbe sei.

2.

In einem Prunksaal im Palaste des Loxias ist seine Tochter Irene mit Dienerinnen beschäftigt, den Saal zu ordnen, weil dort die Großen von Byzanz sich bald versammeln wollen, um im Kaiserpalast die Audienz des Guiscard zu verlangen. Während die Dienerinnen die Anweisungen der Herrin befolgen, spricht sie mit einer derselben über

den Krönungszug vom vorigen Tag, über die Prinzen, die hinter dem Kaiserbaldachin geschritten und von denen einer den tiefsten Eindruck auf sie gemacht. Die Dienerin hat längst aus eigener Neugierde die Namen der Prinzen erforscht, aus ihrer Beschreibung erfährt Irene, daß der Name dessen, der ihr Herz gewonnen, Abälard ist.

Loxias tritt in den Saal zu seiner Tochter, um sich von den Anstalten zu überzeugen, als Robert bei ihm gemeldet wird. Irene, die erbebt war, als ein normännischer Prinz gemeldet wurde, geht gleichgültig hinaus, als sie den Namen vernommen. Nun trägt Robert stürmisch vor, daß Guiscard todt sei, daß er sein Sohn und Erbe, daß er Loxias zum Vater begehre. Der vorsichtige Byzantiner giebt höflich kund, daß er sich geehrt fühle, erklärt aber, daß jedem Schritt von seiner Seite die Gegenwart der byzantinischen Großen an der Leiche des Guiscard vorausgehen müsse. Robert erklärt sich nach einigen Einwendungen bereit, die Großen des Reichs an der Leiche Guiscards zu empfangen.

Kurz nachdem er hinweg und Loxias noch mit seinen Gedanken über das seltsame Ereigniß beschäftigt ist, wird Nessus bei ihm gemeldet. Nessus erzählt, daß er aus Abälards Munde die Nachricht von Guiscards Tode empfangen. Er fügt hinzu, daß er dem Abälard vorgeschlagen, des Loxias Tochter neben sich auf den Thron zu erheben, während er für sich Guiscards Nachfolge in Anspruch nehmen soll. Nessus, der nicht weiß, daß Abälard seine Hand bereits der verwittweten Kaiserin zugesagt, entwickelt, daß man auf diese Kaiserin für die Thronfolge nicht zurückkommen dürfe, weil auf ihr der ganze Haß sich versammle, den die Großen und das Volk auf den früheren Kaiser, Helenens verstorbenen Gemahl, geworfen. Loxias erkennt diese Gründe an, theilt aber mit, welchen Antrag und welche Botschaft er soeben von Robert empfangen. Wenn die Dinge so stehen, meint Nessus, müsse Irene zwischen den beiden Prinzen wählen. Er fügt hinzu, daß diese Verwicklung der Lage vortheilhaft für Byzanz sei, da der Zwiespalt der Dynastie die Macht der Normänner lähmen müsse.

In diesem Augenblick wird Abälard gemeldet. Kaum hat er seine Werbung dem Loxias vorgetragen, als wiederum Robert gemeldet wird. Dieser kommt, um Loxias zu benachrichtigen, daß man im Kaiserpalast zum Empfang der Großen bereit sei. Er hat Sorge getragen, daß seine Anhänger versammelt, die des Abälard zerstreut sind. Jetzt erklärt Loxias, daß nach beider Prinzen Meldung an Guiscards Tode kein Zweifel sein könne, daß beide die Nachfolge und die Hand seiner Tochter begehrten. Während Robert vor Zorn und Erstaunen ver-

stummt, fragt Loxias die Prinzen, ob sie in dieser ungewöhnlichen und drängenden Lage bereit seien, seiner Tochter die Entscheidung anheim zu stellen. Abälard erklärt sich im Bewußtsein seiner Schönheit freudig bereit, Robert ist nur im Stande, Verwünschungen zu murmeln. Der Vater führt Irene herein, trägt ihr kurz die Lage vor und sie deutet erröthend aber entschieden auf Abälard. Da wird Robert von blinder Wuth erfaßt, er greift nach dem Schwert, verwundet Abälard, wird aber von diesem tödtlich getroffen. Niedergesunken, erklärt er den Abälard für den ehrlosesten aller Verräther, dessen Ränkespiel, um eine Krone an sich zu bringen, soweit geht, daß er die edelste der Frauen, Guiscards Tochter, der er sich verlobt, schon damals um der Krone Willen, nun um dieselbe Krone doppelten Raub begehend, schmachvoll verstößt. Als Irene dies hört, wendet sie sich entsetzt von Abälard ab, der ihr zu Füßen sinken will, und eilt aus dem Saal.

Loxias ist bemüht, Abälard aufzurichten. Er dankt ihm, daß er Byzanz von Heleneus Herrschaft befreien wolle, der Widerstand Irenens werde zu besiegen sein. Abälard, verwundet und erregt in hohem Grade, drückt auf überschwengliche Weise dem Loxias sein Dankgefühl aus. Er verspricht, ihn zum ersten Berather und Minister zu machen, indem er des Nessus ganz vergißt, dem er doch den ganzen Plan verdankt.

Mit einem kaltironischen Glückwunsche verläßt Nessus darauf das Haus des Loxias, indem er sich fragt, ob dieser von jedem Erlebniß hingerissene Knabe zum Herrscher eines zerrütteten Reiches tauge. Als Nessus sich entfernt hat, treten die byzantinischen Großen ein, um sich zur Audienz bei Guiscard zu versammeln, darunter auch der Patriarch mit der Geistlichkeit. Loxias eröffnet ihnen als gewiegter und entschlossener Staatsmann, daß Guiscard todt sei, sein Sohn todt sei und sein nunmehriger Erbe verwundet. Es empfehle sich, dem Volke den Stand der Dinge noch einige Zeit zu verschweigen, bis die Byzantiner selbst sich über die Thronfolge geeinigt und bis der normännische Thronerbe wieder hergestellt sei. Die Großen erklären ihr Einverständniß.

Akt IV.

1.

In ihrem Palast weilt die Kaiserin Helene, trüber Sorgen voll, ob der kühne Betrug, der am Vortag mit der Krönung eines Leichnams verübt worden, nicht doch erkannt worden sei. Auch hat sie vernommen, daß am heutigen Tag die Großen bei Guiscard Audienz ver-

langt haben, und ist in Sorge, wie dies abgewendet worden, ohne den Verdacht unbesiegbar zu machen. In diesem Augenblick wird Irene bei ihr gemeldet.

2.

Diese erzählt in höchster Aufregung die schrecklichen Ereignisse des Morgens. Sie erfleht Helenens Verzeihung, daß sie schuldlos die Ursache zur Treulosigkeit ihres Verlobten geworden sei.

Helene erscheint diesen überwältigenden Nachrichten gegenüber gewappnet mit vollkommener Weltklugheit, wie mit vollendetem Seelenadel. Sie erklärt, daß Abälards ehrgeiziges und bewegliches Herz ihr wohlbekannt sei, daß an seiner Werbung um Helene der Ehrgeiz ebensoviel Antheil gehabt haben möge, als die Liebe, daß die Frauen der Herrschergeschlechter sich solchen Gefühlsmischungen und ihren verdoppelten Schwankungen unterwerfen müssen. Sie ist bereit, durch die Hinzufügung ihres Verzichts auf Abälards Hand die Dinge entwirren zu helfen in dem Byzanz, welches einst ihr zweites Vaterland geworden. Irene weist jedoch jeden Gedanken an die Vermählung mit Abälard zurück.

In diesem Augenblick vernehmen die Frauen von der Straße her ein fernes Geräusch wilder und entsetzter Stimmen. Bald darauf wird bei der Kaiserin Nessus gemeldet. Irene, die sich entfernen will, wird von Helene zurückgehalten, der eintretende Nessus erblickt sie mit Erstaunen.

3.

Er sagt der Kaiserin, daß von diesem Besuch die Ereignisse des Morgens ihr wohl schon kund geworden seien. Er habe ihr nur noch zu berichten, daß der treulose Abälard soeben auf der Straße ermordet worden, durch seine, des Nessus, Veranstaltung. Jetzt sei Helene die berechtigte Kaiserin von Byzanz, er, Nessus, habe früher ihrer Herrschaft widerstrebt aus reifer Ueberlegung. Jetzt aber sei sie zugleich Gebieterin der Normänner. Sie solle mit der Herzogskrone die Kaiserkrone vereinigen, er wolle ihr mit seinem ganzen Rath und Einfluß beistehen und das Werk glücklich hinausführen. Sie möge ihm zunächst erlauben, daß er des Lorias Tochter als Geisel in sein Haus führe, um ihren Vater von Ränken abzuhalten, zu denen er versucht sein könnte.

Helene erscheint wiederum in ihrer ganzen Hoheit und Klugheit. Sie bemerkt dem Nessus, sie habe keinen Rächer an Abälard bestellt, am wenigsten ihn, doch denke sie von seiner Klugheit hoch. Sie wolle sich derselben bedienen, doch müsse er ihr Diener sein und ihr in jedem Stück gehorchen. Wie sie die Dinge lenken wolle, darüber sei ihr Ent-

schluß noch nicht gefaßt, auf keinen Fall solle er den Vortheil dabei verlieren, den er gesucht. Zunächst befehle sie ihm, dafür zu sorgen, daß die Leiche des Abälard, sowie des Robert, die noch im Haus des Loxias steht, in ehrenvoller Weise nach dem Kaiserpalast unter die Obhut der Normänner gebracht werden. Dorthin wolle sie sich unverzüglich von einigen Männern ihres Gefolges begleitet, begeben. Wenn sie ihn brauche, werde sie ihn rufen lassen. Vor ihrem Eintritt in den Kaiserpalast werde sie Irene in das Haus ihres Vaters führen. Nessus möge sogleich für die Sicherheit der Straßen sorgen.

Als Nessus sich ehrfurchtsvoll entfernen will, heißt sie ihn noch einen Augenblick verweilen und einen klugen Rath vernehmen. Sie sagt ihm: „Sende zu Alexius Komnenes, der vor den Normännern geflohen. Sage ihm, daß es von Dir abhängt, die Normänner nach Hause zu schicken, und stelle ihm Deine Bedingungen." Nessus sieht sie erstaunt an, aber seine Mienen und Geberden sagen, daß er ihren Entschluß versteht und daß er ihr unvergeltbaren Dank schuldet. Er sinkt aufs Knie und verspricht ihr Gehorsam, wie ewige Ergebenheit. Helene befiehlt, das Gefolge zu rufen, von dem sie auf dem Gang erst zum Hause des Loxias, dann zum Kaiserpalast begleitet sein will, empfiehlt ihm aber noch das im Palast befindliche Grabmal ihrer Mutter, der Herzogin. Er verspricht, das Grabmal zu schützen; um der Tochter Willen sei es ihm heilig, der kein kommender Herrscher gleichen werde an Fähigkeit und Würdigkeit das Reich zu retten.

4.

Irene verabschiedet sich voll Zärtlichkeit und Bewunderung von Helene, bevor beide Frauen ihre Sänften besteigen.

Akt V.

1.

Auf den Straßen von Byzanz rufen die Herolde eine Kundgebung des Kaisers Guiscard aus. Er eröffnet, daß er, einen Tag von Krankheit und Erstarrung befallen, beim Erwachen mit Erstaunen und Unwillen die Frevelthaten vernommen habe, die seinem Sohn und Neffen das Leben gekostet. Er sei zu alt, um lange die Krone von Byzanz zu tragen, seine Erben habe man ihm geraubt, seine Tochter wolle sich nicht mehr vermählen. Unter diesen Umständen wolle er die Normänner in ihre Heimath führen, Byzanz seinem Schicksal überlassen. Den Abzug der Normänner möge niemand stören, der nicht sein eigenes Verderben wolle. Sollte große Feindseligkeit sich hervorwagen, so werde die Stadt in Flammen aufgehen.

Die Kundmachung wird von dem Volk ungläubig und feindlich aufgenommen. Man meint, das sei Betrug, um ungefährdet zu entkommen; es sei gewiß, daß Guiscard todt. Die Masse wird immer erregter, die Aeußerungen des Hasses häufiger. Viele Stimmen fordern, man solle die abziehenden Normänner umzingeln und erschlagen. Es sei nur ein kleines Häuflein; nur durch Ueberraschung und Verrath sei die Stadt von ihnen genommen worden.

2.

Die Menge sammelt sich nach und nach auf dem großen Platz zwischen der Sophienkirche und dem Kaiserpalast. Dazwischen sieht man die Straße nach dem Hafen und am Ende derselben die Wimpel der normännischen Flotte.

Man bemerkt die Vorbereitungen der Normänner zum Abzug. Die Wuth des Volkes steigert sich immer mehr, als der Patriarch mit der Geistlichkeit aus der Kirche tritt und unter dem Volk verbreitet wird, daß der Patriarch erklärt habe, er besitze die volle Gewißheit von Guiscards Tod. In der Menge werden Schwerter gezogen und Wurfgeschosse herbeigeschleppt. Die Geistlichkeit scheint nur gekommen, um mit ihren Heiligenbildern die Angreifer zu schützen.

Da wird die tobende Menge auf einen Augenblick durch Neugier beruhigt, als das prächtig aufgezäumte Schlachtroß Guiscards in das Thor des Palastes geführt wird. In kurzem öffnet sich das Thor von neuem und das normännische Fußvolk zieht heraus. Dann kommen die Sänften der Kaiserin und ihres Gefolges, dann hoch zu Roß, in unvergleichlicher Majestät der Heldenerscheinung, Robert Guiscard. Das Roß bewegt sich feurig, wie vom Stolze geschwellt, den gewohnten Reiter zu tragen. Guiscards Visir ist heraufgezogen, die Züge ernst und streng. Auf ihn folgen die normännischen Ritter.

Die Menge wird sprachlos vor Erstaunen. Unwillkürlich sinkt eine Schaar nach der andern aufs Knie. Der Patriarch aber verkündet, daß Gott ein großes Wunder gethan und einen Todten erweckt habe. Die Priester heben das Kruzifix empor und stimmen kniend den Hymnus auf die Macht des dreieinigen Gottes an. Das ganze Volk, hingerissen, folgt dem Beispiel und verharrt in kniender Andacht bis der Zug der Normänner am Hafen anlangt. Man sieht die Ritter mit entblößten Schwertern sich umkehren, um die Einschiffung zu schützen.

Constantin Rößler.

Eine einheitliche Städteordnung.

Von

Gustav Dullo,
Stadtsyndikus a. D.

Es war im Jahre 1876. Graf Eulenburg I. trug noch das Portefeuille des Ministeriums des Innern, Herr Miquel wetterte noch gegen das Präfektensystem, auf dem Präsidentensessel des Abgeordnetenhauses thronte v. Bennigsen und die Fortschrittspartei zählte 72 Mitglieder im Hause der Gemeinen. Die Staatsregierung hatte am 8. März 1876 eine Städteordnung für die Provinzen Preußen, Brandenburg, Pommern, Schlesien und Sachsen vorgelegt, deren Hauptaufgabe es war, die Städte dieser Provinzen, in welchen die Kreis- und Provinzialordnung eingeführt worden, in den Rahmen der durch diese Gesetze geschaffenen Selbstverwaltung einzufügen und den Geltungsbereich der Städteordnung auf die 14 Städte Neuvorpommerns und Rügens auszudehnen, welche bis dahin weder ein einheitliches noch ein vollständig kodificirtes Stadtrecht besessen. Von sonstigen wesentlichen Abweichungen des Entwurfs gegen die bisherige Städteordnung ist hervorzuheben, daß die Wahl der Stadtverordneten durch Stimmzettel erfolgen, die Bestätigung auf Bürgermeister und Beigeordnete beschränkt werden, jede Ortspolizeiverordnung der Zustimmung des Gemeindevorstandes bedürfen und die Einführung der Bürgermeistereiverfassung von einem Beschlusse des Magistrats und der Stadtverordnetenversammlung abhängen sollte. Das Abgeordnetenhaus unterwarf die Vorlage durchgreifenden Aenderungen. Man war zwar einig, daß dem Regierungsbezirke Kassel, so wie den Provinzen Hannover und Schleswig-Holstein die doppelte Unruhe, welche die neue Verwaltungsorganisation und eine neue Städteordnung hervorrufen würde, zu ersparen sei, aber man dehnte den Geltungsbereich der Städteordnung auf die Provinz Posen, auf die Städte der Provinz Westfalen, in denen die Städteordnung vom 19. März 1856 galt, auf diejenigen Gemeinden der Rheinprovinz, in welchen die Städteordnung

vom 15. Mai 1856 eingeführt war, auf die Städte Wiesbaden, Homburg v. d. Höhe, Biberich, Mosbach, Ems, Bornheim und Limburg im Regierungsbezirk Wiesbaden, sowie auf Frankfurt a. M. aus, und es war dabei unvermeidlich, daß die Abgeordneten aus Hessen, Hannover und Schleswig-Holstein, wenn sie auch mit der neuen Städteordnung vorerst noch nicht bedacht werden sollten, den Entwurf doch so zu gestalten suchten, wie er dereinst auch für ihre Provinzen annehmbar sein würde, denn es blieb klar, daß, wenn der Entwurf zum Gesetze wurde, dies Gesetz in absehbarer Zeit auch auf Hessen, Hannover und Schleswig-Holstein erstreckt werden mußte. Es handelte sich also bereits damals in der That um eine einheitliche Städteordnung für den ganzen preußischen Staat.

Innerhalb der Provinzen, in welchen die neue Städteordnung zur Einführung gelangte, sollte sie nach der Vorlage allen Städten verbleiben, welche eine Stadtverfassung bereits hatten, und man wird sich hiemit einverstanden erklären können, denn selbst bei einer Stadt wie Teupitz mit ihren 613 Einwohnern liegt ein zwingender Grund zur Degradation doch um so weniger vor, als mindestens die Möglichkeit einer Vergrößerung vorhanden ist. Dagegen beschloß das Abgeordnetenhaus, daß allen Landgemeinden mit mehr als 3000 Einwohnern die Städteordnung auf Antrag der Gemeinde durch den Minister des Innern zu verleihen sei und daß diese Verleihung in den Provinzen Preußen, Brandenburg, Pommern, Posen, Schlesien und Sachsen auch auf Antrag von Gemeindemitgliedern, nach Anhörung der Gemeinde, von dem Provinzialrath sollte beantragt werden können; auch dieser Beschluß dürfte zu billigen sein, wenn man erwägt, daß die Zahl der Landgemeinden, welche sich für eine städtische Verfassung durchaus eignen, überaus groß ist und daß es 20 Landgemeinden mit 10 bis 15000 Einwohnern, 9 Dörfer mit 15 bis 20000 Einwohnern, 4 Fleckengemeinden mit 20 bis 25000 Einwohnern und 2 Landgemeinden mit mehr als 25000 Einwohnern giebt, in denen die nichthausangesessenen Einwohner jedes Stimmrechts und jedes Einflusses auf die Verwaltung entbehren, obwohl doch Gemeinsinn und Intelligenz sicher nicht an den Besitz eines Hauses gebunden sind.

Von den übrigen Beschlüssen des Abgeordnetenhauses, welche die Vorlage änderten, ist hervorzuheben, daß die Erwerbung des Bürgerrechts von der Veranlagung zur 1. Klassensteuerstufe abhängig gemacht, die Einführung gemeinschaftlicher Sitzungen des Magistrats und der Stadtverordneten nach hannöverschem und schleswig-holsteinschem Vorbilde ausgedehnt, das staatliche Aufsichtsrecht eingeschränkt, die Polizeiverwal-

tung dem Magistrat gleichfalls nach hannöverschem Muster übertragen, die Disciplinarbefugniß des Bürgermeisters beseitigt und seine Directionsbefugniß gemindert wurde. Das Dreiklassenwahlsystem wurde, wenn auch mit erheblicher Modification, beibehalten; besondere Gründe für dasselbe sucht man jedoch in der Vorlage, wie im Kommissionsberichte vergebens, es heißt vielmehr hier wie dort, es sei über dies Thema bereits soviel gestritten, daß es nicht nöthig scheine, die Gründe und Gegengründe nochmals zu erörtern; es sollte jedoch, wo ein anderes Wahlrecht bestand, nicht eingeführt werden. In das Herrenhaus gelangte die Vorlage erst spät, wurde hier jedoch nach der Meinung des Ministers des Innern gründlicher als im Abgeordnetenhause berathen, und die Beschlußfassung des Abgeordnetenhauses in nicht weniger als 43 Paragraphen geändert. Das Herrenhaus stellte namentlich für das Dreiklassensystem den Census der 2. Klassensteuerstufe bei dem Wahlrechte wieder her, hielt einen ortsstatutarischen Census der 4. Klassensteuerstufe aufrecht, machte die Forensen und juristischen Personen, nach der Vorlage, wieder stimmberechtigt, nahm allen Lehrern, welche aus Gemeindemitteln besoldet werden, das passive Wahlrecht, knüpfte die Versagung der Bestätigung bei Wahlen von Bürgermeistern und Beigeordneten in Städten von weniger als 10000 Einwohnern nicht an die Zustimmung des Bezirksraths, gestattete die Wahl lebenslänglicher Bürgermeister, schränkte die gemeinschaftlichen Sitzungen des Magistrats und der Stadtverordneten überaus ein, beließ es bei der Anstellungsberechtigung der Militäranwärter für den Kommunaldienst, dehnte die Präponderanz des Bürgermeisters aus, ordnete die Polizeiangelegenheiten im Sinne der Vorlage, erweiterte die Staatsaufsicht und ließ die Auflösung der Stadtverordnetenversammlung wieder zu. Bei einem so starken Dissense zwischen den beiden Häusern des Landtags war auf eine Vereinbarung um so weniger zu hoffen, als der Schluß der Session nahe bevorstand. Das Abgeordnetenhaus hielt dann auch seine Beschlüsse aufrecht, und die neue Städteordnung wurde beigesetzt.

Es wird jedoch eines näheren, paragraphenweise Eingehens auf die einzelnen Bestimmungen der Vorlage bedürfen, um die Bedingungen klar zu legen, unter welchen eine einheitliche Städteordnung für die gesammte Monarchie bei günstigeren Konstellationen, als sie 1876 vorhanden waren, herzustellen sein möchte, nachdem das Zuständigkeitsgesetz vom 1. August 1883 diejenigen Modificationen getroffen hat, welche lediglich in die neue Städteordnung einzufügen sein würden. Bei diesem näheren Eingehen auf die damalige Vorlage sollen für alle einzelnen Paragraphen zugleich die Aenderungen, welche die Kommissionen vor-

geschlagen und die beiden Häuser des Landtages beschlossen haben, im Interesse der Uebersichtlichkeit berücksichtigt werden.

Nach dem von dem Landtage angenommenen § 6 der Vorlage sollte eine Aenderung der Stadtbezirksgrenzen, beim Einverständnisse der betheiligten Gemeinden oder Gutsbezirke, durch den Bezirksrath erfolgen können, so daß der, trotz des augenfälligsten öffentlichen Interesse, erhobene Widerspruch eines Parzellenbesitzers künftig irrelevant blieb, während heute noch ein solcher Einspruch die Reform zu nichte macht.

Der § 7 der Vorlage gestattete die Einverleibung von Gemeinden oder Gutsbezirken, welche von dem Stadtbezirke ganz oder zum größten Theile umschlossen sind, auch gegen den Willen der betheiligten Gemeinden oder Gutsbesitzer, nach Anhörung des Kreisausschusses und unter Zustimmung des Provinzialraths, durch königliche Verordnung, wogegen jetzt noch der Widerspruch einer Gemeinde, obwohl sie von dem Stadtbezirke ganz umschlossen ist und alle Vortheile der Stadt genießt, die Einverleibung hindert.

In dem, gleichfalls acceptirten § 12 der Vorlage war bestimmt, daß an den Gemeindenutzungen alle Gemeindeangehörige, falls die Privilegirten keinen besonderen Rechtstitel nachweisen, gleichmäßig berechtigt sind, so daß alle Bevorzugungen aufhörten, welche auch heut noch einzelnen und nicht grade den ärmeren Einwohnerklassen eingeräumt werden.

Desgleichen wurde dem § 14 der Vorlage, welcher von der Erwerbung des Bürgerrechts handelte, bis auf einen Punkt, von dem Landtage zugestimmt, und wir hätten uns recht wesentlicher Vortheile erfreut, die wir jetzt noch entbehren müssen, wenn der § 14, so weit Konsens vorhanden war, Gesetz geworden wäre. Zunächst sollte nicht nur jeder Preuße, sondern jeder Deutsche das Bürgerrecht zu erwerben berechtigt und verpflichtet sein, wenn er in der Stadt seinen Wohnsitz nahm, während jetzt ein Reuß-Greiz-Schleiz-Lobensteiner in einer preußischen Stadt kein Kommunalamt zu übernehmen braucht; es sollte ferner für die Erwerbung des Bürgerrechts nur die Veranlagung zur Gemeindesteuer erforderlich sein, so daß also die Kleinigkeitskrämerei aufhörte, welche das jus civitatis dem verweigerte, dessen Namen von einem findigen Kalkulator in der Restantenliste entdeckt war; ebenso wenig sollte es künftig eines eigenen Hausstandes bedürfen, so daß also ein Professor der Nationalöconomie, der aber noch der Gattin entbehrt und möblirte Zimmer bewohnt, wahlberechtigt geworden wäre; dagegen sollte, was freilich nur bei einem Sechsmarkcensus von Beden-

tung sein konnte, der Betrieb eines Gewerbes allein zum Bürger noch nicht qualificiren. Ueber diesen Census wird bei dem Wahlrechtsparagraphen das Erforderliche zu bemerken sein.

Auch das Inslebentreten des § 15 der Vorlage wäre recht schätzbar gewesen, denn derselbe wollte das Bürgerrechtsgeld abschaffen, diese lächerlichste aller kommunalen Einrichtungen, welche eine Abgabe für die Uebernahme einer Pflicht erhebt und von einigen Stadtvertretungen nur deshalb aufrecht erhalten wird, weil man ein onus, das die Vorfahren mit Aerger getragen, auch den Nachfolgern nicht zu ersparen boshaft genug ist.

Der Bestimmung des § 16 der Vorlage, nach welcher das Bürgerrecht nur für die Dauer des Konkurses verloren gehen sollte, sind wir mittlerweile durch das Ausführungsgesetz zur Konkursordnung vom 6. März 1879 theilhaftig geworden, können uns also seitdem darüber trösten, daß der § 16 nicht Gesetz geworden.

Zu unbesoldeten Stellen, mit Ausnahme der von Magistratsmitgliedern und Bezirksvorstehern, ließ der § 18 jeden Einwohner zu, um tüchtige Kräfte, an denen es oft mangelt, auch außerhalb der Kreise der Bürgerschaft in den Dienst der Kommunalverwaltung zu stellen.

Sehr wichtig war die Bestimmung des § 22, welcher die Zahl der Stadtverordneten erheblich herabsetzte, weil allzu zahlreiche Vertretungskörper kein Vortheil für die Behandlung der Geschäfte sind, und der Landtag ging noch über die Vorlage hinaus, indem er die Zahl für Städte bis 2500 Einwohner auf 6, bis zu 5000 auf 12, bis zu 10 000 auf 18, bis zu 25 000 auf 24, bis 50 000 auf 30, bis 75 000 auf 36, bis 100 000 auf 42 Stadtverordnete festsetzte, bei Städten bis zu 150 000 Einwohnern für jede, auch nur angefangene Vollzahl von 50 000 Einwohnern und bei Städten über 150 000 Einwohner für jede Vollzahl von 50 000 Einwohnern je 6 Stadtverordnete hinzufügte, die höchste Zahl aber auf 90 Stadtverordnete fixirte. Eine abweichende statutarische Festsetzung wurde für unzulässig erklärt, weil man mit Recht erwog, daß keine Stadtverordnetenversammlung aus eigenem Antriebe sich vermindern würde, und die frühere Bestimmung, nach welcher die Hälfte der Stadtverordneten aus Hausbesitzern bestehen mußte, gestrichen, weil nicht nur kein Grund vorliegt, eine besondere Klasse der Einwohnerschaft zu bevorzugen, sondern weil auch, wie Gneist treffend bemerkt, eine überwiegend aus Hauseigenthümern bestehende Gemeindevertretung nur zu gern ihr Sonderinteresse vertritt.

Die passive Wahlberechtigung der Richter, Geistlichen, Kirchendiener und Elementarlehrer knüpfte das Abgeordnetenhaus im § 23 an

die Bedingung, daß die drei Letzten als solche nicht von den Gemeindelasten befreit seien, weil die Kenntniß und Erfahrung derselben für werthvoll zu erachten und nicht abzusehen sei, weshalb sie nicht in die Gemeindevertretung gewählt werden sollten, da sie doch zu Volksvertretern gewählt wurden. Ob der einschränkende Zusatz zu billigen, mag mit Recht bezweifelt werden, denn eine Pression auf Aufhebung der ja an sich ganz unberechtigten Gemeindesteuerbefreiungen war in der Städteordnung kaum am Orte. Das Herrenhaus strich freilich die passive Wahlberechtigung nicht nur der Geistlichen, Kirchendiener und Elementarlehrer, sondern wollte alle Lehrer, welche Besoldung aus städtischen Mitteln erhalten, aus der Stadtverordnetenversammlung ausschließen, obwohl doch nicht grade selten städtische Gymnasiallehrer sogar zu Stadtverordnetenvorstehern gewählt werden. Der Referent, der damalige Oberbürgermeister Hasselbach, meinte, daß die Lehrer eine solche Stellung nur benutzen, sich eine höhere Besoldung zu verschaffen und dafür in der Stadtverordnetenversammlung zu agitiren, aber ihm wurde mit Recht entgegnet, daß die Tendenz einer solchen Exklusion nur dahin gehe, Lehrer, die dem Magistrat unbequem werden könnten, zu beseitigen. Werthvoll war der von dem Abgeordnetenhause beschlossene Zusatz, nach welchem Staatsbeamte zur Annahme der Stadtverordnetenwahl keiner Genehmigung der vorgesetzten Dienstbehörde bedürfen, denn es pflegen meist nur oppositionelle Beamte zu sein, bei denen die Aufsichtsbehörde fürchtet, daß die Erfüllung ihrer Amtspflichten durch ihre Stadtverordnetengeschäfte leiden könnte. Bedenklich dagegen erscheint der, gleichfalls vom Abgeordnetenhause beschlossene Zusatz, welcher für Stadtverordnetenversammlungen in Städten von mehr als 10000 Einwohnern Vater und Sohn, so wie Brüder gleichzeitig zuließ, denn die Klikenwirthschaft ist schon jetzt in der Kommunalverwaltung groß genug, und es scheint nicht angezeigt, auch noch die „Vetterschaft" zuzulassen.

Die Bildung der Wahlbezirke sollte nach § 27 durch den Magistrat, nach Anhörung der Stadtverordneten, erfolgen und die Beschlußfassung über Einsprüche den Stadtverordneten zustehen.

Im § 38 war die alte Bestimmung aufrecht erhalten, daß derjenige als gewählt gilt, welcher die meisten Stimmen und zugleich die absolute Stimmenmehrheit erhalten hat; erwünscht aber wäre ein Zusatz gewesen, welcher dem Prinzip der Untheilbarkeit der Stimmen Rechnung trägt und verordnet, daß, falls ein Wähler nicht so viele Personen bezeichnet, als zu wählen sind, bei Feststellung der absoluten Mehrheit die Zahl der stimmenden Wähler berechnet und mit der Zahl der zu wählenden Personen multiplicirt werden muß.

Die Paragraphen 14, 26 und 42 regelten das wichtige aktive Wahlrecht. Die Vorlage hatte für die Städte, in denen es bestand, das Dreiklassensystem, das allerverrückteste Wahlrecht, wie Bismarck sagte, allerdings mit zwei wesentlichen Aenderungen, beibehalten. Einmal sollten nicht mehr alle direkten Staats- und Gemeindesteuern, sondern nur die Einkommensteuer für die Klasseneintheilung maßgebend sein, so daß also nicht mehr der Fleischer, welcher das meiste Rindvieh schlachtete, und der Bäcker, der die meisten Kommißbrode buk, die Vermuthung der größten Intelligenz und des höchsten Gemeinsinnes für sich hatte. Sodann wurde die geheime Stimmabgabe eingeführt, und es fand sich auch im Landtage Niemand, der die Heuchelei vertheidigt hätte, welche an den Bürgermuth appellirt, um die Charakterschwäche für ihren Eigennutz auszubeuten. Der Census der 2. Klassensteuerstufe, also ein Steuereinkommen von mehr als 660 M., sollte bestehen bleiben, dagegen ein einjähriger Wohnsitz genügen. Den Städten, in welchen das Dreiklassensystem nicht galt, sollte es frei stehen, einen Census bis zu 1200 M. Einkommen beizuhalten oder einzuführen, so daß also ein Census von 800 M. in Stralsund, von 750 M. in Greifswald bestehen blieb und Frankfurt a. M. seinen Census von 700 Gulden auf 1200 M. herab zu setzen hatte.

Im Interesse einer einheitlichen Städteordnung hätte es gelegen, entweder das gleiche Wahlrecht mit oder ohne Census oder das Dreiklassensystem einzuführen, denn die Verhältnisse sind überall dieselben und Rücksicht auf die Menschen, die „die Gewohnheit ihre Amme" nennen, schien nicht geboten. Aber die Meinungen hatten sich noch nicht genügend geklärt. Der Staatsregierung schien allgemeines gleiches Stimmrecht, wenn auch mit kleinem Census, für Kommunalwahlen bedenklich, da den wirthschaftlichen Interessen des Besitzes nicht jede Rücksicht versagt werden könne; aber sie hielt die Erhöhung des Census für — schlimmer, als das Dreiklassensystem. Die Städtetage von Preußen, Brandenburg, Pommern, Sachsen, Rheinland und Westfalen hatten sich für das Dreiklassensystem, die Städtetage von Posen und Hannover, die Städte Berlin und Frankfurt für gleiches Wahlrecht mit einem Census von 1200 M. Einkommen erklärt. Doch das ist das votum von Interessenten, die bei keiner Reform ausschlaggebendes Gewicht haben sollten, und Windthorst bemerkte treffend, man habe auf den Städtetagen es beim Alten lassen wollen, um nicht von der Bildfläche zu verschwinden. Es half auch nichts, daß den Censusanhängern, welche nach Kräften die wirthschaftliche Bedeutung der Kommunen hervorhoben, bemerklich gemacht wurde, wie gefährlich es sei, Leute, die

prinzipielle Opposition machen wollen, hinter die Kulissen zu weisen, und daß die Gefahr, welche manche Elemente für eine Kommune in sich tragen, viel geringer wird, wenn man sie zu Worte kommen läßt; es half auch nichts, daß von Virchow auf die sächsischen Städte mit sozialdemokratischer Vertretung verwiesen wurde, in denen gleichwohl eine ordnungsmäßige Verwaltung stattfinde; es half ebenso wenig, daß das Centrum, welches in den katholischen Städten auf die seinem Einfluß unterworfene 3. Wählerklasse zählen durfte, für möglichste Ausdehnung des Wahlrechts stritt: das gleiche Wahlrecht wurde im Abgeordnetenhause mit 187 gegen 120 Stimmen verworfen. Freilich wurde dann eine erhebliche Abschwächung des Dreiklassensystems beschlossen, indem man festsetzte, daß die 1. Klasse mindestens 1 Zwölftel, die 2. Klasse mindestens 2 Zwölftel der Wahlberechtigten enthalten solle; auch wurde mit 134 gegen 116 Stimmen ein einjähriger Wohnsitz in der Stadt zur Ausübung des Wahlrechts für genügend erachtet, und ein Census von 420 M. Einkommen für ausreichend gehalten. Doch im Herrenhause fanden diese Modifikationen keinen Beifall. Es dürfte jedoch kaum einem Zweifel unterliegen, daß bei der nächsten Berathung einer Städteordnung, die doch allzu lange kaum mehr hinausgeschoben werden kann, das Dreiklassensystem weder mit 6 noch mit 3 M. Census, noch ein Wahlrecht mit 12 M. Census von irgend einer Volksvertretung acceptirt werden wird, und es lohnt deshalb wohl, die Wahlrechtsfrage etwas näher zu untersuchen.

Es ist zunächst unrichtig, daß sich's in der Kommunalverwaltung ausschließlich um wirthschaftliche Fragen handelt, vielmehr bildet die Stadtgemeinde die Genossenschaft zur Ausführung der örtlichen öffentlichen Interessenverwaltung. Das gesammte Polizeiwesen, die Schulverwaltung, die Steuerverfassung, die Armenpflege, das Krankenkassenwesen berühren viel höhere, als wirthschaftliche Fragen und sind mehr oder weniger socialpolitischer Natur. Diese Dinge betreffen die höchsten Interessen Aller, und es ist schon deshalb geboten, daß auch möglichst alle Interessenten an der Verwaltung theilnehmen und daß, soweit es irgend zulässig, Niemand ohne alle Gerechtsame bleibt und von der Verwaltung ausgeschlossen ist.

Sehen wir nun zu, wie sich die Sache bei dem Census- und bei dem Dreiklassensystem statistisch stellt. In Berlin betrug im Jahre 1880 die Gesammtzahl der Klassen- und Einkommensteuerpflichtigen 367769 und die Zahl der Klassensteuerpflichtigen in der 1. Stufe 118054, in der 2. Stufe 113359, in der 3. Stufe 32083, in der 4. Stufe 20768. Hiervon entfallen 15 Procent auf Diejenigen, welchen das preußische

Staatsbürgerrecht, die kommunale Selbständigkeit, der einjährige Wohnsitz oder der Besitz der bürgerlichen Ehrenrechte fehlt oder welche deshalb, weil sie Armenunterstützung beziehen oder im Konkurse sind, das Gemeindewahlrecht nicht ausüben dürfen. Es sind also zur Zeit nur des Census wegen 100346 Klassensteuerpflichtige der untersten Stufe oder 32 pCt. vom Wahlrechte ausgeschlossen; würde der Census auf die 2. Klassensteuerstufe ausgedehnt, so wären 196701 Personen oder 63 pCt. exkludirt; wollte man auch die Klassensteuerpflichtigen der 3. Stufe nicht für wahlberechtigt erklären, so würden 223971 Personen oder 72 pCt. ausgeschlossen sein; wollte man auch dem Klassensteuerpflichtigen der 4. Stufe das Wahlrecht nehmen, so würden 241624 Personen oder 77 pCt. exkludirt sein, und 70979 Personen oder 23 pCt. wären die Privilegirten, welche die Stadt regieren. Damit würden dann sämmtliche Arbeiter, alle kleinen Handwerker und alle kleinen Beamten, weil ihr Steuereinkommen nicht mehr als 1200 M. beträgt, von jeder unmittelbaren Theilnahme an der städtischen Verwaltung entfernt. Würde das aber überhaupt, und würde es in einem Jahrhundert, welches Gladstone mit Recht die Aera der Arbeiterklasse genannt hat, zu rechtfertigen sein? Man hat freilich zu Gunsten einer solchen Minoritätsherrschaft angeführt, daß mit derselben keineswegs Interessenwirthschaft verbunden sei und daß ein solches Minderheitsregiment beispielsweise in Elberfeld eine vortreffliche öffentliche Armenpflege eingerichtet habe. Mag nun auch zugegeben werden, daß die Minderheit nicht an allen Orten und nicht in allen Verwaltungszweigen vorzugsweise ihre Interessen fördert, aber zweifellos liegt die Gefahr nahe, daß dies geschehe, und schon der Verdacht, daß es geschehen könne, wirkt schädlich. Auch der absolute Monarch kann ein volksthümlicheres Regiment führen, als es im Verfassungsstaate geführt wird, aber im Staate, wie in der Stadt ist es erwünscht, daß auch die Censiten der untersten Steuerstufen in loyaler Weise zu Worte kommen und an der Verwaltung betheiligt werden, und es erscheint zweifellos, daß die Klassengegensätze gemindert werden, wenn man auch die kleinen Censiten heranzieht, statt sie bei Seite zu schieben und als Proletarier zu behandeln.

Darin allerdings ist der von der Staatsregierung 1876 geäußerten Ansicht beizutreten, daß das Censussystem schlimmer ist, als das Dreiklassensystem, aber auch dies schließt die unterste Klassensteuerstufe vom Wahlrechte aus, und das Stimmrecht, welches der 3. Abtheilung gewährt wird, ist nicht viel mehr als ein Schein. Auch in den Augen der Wähler gilt es als solcher. Während bei den Stadtverordnetenwahlen in Berlin sich 1880 in der 1. Abtheilung 55 pCt. der Wahl-

berechtigten betheiligten, fiel der Procentsatz in der 3. Abtheilung auf 12 und 1876 haben nicht einmal 10 pCt. der 3. Abtheilung gewählt; auch 1889 betrug die Betheiligung der Wähler der letzten Klasse, trotz der lebhaftesten Agitation nur 29 pCt.; in einer kleinen Stadt der Mark haben bei den letzten Stadtverordnetenwahlen in der 3. Abtheilung nur 16 pCt. der Wähler gestimmt, während in der ersten Abtheilung 83 pCt. der Wähler ihr Stimmrecht ausübten. Wie sollte es auch anders sein? In der erwähnten kleinen Stadt haben 9 pCt. der Wahlberechtigten in der 1. Abtheilung ebenso viele Stadtverordnete zu wählen, wie 63 pCt. in der 3. Abtheilung; in einer märkischen Mittelstadt zählte die 1. Klasse 10 pCt., die 3. Klasse 61 pCt. der Wahlberechtigten; in Berlin steht es noch viel schlimmer, denn hier entfielen 1880 von 154989 Wahlberechtigten auf die 3. Klasse 135958, also 88 pCt., auf die 2. Klasse 15653, also 10 pCt. und auf die 1. Klasse 3378, also wenig über 2 pCt.! Es haben mithin von 100 Wahlberechtigten zwei in der 1. Klasse ebenso viele Rechte, wie 88 in der 3. Klasse. Und wie erfüllen dabei die Wähler der 1. Klasse ihre kommunale Pflicht? Man wird staunen zu hören, daß die Wahlberechtigten der 1. Klasse, wie bei den Abgeordnetenhausberathungen im Jahre 1876 durch einen Zwischenruf des Stadtsyndikus Zelle konstatirt wurde, in den Berliner Verwaltungskommissionen fast gar nicht vertreten sind. Aehnlich kraß würde, wie 1876 berechnet wurde, der Zahlenunterschied der Wahlberechtigten bei einem Census von 6 M. in Elberfeld sein, denn auch hier wären 85 pCt. in der 3., 13 pCt. in der 2. und 2 pCt. in der 1. Klasse wahlberechtigt gewesen.

Einen höchst unangenehmen Beigeschmack erhält das Uebergewicht, welches das Dreiklassensystem dem Reichthum gewährt, noch dadurch, daß eine einzige physische oder juristische Person ganze Klassen von Stadtverordneten ernennt. So wählt Krupp in Essen von 30 Stadtverordneten deren 10, in Königshütte aber wählt in der 1. Klasse der Fiskus ganz allein, in der 2. Klasse ernennt ein einziger Industrieller sämmtliche Stadtverordnete und die andern misera contribuens plebs füllt die 3. Klasse. Allerdings sollte nach dem Beschlusse des Abgeordnetenhauses, daß die Forensen und juristischen Personen in die betreffende Abtheilung erst eingereiht würden, nachdem dieselbe gebildet worden, die schlimmste Präponderanz beseitigt werden; doch das ungehörige Uebergewicht der physischen Personen blieb bestehen. Ueberdem ist es oft gar nicht wirklicher Reichthum, der zu dem Stimmrecht der 1. Klasse gelangt, denn in dieser wählt auch, wie Lasker treffend bemerkte, wer durch Spekulation in den Besitz eines halben Dutzend von

Häusern gelangt ist, wenn ihm auch kaum ein Ziegel auf dem Dache gehört, um bei der nächsten Wahl nicht einmal für die 3. Klasse sich zu qualificiren, weil ihm alle 6 Häuser zwangsweise versteigert sind.

Freilich hätte die Modifikation des Abgeordnetenhauses, nach welcher die 1. Abtheilung mindestens 1 Zwölftel, die 2. Abtheilung mindestens 2 Zwölftel der Wahlberechtigten umfassen sollte, die allerkrassesten Mißstände beseitigt, wenn gleichzeitig das Wahlrecht auf die 1. Klassensteuerstufe ausgedehnt worden wäre. In diesem Falle würde in Berlin 1880 die 1. Abtheilung 21278 und die 2. Abtheilung 42556 Wähler umfaßt haben. Aber auch eine solche Reform wäre nur ein Nothbehelf und nur für ein Uebergangsstadium zu empfehlen gewesen, denn auch in diesem Falle hätte die 3. Abtheilung 191500 Wähler umfaßt und 1 Viertel der Wähler in den beiden ersten Abtheilungen würde doppelt so viel Stadtverordnete zu wählen gehabt haben, als 3 Viertel der Wähler in der 3. Abtheilung. Ein solches Mißverhältniß müßte immer von Neuem den Wunsch und das Verlangen nach einer vollständigen Reform, nach dem allgemeinen gleichen Wahlrecht auch in der Gemeindeverwaltung rege machen.

Man wendet vielleicht mit dem Grafen Eulenburg ein, daß das allgemeine gleiche Stimmrecht in der Kommune ein bisher in Deutschland ganz unerprobtes Experiment sei, aber diesem Bedenken ist entgegen zu halten, daß das allgemeine gleiche Stimmrecht bis zum 12. Februar 1867 auch für den Reichstag ein ganz unerprobtes Experiment war, und daß doch Niemand wird behaupten wollen, der Reichstag sei weniger qualificirt als das Abgeordnetenhaus gewesen. An die Thore der Städte pocht die sociale Aufgabe heute ebenso laut, wie an die Thore der Staaten, und auch hier gilt daher der Satz des Herausgebers dieser Jahrbücher (Bd. 65 S. 84): „Für Jeden, der anerkennt, daß die sociale Frage die Frage unserer Generation ist, für Jeden, der die parlamentarische Geschichte der letzten Jahre kennt, ist es zweifellos, daß allein das allgemeine Stimmrecht es der Reichsregierung ermöglicht hat, Hand anzulegen an die Lösung dieser Aufgabe. Der ungeheure Egoismus der mittleren und oberen Klassen, die politische Kurzsichtigkeit, welche von je besonders die Mittelklassen charakterisirt hat, würden es unmöglich machen, einem Parlament, das wesentlich nur diese Klassen vertritt, eine sociale Reform zu Gunsten des unteren abzuzwingen. Nur der unwiderstehliche Druck des allgemeinen Stimmrechts hat der Volksvertretung die socialen Gesetze abgepreßt." In der Baupolizei, der Schulverwaltung, der Steuerverfassung, der öffentlichen Armenpflege, dem Krankenkassenwesen, der Sorge für

öffentliche Badeanstalten, Spaziergänge, Volksfeste haben die Städte Aufgaben von eben so großer socialer Bedeutung, wie das Reich. Das Stimmrecht sollte überall so gestaltet sein, daß die oberen und mittleren Klassen ihre Pflicht gegen die Armen erfüllen müssen, wenn sie nicht Gefahr laufen wollen, daß „aufsteht mit des Verbrechens Wuth und des Elends die Menschheit". Erfüllen dagegen die oberen und mittleren Klassen ihre sociale Pflicht, so wird der Einfluß alles deß Guten, das in ihnen steckt, den socialen Frieden bewahren und die unteren Klassen immer mehr heben und immer mehr versöhnen.

Gegen das allgemeine gleiche Wahlrecht in der Kommune mag eingewendet werden, daß es den Wählern der letzten Klassensteuerstufen doch an Zeit fehlen möchte, sich mit den Wahlgeschäften zu befassen, und daß es ihnen sicher an Muße mangeln möchte, in der Stadtverordnetenversamlmung zu tagen, in den Verwaltungskommissionen zu arbeiten und im Rath Sitz und Stimme zu üben. Diese Sorge dürfte zunächst den Arbeitern zu überlassen sein, jedenfalls werden sie Leute finden, welche die socialen Interessen der Armen ebenso eifrig vertreten, wie die Arbeiter, auch wenn jene nicht von Handarbeit leben. So viel aber steht wohl fest, daß schon das Bewußtsein des Rechts, in die städtische Vertretung zu gelangen, einen mildernden Einfluß auf die Stimmung der Arbeiter üben, daß die wirkliche Mitarbeit an der städtischen Verwaltung sie manches Gute an derselben erkennen lassen und daß die Ueberzeugung, es werde ihnen überall ihr Recht gewährt, nicht ohne wohlthätige Wirkung bleiben wird. Ungeberdigkeiten Einzelner während der Zeit des Ueberganges müssen ertragen werden.

Nach dem Reichswahlgesetze ist jeder 25 Jahre alte Deutsche wahlberechtigt, welcher nicht unter Vormundschaft steht, nicht im Konkurse ist, keine Armenunterstützung aus öffentlichen Mitteln bezieht und sich im Besitze der bürgerlichen Ehrenrechte befindet. Bei diesen Bestimmungen könnte es auch für das städtische Wahlrecht verbleiben, und es brauchte nur noch hinzugefügt zu werden, daß der Wähler 2 Jahre lang seinen gewöhnlichen Aufenthalt in der Stadt gehabt haben muß, um auf diese Weise das allzu fluktuirende Element der Bevölkerung von der Theilnahme an der Wahl abzuhalten und Garantie für einige Orts- und Personenkenntniß zu geben. Der Bestimmung, daß jeder Wähler zur Klassensteuer veranlagt sein muß, würde es kaum bedürfen, da mit singulären Ausnahmen jeder, mindestens 25 Jahre alte Stadteinwohner, welcher nicht der öffentlichen Armenpflege verfallen, auch zur Klassensteuer veranlagt ist; andererseits würde eine solche Bestimmung, dem berechtigten Principe Ausdruck geben, daß jeder Gemeindewähler

auch unmittelbar sein Schärflein für die Gemeinde beisteuern soll. Bei einem auf dieser Grundlage aufgebauten Wahlrecht würden allerdings die oberen und mittleren Klassen die Hände nicht in den Schoß legen dürfen, „aber man bekämpft eben den Socialismus nicht damit, daß man ihn von jeder Gemeinschaft ausschließt, sondern nur dadurch, daß man sich mit ihm in den Kampf einläßt".

Ueber die im Königreich Sachsen, wo die Socialdemokratie in den Städten Mittweida und Glauchau zeitweise die Mehrheit, in Meerane und Crimmitschau ansehnliche Minderheiten hatte, gemachten Erfahrungen gehen die Meinungen auseinander. Nach der einen Meinung wird die Verwaltung von den Socialdemokraten an allen Maßnahmen gehindert, die nicht einseitig den Arbeitern zu gut kommen; Schulverbesserungen, welche nicht ohne Weiteres auch auf die Armenschulen erstreckt werden können, finden bei den Socialdemokraten keinen Beifall; für ruhige friedliche Arbeit, für sachliche Berathung sind die Socialdemokraten, welche ihre Hauptaufgabe in Erregung von Haß sehen, nicht geeignet. Dagegen wird von anderer Seite geltend gemacht, daß die Socialdemokraten sich über das oft protzenhafte Auftreten der Mehrheit in den städtischen Vertretungen beschweren, und daß mit Vertretern der besitzenden Klassen, die von solchem Klassenhaß beseelt und so auf ihre bevorrechtigte Stellung versessen sind, daß sie auch die kleinste Konzession zurückweisen, ein Paktiren unmöglich sei. In den Ausführungen beider Theile wird Wahres sein, und es soll nicht verabredet werden, daß beide Theile in der Zukunft noch Manches werden zu lernen haben, bevor ein gedeihliches Zusammenwirken erreicht wird. Jedenfalls sind die in Sachsen gemachten Erfahrungen nicht abschreckender Art. Zur Erläuterung sei bemerkt, daß nach der Landgemeindeordnung vom 24. April 1873 der Gemeindeausschuß von verschiedenen Hauptklassen der Ansässigen und der Nichtangesessenen gewählt wird, daß die Hauptklassen der Angesessenen nach dem Umfange ihres Grundbesitzes oder nach der Höhe der Staatssteuern bestimmt werden, daß die Zahl der unansässigen Ausschußpersonen nirgend mehr als 1 Drittel betragen soll und daß zur Ausübung des Wahlrechts die Veranlagung zur Staats- oder Gemeindesteuer erforderlich ist. Nach der Städteordnung vom 24. April 1873 muß die Hälfte der Stadtverordneten aus Grundbesitzern bestehen, und wahlberechtigt sind nur Bürger; zur Erwerbung des Bürgerrechts aber bedarf es einer Staatssteuerveranlagung von mindestens 3 M.; für die Ertheilung des Bürgerrechts werden, außer den baaren Verlägen, an Sporteln 3 M. erhoben. Durch diese Kosten und die damit verbundenen Weiterungen lassen sich aber viele

kleinere Leute von dem Antrage auf Erwerbung des Bürgerrechts abhalten.

Scheint das allgemeine gleiche Wahlrecht für die Kommune zu gewagt, so ließe sich vielleicht folgender Ausweg einschlagen: Sobald die Grund-, Gewerbe- und Gebäudesteuern mit rund 92 Millionen Mark den Gemeinden überwiesen sind und die Bedürfnisse der Gemeinden dann vorwiegend aus den Realsteuern bestritten werden können, läßt man statt nach Klassen, die eine Hälfte der Stadtverordneten von den Realsteuer-Zahlern, die andere Hälfte von den Reichstags-Wählern, welche mindestens 2 Jahre ihren gewöhnlichen Aufenthalt in der Stadt gehabt haben, wählen. Der Grundbesitz ist das bleibende Element in der Stadt, das mit dem Wohl und Wehe der Stadt dauernd verknüpft bleibt und deshalb das höchste Interesse an dem Gedeihen der Gemeinde hat; ähnlich ist jedes Gewerbe eng mit dem Platz der Ausübung verbunden. Wird diesen der größte Theil der städtischen Abgaben aufgelegt, so müßte ihm schon als Aequivalent hierfür auch ein vorwiegendes Wahlrecht zugestanden werden; daß sich unter den städtischen Hausbesitzern auch Einzelne befinden, welche „7 Häuser, aber keine Schlafstelle" haben, könnte dem Umstande gegenüber nicht in Betracht kommen, daß die überwiegende Mehrzahl der Hausbesitzer zu den wohlsituirten Leuten gehört. Ein sehr großer Theil der kommunalen Aufgaben ist ja auch in der That wirthschaftlicher, oder doch vorwiegend wirthschaftlicher Natur. An der richtigen Erfüllung dieser Aufgaben aber hat der Besitz ein prävalirendes Interesse und diesem Interesse könnte die Wahlordnung entsprechen. Aber auch die kulturellen Aufgaben der Stadt sind nicht zu unterschätzen. Der Stadtgemeinde müssen die höheren Schulanstalten ebenso am Herzen liegen, wie die Volksschulen, und die in Sachsen gemachten Erfahrungen scheinen doch zu beweisen, daß die Socialdemokraten für höhere Schulen keine offene Hand haben. Ebenso muß in größeren Städten, welche die Mittel dazu besitzen, Kunst und Wissenschaft gepflegt werden, es dürfte aber Vielen recht fraglich sein, ob hierfür bei den Handarbeitern besonderer Sinn zu finden sein möchte. Last not least liegen vielen Städten Patronatsrechte und Patronatslasten ob, und Mancher könnte sich schwer entschließen, die Ausübung dieser Rechte und die Erfüllung dieser Pflichten vielleicht in Hände zu legen, die mit „kirchlichen Dingen" sich nicht befassen mögen.

Nachdem die Wahlrechtsfrage erledigt, gelangen wir zum § 43, nach welchem der Magistrat von den Stadtverordneten (nicht wie in Hannover, von dem Magistrat und von den Bürgervorstehern, nicht wie

in Schleswig-Holstein von der Bürgerschaft) gewählt werden sollte, denn die, auch nur theilweise Ergänzung des Magistrats durch diesen selbst enthält eine ungeeignete Kooptation des Kollegiums und die Wahl durch die gesammte Bürgerschaft nöthigt die Kandidaten zum Ambiren bei oft recht wenig passenden Elementen. Eine wesentliche Verbesserung gegen den bisherigen Zustand brachte die Vorlage, indem sie die Zahl der unbesoldeten Magistratsmitglieder auf 1 Sechstel der Stadtverordneten herabsetzte, weil übermäßig zahlreiche Kollegien, zumal es in kleinen und Mittelstädten oft an geeigneten Personen fehlt, durchaus unerwünscht sind; die Zahl der unbesoldeten Mitglieder sollte, um das bürgerliche Element nicht zu unterdrücken, mindestens so groß, wie die der besoldeten sein und in Städten bis 5000 Einwohner 2, bis zu 10,000 Einwohner 3, bis 25,000 Einwohner 5, bis 50,000 Einwohner 6, bis 100,000 Einwohner 7 betragen, für je folgende 50,000 Einwohner 1 Mitglied hinzugefügt werden, die Zahl aber nicht höher als auf 12 Mitglieder steigen. Das Abgeordnetenhaus lehnte auch, im Widerspruch mit dem Herrenhause, die Zulässigkeit einer Vergrößerung der Zahl durch Ortsstatut mit Recht ab, denn der gute Zweck des Gesetzes würde dann, weil der Stadtrathstitel immer noch sehr erstrebt ist, durch Ortsstatute leicht vereitelt werden, und es scheint im Allgemeinen möglichste Einschränkung der Ortsstatute gerathen. Die Techniker schloß das Abgeordnetenhaus von der Magistratsmitgliedschaft aus, denn hier sehen die Wähler vorwiegend auf die technische Befähigung, und man kann ein sehr tüchtiger Bau- oder Forstrath sein, ohne sich irgend wie für andere kommunale Angelegenheiten zu eignen; durch Anstellung solcher Techniker wird auch dem Bedenken begegnet, daß Städte, welche großen Grundbesitz oder bedeutende industrielle Anlagen haben, mit der in der Vorlage normirten Zahl von Magistratsmitgliedern nicht auskommen könnten.

Nach § 45 sollte alle 3 Jahre, um allzu häufige Wahlen zu vermeiden, die Hälfte der unbesoldeten Magistratsmitglieder, gleichwie der Stadtverordneten ausscheiden.

Die Festsetzung des Gehalts des Bürgermeisters und der Beigeordneten knüpfte der § 45 der Vorlage an die Genehmigung des Regierungspräsidenten, und die Kommission trat dem in der 1. Lesung bei; in der 2. Lesung wurde jedoch beschlossen, daß es auch der Genehmigung des Bezirksraths nicht bedürfen, bei dem Dissense der beiden städtischen Kollegien vielmehr in vereinigter Sitzung derselben endgiltig entschieden werden sollte; das Abgeordnetenhaus schloß sich dem an, das Herrenhaus stellte jedoch die Vorlage mit der Einschränkung

auf Städte bis zu 10,000 Einwohnern wieder her, und dieser Beschluß hat die Erfahrung für sich, daß in kleinen Städten die Gehaltsfrage oft in sehr kleinlicher Weise geregelt wird und daß die große Zahl von Bewerbern, die überall vorhanden ist, keinerlei Garantie für die Erwerbung einer tüchtigen Kraft giebt. Die Wahl von Bürgermeistern auf Lebenszeit wollte die Vorlage nicht zulassen, zumal die Städte hiervon nur sparsamen Gebrauch machen, das Herrenhaus entschied sich jedoch für die Zulässigkeit einer solchen Wahl, obwohl im Abgeordnetenhause konstatirt war, daß man in Nassau mit den lebenslänglichen Bürgermeistern „sehr schlechte Geschäfte" gemacht habe, und die Nassauer Städte mit dieser Erfahrung wohl nicht allein stehen.

Einen Anklang an die in der Gründerzeit geübten Praktiken ruft der Beschluß des Abgeordnetenhauses hervor, nach welchem besoldete Magistratsmitglieder, welche sich bei Gründung oder Verwaltung von Aktiengesellschaften betheiligen wollten, hierzu die Erlaubniß der Stadtverordneten nachsuchen müßten.

Die Bestätigung hielt das Abgeordnetenhaus, entgegen dem Herrenhause, im § 51 nur bei dem ersten Beigeordneten für erforderlich, obwohl jeder Beigeordnete nach der rheinischen Städteverfassung in die Lage kommen kann, den Bürgermeister zu vertreten, und wollte im Fall der Wiederwahl von der Bestätigung überhaupt absehen, obgleich grade die verflossene Amtsperiode zur Nichtbestätigung begründeten Anlaß geben kann. Das Abgeordnetenhaus beschloß ferner, daß die Bestätigung nur solle versagt werden dürfen, wenn Thatsachen vorliegen, welche Bedenken gegen die sittliche oder technische Qualifikation des Gewählten begründen; auch sollten diese Gründe in dem, die Bestätigung versagenden Beschlusse mitgetheilt werden. Es darf jedoch bezweifelt werden, ob hiermit ausreichende Kautelen gegen Mißbrauch des Bestätigungsrechts wären geschaffen worden, denn die Begriffe der sittlichen und technischen Qualifikation sind recht dehnbar, und die Mittheilung der Gründe erfordert lediglich einen nicht zu hohen Grad von Ungenirtheit.

Der § 52 der Vorlage erhöhte die Pension der besoldeten Magistratsmitglieder nach 18jähriger Dienstzeit auf 2 Drittel, nach 24jähriger Dienstzeit auf 3 Viertel des Gehalts, doch sollten nach dem Beschlusse des Abgeordnetenhauses anderweite Abreden auch ohne Genehmigung des Oberpräsidenten zulässig sein, weil man annahm, daß die Gemeinden selbstständig müßten handeln können; das Gesetz hat jedoch grade den Zweck, ungerechtfertigte „Selbstständigkeiten" zu hindern, und die Gefahr liegt sehr nahe, daß eine gute Bewerbung zurückgesetzt wird,

weil ein minder tüchtiger Konkurrent sich mit einer kleinen oder mit gar keiner Pension begnügen will.

Nach dem § 55 der Vorlage sollte die Bürgermeistereiverfassung auf gemeinschaftlichen Beschluß des Magistrats und der Stadtverordnetenversammlung überall eingeführt werden können; die Regierung hielt die Magistrats- und die in Rheinland geltende Bürgermeistereiverfassung für gleichwerthig, auch in der Kommission und im Abgeordnetenhause waren die Ansichten getheilt und man vertagte die Entscheidung bis zur Durchführung der Verwaltungsorganisation. Im Interesse einer einheitlichen Städteordnung wäre es erwünscht, durch Gesetz die Bürgermeistereiverfassung in allen Städten bis zu 10 000 Einwohnern einzuführen, weil es hier an geeigneten Personen für die Stellen der unbesoldeten Magistratsmitglieder fehlt und hier der größere Einfluß des Bürgermeisters, sowie der Vorsitz desselben in der Stadtverordnetenversammlung am Platze ist. In mittleren und großen Städten fehlt es nicht an dem erforderlichen Material zur Besetzung der unbesoldeten Magistratsstellen, wenn sie nicht zu zahlreich sind, und zur Leitung der Stadtverordnetenversammlung durch einen primus inter pares; überdem ist die Verantwortung für einen Mann in großen und Mittelstädten zu schwer und wird daher die Verwaltung besser auf ein Kollegium übertragen. Es scheint hiernach gerechtfertigt, wenn das Gesetz in allen Städten von mehr als 10,000 Einwohnern die Magistratsverfassung einführt; allerdings muß dann auch die Fürsorge getroffen werden, daß die erforderliche Geschäftskenntniß im Magistrate vertreten ist, und das Abgeordnetenhaus beschloß daher, daß in Städten von mehr als 10 000 Einwohnern mindestens ein, zum Richteramte befähigtes Mitglied im Magistrat sitzen solle, — eine Bestimmung, die 1876 noch lange nicht erreicht war, indem damals noch fast 50 Städte von mehr als 10 000 Einwohnern kein, zum Richteramte befähigtes Mitglied im Magistrate hatten.

Die Geschäftsordnung der Stadtverordnetenversammlung sollte nach § 69 der Vorlage der Zustimmung des Magistrats, nach dem Beschlusse des Abgeordnetenhauses jedoch nur in so weit bedürfen, als sie sich auf gemeinschaftliche Sitzungen beider Kollegien bezieht; die Festsetzung von Ordnungsstrafen gegen ungebührliches Benehmen wurde nicht für erforderlich erachtet, weil die Oeffentlichkeit ein ausreichendes Korrektiv bilde, obwohl doch die Ungebühr trotz der Oeffentlichkeit fortgesetzt werden kann, von der Oeffentlichkeit der Stadtverordnetenversammlungen auch bekanntlich in kleinen und Mittelstädten wenig Gebrauch gemacht wird.

Der Magistrat soll verwalten und die Stadtverordnetenversammlung in allen Gemeindeangelegenheiten beschließen, die Grenzen der Zuständigkeit die Gemeinde ziehen. Versagt der Magistrat einem Beschlusse der Stadtverordnetenversammlung oder diese einem Beschlusse jenes die Zustimmung, so sollte nach § 79 auf Antrag eines der beiden Kollegien eine gemeinschaftliche Sitzung derselben stattfinden, in welcher der Bürgermeister den Vorsitz führt und beide Kollegien getrennt abstimmen, falls nicht der Magistrat oder 1 Viertel der Stadtverordnetenversammlung Vertagung oder abgesonderte Berathung beantragt. Wenn trotzdem in einer durch Gemeindebeschluß zu erledigenden Angelegenheit ein übereinstimmender Beschluß der beiden Kollegien nicht herbeizuführen ist, so sollte die Sache ruhen. Durch diese Bestimmung, welche sich durch langjährige Praxis in Hannover bewährt hatte, sollten die Gefahren des Dualismus und Konflikte vermieden oder doch gemildert werden, das Herrenhaus hielt es jedoch für angezeigt, diese Bestimmung dadurch bis zur Unwirksamkeit abzuschwächen, daß nach seinem Beschlusse nur der Magistrat solche gemeinschaftlichen Sitzungen sollte beantragen dürfen; der Referent fürchtete, daß sonst der Schwerpunkt der ganzen Verwaltung immer mehr in die Stadtverordnetenversammlung verlegt und daß ein „Spektakelstück“ aufgeführt werden würde, bei welchem der Magistrat in der öffentlichen Meinung immer am schlechtesten wegkomme.

Die Anstellung der Gemeindebeamten sollte nach § 83 der Vorlage durch den Magistrat erfolgen und das Abgeordnetenhaus amendirte dies dahin, daß die bis dahin geltende Anhörung der Stadtverordneten hierüber, weil wenig bedeutungsvoll, aufhören, dagegen die Anstellung der zur Leitung einzelner Zweige der Gemeindeverwaltung zu berufenden oberen Gemeindebeamten von dem Magistrat und der Stadtverordnetenversammlung in gemeinschaftlicher Sitzung bewirkt werden solle, um für diese wichtigen Stellen die positive Zustimmung der Stadtverordneten zu sichern. Bei der Anstellung aller Gemeindebeamten, welche nicht lediglich zu vorübergehenden oder mechanischen Dienstleistungen berufen waren, verlangte der § 85 der Vorlage die Lebenslänglichkeit, das Abgeordnetenhaus ließ jedoch entgegenstehende Verabredungen zu und öffnete damit einer Art der Anstellung die Thür, von welcher kleine und Mittelstädte reichlichen Gebrauch machen würden, um Angestellte zu erhalten, die ad nutum des Vorgesetzten stehen und täglich ihre Entlassung zu fürchten haben, wenn sie die Gunst eines einflußreichen Deputationsmitgliedes, oft grade durch getreue Erfüllung ihrer Pflicht, verloren hatten. Die Verpflichtung der Städte, als Gemeindebeamte Militär-Invaliden und Anwärter anzustellen, sollte

nach dem Beschlusse des Abgeordnetenhauses auf Kassenbeamte, Stadtsekretäre und Kalkulatoren nicht ausgedehnt werden, wogegen das Herrenhaus die Militäranwärter nach wie vor privilegiren wollte.

Die Festsetzung von Ordnungsstrafen gegen Gemeindebeamte wollte das Abgeordnetenhaus nur dem Magistrat gestatten, obwohl ein in seinen Mitgliedern häufig wechselndes Kollegium wenig geeignet zu Disziplinarmaßregeln scheint; Urlaub sollte den Magistratsmitgliedern nach dem Beschlusse der Kommission der Bürgermeister bis zu 14 Tagen, bis zu 6 Wochen der Magistrat „dessen Mitglieder ja die Arbeiten des Beurlaubten übernehmen müßten", über 6 Wochen die Stadtverordnetenversammlung „die ja das Gehalt bewillige" ertheilen; als Resultat würde sich vielleicht ergeben haben, daß das Kollegium keinen Urlaub bewilligt hätte, um nicht die Arbeiten übernehmen zu müssen, und daß die Stadtverordnetenversammlung jedes Urlaubsgesuch abgelehnt hätte, um nicht das Gehalt umsonst bewilligt zu haben; das Abgeordnetenhaus strich denn auch wenigstens die letzte Amendirung.

Das Budgetrecht der Stadtverordneten ist nach dem § 98 in der Fassung des Abgeordnetenhauses ganz dasselbe, wie das allgemeine Beschlußrecht derselben. Entstehen zwischen dem Magistrat und den Stadtverordneten darüber, ob ein Betrag nach Gesetz, Gemeindebeschluß oder sonstigem Rechtstitel in den Haushaltsetat aufgenommen werden muß, Streitigkeiten, so sind dieselben, unbeschadet der Rechte Dritter, im Verwaltungsstreitverfahren zum Austrag zu bringen. Falls eine Einigung über das vermuthliche Erträgniß eines, nach Gesetz, Gemeindebeschluß oder sonstigem Rechstitel in den Haushaltsetat aufzunehmenden Einnahmepostens nicht zu erreichen, so wird der aufzunehmende Betrag durch gemeinsame Abstimmung in einer Sitzung beider städtischen Kollegien festgestellt. Auf diese Art ist das Budgetrecht der Stadtverordneten in sehr glücklicher Weise geregelt. Auch damit wird man sich einverstanden erklären können, daß der Haushaltsetat auf Anstalten und Stiftungen, welche von der Stadt Bedürfnißzuschüsse erhalten, ausgedehnt werde, und daß auf Verlangen der Stadtverordnetenversammlung eine außerordentliche Kassenrevision veranlaßt werden muß.

Ueber die Polizeiangelegenheiten wurden lebhafte Debatten geführt. Die Stellung des Abgeordnetenhauses zu dieser Frage läßt sich in folgenden Sätzen zusammenfassen. Der Magistrat beschließt über die Organisation des Polizeidienstes und stellt die Polizeibeamten an; dem Bürgermeister steht die Leitung des exekutiven Polizeipersonals und das Recht der vorläufigen Straffestsetzung zu; diese Geschäfte kann jedoch der Magistrat auf Antrag des Bürgermeisters einem anderen

Magistratsmitgliede oder anderen oberen Gemeindebeamten übertragen; zur Abstellung der bei den Maßregeln zur Verhütung und Verfolgung von Verbrechen und Vergehen hervortretenden Mängel kann der Regierungspräsident in Städten mit 25 000 und weniger Einwohnern die erforderlichen Verfügungen treffen; der Minister des Innern kann in Städten mit mehr als 25 000 Einwohnern, sowie in Festungen die Sicherheitspolizei einer besonderen Staatsbehörde übertragen, den Stadtgemeinden verbleibt jedoch die Bau- und Feuerpolizei, so wie die polizeiliche Aufsicht über gewerbliche Anlagen und über das Versicherungswesen; über die Einrichtung von Sanitätsanstalten, von öffentlichen Märkten und öffentlichen Transportanstalten beschließt in allen Stadtgemeinden der Magistrat, und zwar in Städten, in denen zur Verwaltung der Sicherheitspolizei eine besondere Staatsbehörde besteht, nach Anhörung derselben; Ortspolizeiverordnungen bedürfen der Zustimmung der Stadtverordneten, weil sie oft tief in privatrechtliche Verhältnisse eingreifen.

Grade weil dies aber der Fall ist, scheint es bedenklich, die Zustimmung der Stadtverordneten zu fordern, und das Landesverwaltungsgesetz begnügt sich deshalb mit der Zustimmung des Gemeindevorstandes, in welchem die Stimmberechtigung des Bürgermeisters und der Beigeordneten mehr Gewähr für die Berücksichtigung sde öffentlichen Interesse giebt; Niemand wird beispielsweise bezweifeln, daß die neue Berliner Baupolizeiordnung in der Stadtverordnetenversammlung gescheitert wäre. Nicht minder bedenklich scheint es, die Entscheidung über Bauerlaubnißgesuche in die Hand des Magistratskollegiums zu legen. „Ich habe die Erfahrung gemacht, sagte der Referent im Herrenhause, daß die Rathsherren, welche sonst große sanitäre Anforderungen bei Bauten machen, für sich Ausnahmen verlangen, wenn sie selbst bauen wollen", und wer die Dinge aus der Praxis kennt, weiß, daß die Unparteilichkeit, welche das Gesetz als oberste Richtschnur achtet, in den Magistratskollegien oft nicht zu finden ist. Im Allgemeinen scheint es nicht rathsam, die Polizeiverwaltung, welche, wenn der Bürgermeister sie inne hat, von den Kommunalinteressenten schon abhängig genug ist, allzu sehr unter die Mehrheit des Kollegiums zu stellen. Die Polizeiverwaltung soll lediglich dem Gesetze und ihrem sachverständigen Ermessen folgen dürfen, zu dem Zweck aber möglichst unabhängig nach Oben, jedoch auch möglichst unabhängig nach Unten sein. Den Maßstab der Verhältnisse einer großen Stadt darf man nicht an kleine und Mittelstädte anlegen.

Die Oberaufsicht über die Stadtverwaltung ist mittlerweile durch das Zuständigkeitsgesetz geordnet, und das Abgeordnetenhaus erklärte

sich auch damit einverstanden, daß die Veräußerungen von Sachen, welche einen besonderen wissenschaftlichen, historischen oder Kunstwerth haben, nur mit Genehmigung des Regierungspräsidenten erfolgen dürfe, denn der Vandalismus gegen Alterthümer ist auch oft in größeren Städten nicht klein. Gegen die Auflösbarkeit der Stadtverordnetenversammlung wird, da sie auch für Gemeindevertretungen, Kreis- und Provinziallandtage zulässig ist, nichts Wesentliches zu erinnern sein.

Hiemit wären die hauptsächlichsten Punkte, welche bei der Städteordnung in Betracht kommen, erschöpft. Nachdem 14 Jahre seit dem letzten Reformversuche verflossen sind, dürfte ein erneuter Anlauf, eine einheitliche Städteordnung für die gesammte Monarchie zu schaffen, an der Zeit sein. Die städtischen Verhältnisse an sich sind in Ostpreußen und in Rheinland, in Schleswig-Holstein und in Hannover nicht so verschieden, daß ein einheitliches Gesetz nicht für alle Städte sollte zu Stande zu bringen sein. Die Verschiedenheiten, welche bestehen, beruhen mehr auf Angewöhnungen, als auf unvereinbaren Differenzen. Geht die Staatsregierung mit Energie an's Werk, legen sich die mehr oder weniger „unberechtigten Eigenthümlichkeiten" im Landtage ein patriotisches Opfer auf, so wird das letzte Jahrzehend unseres Jahrhunderts eine einheitliche Städteordnung in Preußen erstehen sehen.

Der Herzogin Anna Amalia Reise nach Italien.

In Briefen ihrer Begleiter.

Von

Bernhard Seuffert.

„Ich muß Ihnen eine Eröffnung von etwas machen . . ., nemlich die von meinem Vorhaben, dieses Jahr eine Reise nach Italien zu machen. Was sagt der Herr KriegsRath dazu? ist das nicht ein kühnes Unternehmen? Wie glücklich bin ich, einmal meinen Wunsch in Erfüllung zu bringen, und das schöne, natur- und kunstreiche Land mit eignem Auge zu sehen und zu genießen . . . Ich glaube, Italien ist für uns, was der Fluß Lethe den Alten war, man verjüngt sich, indem man alles Unangenehme, was man in der Welt erfahren hat, vergißt und dadurch ein neugeborner Mensch wird . . . Ich hoffe, lieber Merck, daß Sie mir Ihren Segen zu dieser Reise geben." So schreibt die verwittwete Herzogin von Sachsen-Weimar, Anna Amalia, zu Anfang des Jahres 1788.

Ihre Worte versetzen uns um hundert Jahre zurück. Wir überwinden das heute Befremdende, daß eine Fürstin eine Reise nach Italien ein kühnes Unternehmen nennt, wir beneiden sie um das gerade durch die Schwierigkeit gesteigerte Glückgefühl, wir spüren uns vom Hauche der klassischen Zeit umweht, welche die Schönheit suchte und die innere Läuterung des Menschen.

Die Schönheit suchte auch der Kunstforscher Winckelmann in Italien, Schönheit und Befreiung von Alltäglichkeit suchte der Künstler Goethe. Beide haben Anna Amalia angeregt und geführt. Zu Winckelmann hatte sie durch dessen Freund Berendis, von welchem sie die dann Goethe zur Veröffentlichung übergebenen Briefe Winckelmann's aus Italien erhalten hat, eine nähere, freilich passive Beziehung. Von Goethe las sie Reiseberichte, die ihr den bewundernden Ausruf ablocken: „Wenig Menschen gibt's und wird es geben, die Rom auf

eine solche Weise sehen und studiren wie er." Und Goethe ist's, der den unmittelbaren Anstoß gab, den längst gehegten Wunsch zum Plane zu verdichten. Schiller freilich hörte und erzählte weiter, die Herzogin wolle einen Sänger nach Italien begleiten, für den sie ein lächerliches Attachement habe; aber das war böser Klatsch, wenn sie auch mit ihrem Kammersänger Grave dann in Mailand zusammentraf.

Schon im August 1787 war ihre Absicht der Weimarer Gesellschaft bekannt; im Oktober sollte die Reise begonnen werden. Goethe aber rieth ab; sie treffe da gerade auf die Umkehr des Wetters, sie möge bis zum nächsten Jahre warten. Sein langer Brief fand Gehör, wie überhaupt sein Rath und seine Hilfe die Wege ebneten. Im November schon schickte er einen erprobten Italiener als Reiseführer nach Weimar, obwohl die Fahrt erst den kommenden Sommer angetreten werden sollte und wirklich erst am 15. August 1788 begonnen wurde.

Gefährten der Herzogin waren die bewährten nächsten Diener: der Kammerherr Friedrich Hildebrand von Einsiedel und Thusnelde, die Hofdame Luise von Goechhausen; beide reich an Laune und Witz, offenen Sinnes, offenen Herzens für alles Schöne und empfindenden Genuß, wie ihre verehrte Herrin. Es ist bekannt, wie vertraulich an diesem älteren Weimarischen Hoflager der immer gleiche Dienst der Musen geübt ward, bekannt, wie Wieland, Goethe, Herder da gepflegt und geehrt wurden. Herder und Goethe konnten streckenweise persönlich auch an dieser Reise Theil nehmen, Wieland empfing ausführliche Nachrichten von den Reisenden, damit er in der Ferne mit fortlebte.

Und diese Briefe an Wieland, obwohl leider nicht alle erhalten, unterrichten uns heute wenigstens über die Hauptstaffeln der Wallfahrt ins ersehnte Land. Wenige davon sind bisher bekannt geworden, keiner der zahlreichsten und ausführlichsten, welche Thusnelde schrieb. Ihre Briefe tragen voll das Gepräge ihres Geistes und des Sinnes ihrer Umgebung. Wie köstlich ist der kurze Satz, mit dem die Herzogin eines ihrer Schreiben unterbricht. Wie kennzeichnend ist für die Stimmung dieses Cirkels der Weimarischen Gesellschaft die tiefe Verehrung für Wieland, welche die Briefe stets bekunden. Aber auch fürs jüngere Geschlecht war ja hier Verständniß, man merkt es den Briefen an, daß die Briefstellerin auch aus Goethe's Reiseberichten gelernt hat. „Seine Briefe werden immer besser, je mehr alles das Große und Herrliche, was mit einem Male auf ihn zuströmte, sich bei ihm ruhig zu setzen anfängt", schrieb sie vor der Reise über Goethe. Auch an ihren Briefen spürt man, wie sie mit den Erlebnissen und Eindrücken wächst und einmal wenigstens nahe zu Goethe's Höhe auffliegt;

doch sie wird von gesteigerter Empfindung empor gerissen, nicht von beruhigtem abgeklärtem Geiste hinauf getragen.

Trotz des Ausströmens der Empfindung aber rufen ihre Briefe nie den Eindruck wach, daß die Reisenden ein sentimental journey gethan haben, wie etwa Sophie La Roche sie that und beschrieb. Es hat nur in diesem Kreise das Gefühlsleben überhaupt die Vorherrschaft, wie bei Wieland, der sein erster Heiliger war. Die Sinnlichkeit kommt dabei nicht zu kurz, nur fehlt die klare Bestimmtheit des Sinnes. Darum ist auch die Musik die bevorzugte Kunst der Herzogin und ihrer Vertrauten, ihr schenken die Reisenden die größte Aufmerksamkeit, über sie wissen Luise und Einsiedel genau zu berichten. Nach dieser Seite bilden die Briefe eine Ergänzung zu Goethe's Italienischer Reise. Und noch in einer zweiten Richtung können sie als eine Art Zusatz dazu angesprochen werden: die Herzogin hat ihren Vorsatz, der Gesellschaft fern zu bleiben, noch weniger festhalten können als Goethe; einige der Briefe Thusneldens geben uns davon Zeugniß.

Und nun mögen die Reiseberichte selbst unverkürzt folgen. Aus ihrer bunten Orthographie darf man auf die Schulbildung der Schreiberin keinen üblen Schluß ziehen; es ist zwar natürlich etliches ihr Eigene darinnen, wie in ihrer Abschrift des älteren Fausts Goethe's, aber die gebildetsten Frauen ihrer Zeit haben sich mit der schwanken Rechtschreiblehre schlecht vertragen. Schuldiger ist sie wegen ihrer mangelhaften Kenntniß fremder Sprachen, die gelegentlich sogar ein unerklärbares Wortbild auf das Blatt setzt; solche kleine Unregelmäßigkeiten verstärken äußerlich die zeitliche Stimmung, die durch's Ganze klingt. Gleich im ersten Briefe fällt ja auch eine Aeußerung, die recht altmodisch ist; die Reisenden haben den Weg über Innsbruck genommen, wie Winckelmann und Goethe vor ihnen; der Eindruck der Berge Tirols war aber auf diese Vorgänger freundlicher; Thusnelde, und gewiß auch ihre Fürstin, stand unter dem Drucke der Furcht, der auf früheren Gebirgsreisenden lastete. Erst der Anblick der Gegend vor Verona, von deren Reiz auch Goethe aufs stärkste berührt war, weckt das rechte Entzücken. Doch die Briefe sollen selbst reden!

Verona, 3. September 1788.

Liebster bester Freund!

Da nun gutes Glück uns fröhlich und gesund in das Land gebracht hat welches schon so lange das Ziel der Wünsche unserer geliebten Herzogin war; so benuze ich mit Freude die Erlaubniß die Sie mir gaben Ihnen von unserer Reise einige Nachricht zu ertheilen. Sie war bis jezt bey dem schönsten Wetter das man sich nur wünschen kan (da wir

diese ganze Zeit über nur einen einzigen Tag Regen hatten) glüklich und vergnügt. Unsere Fürstin genießt der besten Gesundheit, ihr Geist ist heiter und ihr Herz froh, Gott erhalte sie noch lange dabey! Daß uns das Wetter so günstig war, rechne ich zu dem besten Glük unseres Lebens, denn die fürchterlichen Schönheiten der Tyroler Gebürge, über Insprunk hinaus, bey trüben Tagen zu durchreisen, müste bey etwas gespanter Imagination, unaushaltbar seyn. Denken Sie sich bey einen engen Thal Berge die bis in die Wolcken gehn, die Gipfel mit Schnee und Eis bedekt wo man zuweilen keinen Ausgang möglich glaubt überall das Auge von Himmelhohen Gebürgen beschränkt, tosende Wasser Fälle die aus den Wolcken zu kommen scheinen und fast alle Virtel-Stunden ein bludenter Heyland, Abbildungen von Unglüksfällen, einstürzente Wagen, oder Legenden von Heyligen die durch wunderkraft Menschen vom Untergang retteten, alles in häßlicher Kunst dargestellt, dieses geht abwechselnd mit schönern Formen der Berge und blühenten Thälern bis Volarni so fort, hier ist ein Venezianischer Paß an den Fluß, die Aego*), und in Gebürgen wo man meint hier müsse die Schöpfung erst beginnen: aber auf einmal weitet sich das Thal, die Berge schwinden allmählig und wir befanden uns bey den heitersten Himmel und der mildesten Luft in einer der schönsten Gegenden der Welt; Weinreben so weit das Auge trägt wie Festons an Bäumen hangend, Fruchtbarkeit und Fülle überall. So kamen wir gestern Abend um 9 Uhr glüklich hier an, wo die Herzogin gedenkt sich und ihrer Suite einige Rast zu geben. Heute Abend werden wir die erste Italienische Comedie und das merkwürdigste der Stadt besehn. Die erste Opera buffa sahen wir in Bolzano, ziemlich mittelmäßig, doch würzte das Leben und der Italienische Geist das Ganze mit Frölichkeit. Gern schrieb ich Ihnen noch etwas von unsern hisigen Aufenthalt, aber die Post geht jezt ab. Das Andenken an Ihnen, liebster Freund begleitet mich überall und Ihre Güte und Freundschaft rechne ich zum Glük meines Lebens, erhalten Sie mir diese und geben Sie mir bald bald Nachricht von sich und den Ihrigen. Schiken Sie die Briefe an Ludecus [der Herzogin Chatoullier] und geben Sie ihm beyliegente beyde adressen, so wie ich auch bitte den Brief an meine Mutter gütigst besorgen zu lassen.

Leben Sie wohl und glüklich!!!

L. Goechhausen.

---

*) Ueber den Passo di Perarolo (= Veroneser Klause) kamen die Reisenden nach Volargne und blieben am linken Ufer der Etsch, die unter dem etwas undeutlich geschriebenen Aego wohl verstanden werden muß.

Die Herzogin fügt zu dem Briefe eine Nachschrift:

Mein lieber Alter, durch diese wenige Zeilen will ich Ihnen nur sagen und bezeigen daß ich an Ihnen dencke. Mit mir stehets wie mit den Seeligen Geistern in Elysium, möges Ihnen auch wohl gehen!

Amelie.

Aus Wieland's Antwort hebe ich hier wie fernerhin dasjenige aus, was auf die Reise Bezug nimmt; es gehört dies, dünkt mich, zur Vervollständigung des Bildes von der Weimarer Gesellschaft, das diese Briefe aufrollen. Er schreibt der Herzogin (am 26. September 1788), seit ihrer Abreise habe er keinen froheren Augenblick gehabt, als da beim Erbrechen des Briefchens der Illustrissima Signora Donna Luise aus Verona ihm die eigenhändigen Zeilen der Herzogin in die Augen leuchteten. Er freue sich, daß sie ihren ewig getreuen Alten auch im Elysium nicht vergessen habe; aber der Gedanke, daß aus Elysium keine Rückkehr sei, mache ihn schaudern; er sei kein Herkules, die Herzogin zurückzuholen.

Am 4. Oktober kam Anna Amalia in Rom an. Sie lebte da unter dem Namen einer Gräfin Altstädt. Am 16. Oktober schrieb sie wieder an Wieland einen verlorenen Brief; seine Antwort vom 2. November läßt nur so viel ersehen, daß sie die neuen Eindrücke zunächst verwirrten. Herder, der sie in Rom empfing, berichtet von ihrer Fröhlichkeit und ihrem Fleiße, durch den sie ihn und andere beschäme. Am 24. November schreibt Wieland wieder an seine Fürstin, nachdem er abermals von ihr und Thusnelda Briefe erhalten hatte, in denen der damals beliebte Besuch des Museums bei Fackelschein — Herder berichtet über seine Theilnahme daran wiederholt — sicherlich einen Hauptpunkt ausmachte. Wieland knüpft daran an: „Unmittelbar nach dem beneidenswerthen Glücke, im Gefolge meiner Verehrtesten Fürstin und an der Seite unsers Herders die majestätischen Trümmern der großen Göttin Rom anzustaunen oder bey stillem Fackelschein vor den hohen Ueberresten des Griechischen Geistes und der Griechischen Kunst meine Andacht verrichten zu können — einem Glücke, welches die unsichtbaren Obern dieser sublunarischen Welt vermuthlich für mich zu groß gefunden haben — kenne ich dermalen kein größeres, als die entzückende Freude, die sich über mein ganzes Wesen ergießt, so oft ich eines der lieben unschäzbaren kleinen Briefchen erhalte, womit Ew. Durchl. seit Ihrer Ankunft in dem schönen Italien mich zu begünstigen gewürdigt haben". Er sei im Geiste gegenwärtig bei ihren Reisen, und könne das um so leichter, als die Briefe der holden Dame Thusnelda mit ihren Details den Kommentar zu den kleinen Briefchen der Fürstin

geben und was in diesen mit einem Zuge angedeutet werde, zu einer Skizze eines Tableaus machen; Thusnelda möge nur nicht erkalten, sondern recht oft und recht große Briefe schreiben. Hierauf nimmt der nächste erhaltene Brief Thusneldens Bezug. Sie schreibt:

Rom, 20. December 1788.

Liebster, verehrungswürdiger Freund!

Wenn Sie den hohen Werth kenten den ich auf das kleinste Zeichen Ihres Andenkens lege, und wie herzlich meine Freude ist wenn ich nur ahnten kan Ihnen mit meinen Briefen eine trübe regenStunde des teutschen Decembers leidlicher zu machen, so würden Sie sie anstatt mir so gütig und freundlich dafür zu danken, blos als einen billigen Tribut meiner alten Verehrung und Freundschaft für Sie auf und annehmen. Es ist mir schon hinreichend wenn Sie mir versichern daß sie Ihnen keine Langeweile machen.

Das interessanteste was ich Ihnen jedesmal sagen kan, ist daß unsere Fürstin wohl und gesund ist, denn alles andere was alt und neu Rom aufweißt, wissen Sie der Sie nie hier waren, besser als ich, die ich jezt beynahe 3 Monat lang dieses Glük genieße. Daß dieß wahr ist, beweisen mir jezt aufs neue Ihre Satyren des Horaz, die ich mit groser Andacht lese*), und über den Geist der Noten dazu erstaune, die so sind als wären sie nicht allein hier auf den Platz, sondern vielmehr zu derselben zeit geschrieben. Wolte nur Gott ich hätte auch die Briefe [des Horaz in Wielands Uebersetzung] mit, ich werde mir nie verzeihen daß ich versäumte sie mit zu nehmen. Eben so ist es Herdern in Tyvoli zu Muthe gewesen, wo wir noch nicht waren, um es in noch besserer Zeit zu sehn, und weil man sich beynahe auch nicht einen Tag von Rom loßreisen kan. Auch wüßte ich nicht wo einem die Zeit kostbarer seyn könte als hier in dieser Welt voll Merkwürdigkeiten. Jeder Vormittag, sehr wenige ausgenommen, sind der Kunst gewidmet, wir sahen noch jeden etwas neues, ich nehme das Musäum und noch einge Dinge, als das Pantheon, die PetersKirche rc. aus, wohin wir oft wiederholte Wallfahrten machen. Bey diesen Vormittägigen Wanderungen begleitet uns Herder und Reifenstein [der kunstgelehrte Fremdenführer]. Wir fahren gegen 10 Uhr aus und komen um 2 wieder zurük. Beyde Herrn essen bey uns, zuweilen auch noch einer oder der andere unserer hiesigen Bekanden, und da werden denn oft Tischreden gehalten — denen auch Sie bester Freund, mit Vergnügen beywohnen würden, und zu welchen, so oft, mein Herz Sie

*) Auch Goethe hat in Rom Wieland's Horazübersetzung gelesen.

sehnlich wünscht. Einige Zeit nach Tisch begiebt sich jedes in sein Kämmerlein, oder, wenn der Nachmittag sehr schön ist werden Spazierfahrten in irgend eine merkwürdige Gegend in und um Rom veranstallt[et] und der Abend versammelt alles um den TheeTisch, um welchen sich denn verschiedene der hiesigen Bekanden mit einfinden. Da iezt kein Theater ist, werden auch zuweilen kleine Concerte veranstalltet. Dies ist unser gewöhnliches Leben; da aber die Herzogin auch genöthigt ist einige Tage der Woche der grosen Welt darzubringen, so leidet dieser Gang alsdann kleine Abänderungen. Außer Hauß ißt die Herzogin bey niemanden zu Mittag (da sie ihrer Gesundheit wegen alle grose und Ministerial Dinérs verbeten hat) als bey'm Cardinal Staats Secretair Boncompagni, den Cardinal Bernis, und den Spanischen Gesanden Cevallier Azara, der nehmliche der Mengsens Werke herausgegeben. Diese Dinérs sind meist sehr interessant, weil nur wenige aber vorzügliche Personen dazu eingeladen werden, und diese 3 Männer schon für sich zu den besten und ausgezeichnesten gehören. Der Cardinal Bernis kommt beynahe einen Abend um den andern zur Herzogin und ohngeachtet seines beynahe 70 Jährigen Alters ist er von der besten Gesellschaft die sich denken läßt; er hat bey viel Verstand, Welt und Menschenkäntniß, alles gute was seine Nation vorzüglich für die Societät auszeichnet. Er lebte mit den besten Köpfen aus den Zeitalter Louis XIV, Voltaire Fontenelle und so viel andern grosen sowohl Weltleuten als Gelehrten, und erzehlt gern und gut von diesen Zeiten. Da die Herzogin nur wenig Personen zu ihrer Abendgesellschaft aufgenommen, weil sie sonst genöthiget gewesen wär alle Abend für halb Rom zu Hause zu seyn; so bringt der Cardinal nur einige der besten und interessantesten mit sich, die denn von 7 Uhr Abends freyen Zutritt haben, und ich darf wohl behaupten daß man nicht leicht in besserer Gesellschaft sich befinden kan. In die sogenanten grosen Conversationen wo, wie man sich hier ausdrückt, ganz Rom versammelt ist und die aus 2 bis 300 und noch mehr, Menschen bestehn, geht die Herzogin nur zuweilen, höchstens die Woche einmal. Ich gestehe daß auch diese, der Neuheit wegen mich sehr unterhalten haben. Die Schönheit der Palläste, der Illumination und die Unzahl und Verschiedenheit der Menschen die alle so bequem und lustig einherwandeln, da der ungeheuren Säle wegen an kein Gedränge zu denken ist, giebt ein sehr unterhaltentes Schauspiel. Bey diesen Conversationen ist entweder Concert oder es wird gespielt. Die Herzogin spielt Wist den Fisch 1 Ducaten, auch meine Wenigkeit, aber dito etwas geringer zu 1 Convent. Thr., welches, wenn ich Unglük hätte, noch immer hoch genug wäre, bis jezt

gings aber ganz gut. Da man sich einer ganz auserordentlichen, und ich darf wohl sagen, für die Römer ungewöhnlichen Höflichkeit gegen die Herzogin befleisiget, so kommt par contre Coup auch viel davon auf mich, und ich kan mit Warheit sagen daß mirs in meinem Leben so wohl noch nicht gegangen ist. Außerdem haben die Römer wenig Verhältniß zu den Fremden; ihre Denk und Lebensart ist von der unsrigen zu sehr verschieden. Das was wir Häußliches Leben nennen ist ihnen völlig unbekand, so wie sie auf die Bequemlichkeiten des Lebens gar keinen Werth legen. Daher ist das Innere ihrer Häußer, unserer Vorstellung nach, abscheulig; alle Pracht und aller Luxus ist in der bell étage, wo man Fremde aufnimmt, verschwendet, und da wo sie eigentlich mit ihrer Familie (die ihnen weiter nicht sehr am Herzen liegt) wohnen, mögte keines von uns sich eine Stunde aufhalten; grose ungeheure Zimmer ohne Bequemlichkeit, wenig Licht, Fenster und Thüren in den übelsten Zustand, schlechte meublen rc. rc. auch sind sie selten zu Hauß, da beynahe keine Römische Dame einen Begriff von Zuhause bleiben hat, wenn sie nicht, wie sies nennen, Conversation halten, schlafen oder privatgeschäfte abthun. So geht es mehr oder weniger durch alle Stände, und das gemeine Volck führt ein Leben — das man sehn muß um einen Begrif davon zu haben. Da die Weiber im eigendlichsten Verstand nichts thun, so wird selten im Hauße gekocht oder irgend eine häußliche Arbeid verrichtet, und der Mann geht Mittags auf die Straße um Castanien oder in Oehl gebakene Fische zu kaufen, die öffentlich gekocht und gebraten werden, und auf den Straßen einen gar lieblichen Geruch verbreiten, um die Familie damit zu nähren. Jede Art von Gewinn ist ihnen lieb, nur muß es so viel möglich ohne Mühe gesche[he]n; daher sind ihnen die Fremden so willkommen, da es ihnen viel bequemer ist sie zu überlisten als zu arbeiden. Für den andern Morgen sorgt keiner und von der Seite sind sie ein glükliches Volck.

So viel ich habe bemerken können wird Gelehrsamkeit und Litteratur wenig kultivirt; die Buchläden sind in dem schlechtesten Zustand*), und dem ohngeachtet findet man, auch in den untersten Classen Verstand und Käudnisse die Menschen von der besten Erziehung bey uns Ehre machen würden. Von den Uhrsachen die diese und andere wunderbaren Wiedersprüche in der Nation hervorbringen und die sie hindert (!) das zu seyn wo zu sie gebohren zu seyn scheint, mögte es wohl rathsammer seyn dereinst mündlich zu sprechen. Wenn man in der Nähe ist und die Campagna di Roma sieht, wo viele Meilen weit kein Hauß viel

*) Vgl., was Goethe in der „Italienischen Reise“ über die Buchläden in Padua und ihre Besucher sagt.

weniger ein Dorf zu sehn ist und wo der schönste Boden Unkraut übig [lies: üppig] hervorbringt, und von den ungeheuren Kosten hört die die Pontinischen Sümpfe versch[l]ingen, so wird einen vieles ganz klar und deutlich.

Der H. Vater ist, wie Sie wissen, ein schöner Mann, und für mich jedesmahl eine rechte Freude ihm zu sehn. Von unserer Praesentation werden Sie gehört haben. Er ist äußerst freundlich und zuvorkommend gegen die Herzogin und ich kan nicht läugnen daß es ihr schmeichelt. Er thut viel für die Künste und hat Glük im Finden. Die ansehnliche Vermehrung und das schöne emplacement eines Theils des Musaeums, hat man gänzlich ihm zu danken. Beym Musaeum fällt mir ein daß ich nicht vergessen muß Ihnen zu erzehlen daß ich gestern im Pallast Spada die prächtige Statue des Pompeius sahe, die nicht weit von der Curia dieses Nahmens gefunden worden und die dieselbe seyn soll unter welcher Julius Cesar ermordet wurde. Sie können glauben mit welchen Respekt ich mich ihr näherte. [Das Eingeklammerte von der Herzogin Hand:] (Tusneldens Nase stieß gerade an den großen Zähe)

Es war ein rechtes Disapointment daß die Herzogin eben in meiner Erzehlung vom grosen Pompeius herüberkommt Ihnen und mich an meine Kleinheit zu erinnern. Es mag meine Strafe für diesen ungeheuer langen Brief seyn, wie ich den zweyten Bogen nahm habe ich mich würklich meiner Unverschämtheit geschämt, und da ich ihm überlese finde ich daß ich grose Uhrsach dazu habe. Sie verlangten in Ihren lezten gütigen Brief recht viel Detail, und ich habe Ihnen — Kleinigkeiten geschrieben und mich bloß dem Vergnügen mich mit Ihnen zu unterhalten überlassen, welches Vergnügen, auch in Rom, meinem Herzen gleich theuer und werth ist. Mögte es doch bald wieder mündlich geschehn können! Dieser Wunsch kommt aus meiner Seele, und gewiß glaube ich daß es für unser aller künftiges Glük rathsammer seyn mögte in diesen Zauberischen Land nicht zu tiefe Wurzel zu fassen.

Unsere Fürstin sagt Ihnen die schönsten und besten Grüße, sie hatte sehr grose Freude an Ihren schönen und lieben Brief, und wird Ihnen nächstens selbst schreiben. Auch Herder und Einsiedel emphelen sich bestens. Finden Sie einst eine schickliche Gelegenheit so emphelen Sie mich unserer regierenten Herzogin zu Gnaden und Wohlwollen.

Leben Sie wohl, bester, liebster Freund! vergessen Sie nicht Ihre

L. G!

Die in diesem Briefe erzählten Erlebnisse sind zum guten Theil aus Herders Briefen bekannt, bekommen aber erst hier Farbe. Herder,

dessen Verhältniß zur Herzogin in Rom anfangs kein nahes war — er klagt die Goechhausen besonders dafür an —, bekam seit Ende October den engsten Umgang mit ihr. Sie lebten nun „wie in Einer Familie". So spricht auch er von der Einladung zum Cardinal Staatssecretär Fürsten Buoncompagni und dem Verkehr mit ihm, dem Cardinal Grafen von Bernis und dem spanischen Gesandten d'Azara, der (in Fea's Ausgabe der Opera di Mengs) Memorie concernenti la vita di A. R. Mengs schrieb. Auch er erwähnt die Gesellschaften; sie „gehen um 10 Uhr Abends an, und es wird nur darin gespielt". Eine „Conversation bei einem Concert" fand er „gedrängt von Menschen, weil das ganze brillante und hohe Rom . . . versammelt waren". Er bezeugt, daß die Herzogin „in Rom Ehren genießt, von denen jeder sagt, daß sie keine Fürstin genossen habe", „alle ausgezeichnete und ich möchte sagen königliche Ehre". Endlich erwähnt er auch den Besuch bei Papst Pius VI., der „schönsten und würdigsten Männergestalt" nach Goethe's Ausdruck.

Am 4. Januar 1789 kam die Herzogin mit ihren Begleitern in Neapel an. Der Anblick wirkt bezaubernd wie auf Goethe. Hier erst erwacht Herder. Thusneldens Brief spiegelt uns die übervolle Empfindung aller ab; und er bekundet wieder, daß ihre Neigung vorwiegend an Gesellschaft und Volk, vor allem an musikalischen Genüssen haftet.

Neapel, 3. Februar 1789.

Liebster Freund

Ohngeachtet Sie Ihr bestes thun mich so wenig wie möglich an sich zu erinnern und ohngeachtet Sie warscheinlich wünschen daß ich Ihnen, so wie Sie mich, vergessen mögte und wie jener Engländer meinen: que Vous serviroit mon Amitié à 300 Lieux, so kann ich doch nicht bergen daß Ihnen Ihr Vorhaben noch gar nicht geglükt ist, ich hätte Ihnen vielmehr immer so viel zu sagen, daß Sie nur rechten Dank wissen müssen wenn ich Ihnen nicht noch öffterer mit meinen Briefen an Ihre Untreue erinnere. Das beste womit ich Ihnen iedesmal zu bestechen hoffe, ist die Versicherung des immer gleich fortdaurenten Wohlseyns unserer Herzogin, die so gesund und glüklich ist als Sie es ihr nur selbst wünschen können. Nie habe ich ihr ein längeres Leben als jezt gewünscht um so lange wie möglich der schönen Rückerinnerungen ihrer iezigen Existenz zu genießen. O liebster Freund, welch ein Land ist dieß! Hier ist das Land der Wunder, hier würckt die Natur sichtlich in alle ihrer Größe; dieses Clima, diese Vegetation, selbst diese Menschen! Der ganze Pausilip ist eine ununterbroch[ene] Reihe der wunderbarsten und zauberischten Natur-Erscheinungen. Gegen-

über in Portici und Pompeï alles was Griechenland schönes und geschmackvolles in allen Theilen des häußlichen und geselligen Lebens hervorbrachte und nüzte. Gott welche Exisdenz diese Menschen hatten! Von den Pausilip über's Meer wieder herüber nach Neapel zu fahren ist das einzigste und entzückentste Schauspiel was keine Imagination nie erreicht; das schöne Amphitheater, Neapel in der AbendSonne, jezt da der Frühling alles doppelt belebt! Selbst die Menschen sind ausgezeichnet und ich kan kaum glauben daß es eine Nation giebt die gegründetere Ansprüche auf Verstand, Witz und Talente zu machen hat, als die Neapolitaner. Zu alle diesen Zaubereyen kommt auch die Musick, deren eigendliches Vaterland noch Neapel ist. Wir haben hier mehr gute Stimmen zusammen, als durch ganz Italien, Marchesini ausgenommen, einzeln gehört. In der grosen Oper von Paesiello, Cato in Utica, singen deren 3 die ganz vollkommen sind, die prima Donna Banti, David Tenor, und der primo uomo Crescentini*). Die andern wären in Teutschland noch immer Cosa maravigliosa, hier aber werden sie durch diese 3 ersten gewaltig verschlungen. Vortrefflicheres kan man wohl in der Welt nichts leicht hören als das Terzet: Come a te in ira, o padre etc. zu Ende des zweyden Acts, welches diese drey zusammen singen. Paesiello ist ein sehr liebenswürdiger verständiger und gefälliger Mann, dessen erster Anblick einem sogleich sagt: dieß ist ein glücklicher Mensch. Er kommt beynahe alle Abende wenn nicht Theater ist, zur Herzogin ihr seine Opern vorzusingen und zu spielen. Der ErzBischoff von Tarent [Giuseppe Capecce-Latro, den Herder aufs höchste rühmt], ein ganz vortrefflicher Mann, und ein anderer Hecht als unsere Teutschen Bischöffe, ist der Herzogin ihr treuer Gefährte, er hat viel Verstand Kändnisse und Talente und ist dabey sehr musikalisch, Sie können also leicht glauben daß dieser einen grosen Stein im Brete hat. An den Abé Fortis**) haben wir auch eine merkwürdige und sehr interessante Bekandschaft gemacht. Außer dem Hauß sieht die Herzogin wenig Gesellschaft, hingegen gehört die so den Zutritt bey ihr hat, gewiß zu der besten in der Welt.

In diesen ZauberReich thut denn nun freylich der Denckspruch Noth den Sie, liebster Freund, mir ans Herz legten: was hälfs einer Maid of honner wenn sie die ganze Welt gewönne und nähme Schaden

---

*) Luigi Marchesi, gen. Marchesini 1755—1829. — Giovanni Paisiello (oder Paesiello) 1741—1816; vgl. Grave im Teutschen Merkur 1789 3, 217. — Brigita Banti geb. Giorgi † 1806. — Giacomo Davide † 1830; vgl. Grave im Teutschen Merkur 1789 3, 219 f. — Girolamo Crescentini 1769—1846.

**) Abbate Giovanni Battista Fortis 1741—1803.

an ihrer initi (?*)); mit diesen aber und den Seegen des H. Vaters hoffe ich, so Gott will, durch zu kommen. Nur fürchte ich le Diable n'y perdera rien, ne pouvant me prendre par la chair il me prendra par la tête, und wie viel von meinen armen fünf Sinnen wieder nach Hauß kommen wird ist Gott bekand!

Addio carissimo Amico! Die Herzogin sagt Ihnen 1000 liebes, gutes und schönes, — emphelen Sie mich Ihrem ganzen Hauß Weimar und Jenaischer Linie e credette che io Sarò fin all' ultimo respiro

la Vostra fida
L. Goechhausen.

Zeigt der Schluß dieses Briefes die lustige Goechhausen, so läßt der Anfang des nächsten wieder in ihr tiefes Gemüth blicken. Am 20. Februar waren die Reisenden nach Rom zurückgekommen und von da schreibt sie:

Rom 17. März (l. April) 1789.

Lieber verehrungswürdiger Freund,

Wie sehr verstehen Sie die Kunst, das lange Harren auf ein Zeichen Ihres mir so theuren Andenkens, mit Wucher zu ersetzen. — Aber kein Wort von der ausgelassenen Freude bey erblickung Ihres lieben, lieben Briefes, wie er verschlungen, gelesen und wieder gelesen wurde; jeder Zug Ihres Geistes, jedes Wort darinnen, daß mir meinen ewig geliebten und verehrten Freund wie gegenwärthig darstellte, erfüllte mein Herz mit Empfindungen die nichts von allem was das grose Rom in sich faßt, je ersetzen oder damit vergleichen kan. Auch die kleinste Zeile Ihrer Hand, und käm sie aus den öden Wüsten des steinigen Arabiens zu uns nach den schönen Neapel; (für welchen Aufenthalt Ihnen übrigens Ihr guter Engel behüten wird) würde nicht weniger mit eben der herzlichen innigen Freude wie gewöhnlich aufgenommen werden. Liebster Freund, Sie der Sie so gut wissen was Kopf und Herz des Menschen ertragen können, müssen sich selbst sagen daß alle Größe, Pracht und Herrlichkeit dieser Erde, doch nur die leeren Plätze in beyden auszufüllen im stande sind, und daß der Theil des Herzens den Freundschaft, Verehrung und Dankbarkeit, so manche Jahre schon in Besitz genommen haben ohnmöglich durch etwas anders je erfüllt werden kann.

O mögte ich Ihnen doch meine Danckbarkeit durch eine lebendige Darstellung vergangener merkwürdigen Woche in Rom, bezeichen können!

*) Sollte virginity zu ergänzen sein? Oder gebraucht sie unity im Sinne von innerer Einheit.

aber daß ich das nicht kan, darüber mögt' ich verzweifeln. Sie wissen alles was in der heiligen Woche und Ostern, vom Mitwoch an in der Peters-Kirche und Sixtinschen Kapelle vorgeht, und wissens vielleicht besser als ich, die ichs gesehn habe. Der Eindruck aber den das Miserere von Allegri und das von Palestrina machen, die Anbetung des Creutzes vom Papst allen Cardinälen und Bischöffen ꝛc. mit Gesängen begleitet die aus höheren Cöhren als Menschlichen zu tönen scheinen, die Erleuchtung der Kirche durch ein einziges mit vielen 100 Lampen erleuchtetes Creutz, dem Papst mit seinem Gefolge am Carfreytage betend auf den Knien mitten in der Kirche, die vielen tausent Menschen, in gehöriger Entfernung kniend um ihn her und die magischen Efekte der Beleuchtung in den Hallen der Kirche; der Seegen des heiligen Vaters nach der grosen Messe am Ostertag, vom obern Balcon St. Peters aufs Volck, die Stadt und die umliegente prächtige Gegend — — dieß sind Dinge die nicht zu beschreiben sind. Das Miserere von 30 Stimmen gesungen, scheint nicht Gesang, nicht Orgel, nicht Harmonica, es vereiniget aber von diesen drey Dingen das höchste, geistigste, übermenschlichste wo von sich die Seele einen Begrif machen kann. Der Seegen des Papstes von der PetersKirche herunter, wie er erhaben sitzt über den Cardinälen und Geistlichen die ihn umgeben, nun aufsteht und ein Mittler zwischen Himmel und Erde zu schweben scheint, seine Arme erhebt und den Seegen vom Himmel herab zu beten scheint, sie nun ausbreitet und ihm ausgießt über das Volck, das über 60000 da liegt in stiller Andacht, und die Kanonen von der Engelsburg und alle Glocken es der ganzen Welt zu verkündigen scheinen daß Gott sein Volck geseegnet hat —. In diesen Augenblick scheint der Tempel, der Platz mit den hohen SäulenGängen, der Obelisk, die prächtigen Springbrunnen, die Stadt, das Volck und die sieben Berge Roms, die man zum Theil übersieht, ganz allein dieses Seegens wegen da zu seyn. Ich glaube nicht daß es dem Menschlichen Verstand möglich seyn wird etwas dem Zweck gemäßeres je besser zu kalkulieren. Diese Feste beschloß Abends die berühmte Girandola; dieses Feuerwerck ist auch durch die Situation der hohen Engelsburg (dem Grabmal Hadrians) dem Fluß gegenüber, die schöne Brüke und weite Gegend, einzig in der Welt. Die Girandola selbst macht einen unglaublichen Effekt und die Kanonen dazwischen; es scheint als stritten die Geister in der Luft, und die Welt stürzte krachend in Trümmern zusammen*).

---

*) Was Goethe über die Osterfeier und die Beleuchtung der Peterskirche in der „Italienischen Reise“ und in einem Briefe an Fritsch erzählt, ist viel karger.

Alle diese Herlichkeiten habe ich, durch das Glück mit der Herzogin in Rom zu seyn, mit großer Bequemlichkeit gesehn. Wie es aber den übrigen Fremden dabey ergeht, ist Gott zu klagen! und um die Stöße, Büffe und Hellebardenrebouffaten [lies: rabbufaten] denen sie dabey ausgesezt sind, mögte ich den Himmel nicht offen stehn sehn. Bey uns that der Marchese Massimi (ein Abkömmling von Fabius maximus wie einige Narren seiner Familie meinen, er selbst ist zu gescheut es zu glauben) den der Papst diese Tage, außer der übrigen Begleitung, der Herzogin zur Aufwartung gegeben hatte, und die Schweitzer Wache gar vortreffliche Würkung.

Eine sehr feyerliche Ceremonie sahen wir einige Wochen vorher, da der Papst drey neue Cardinäle ernant hatte, und im Beyseyn aller übrigen Cardinäle, Erzbischöffe, Bischöffe ꝛc. ꝛc. in ihren OrdensKleidern, in der Sala Reale des Vaticans, ihnen den Hut auffetzte. Alle diese Ceremonien werden durch die Person des Papstes, der ihnen eine eigene Würde zu geben weis, sehr schön; und man könte ihm mit einen guten Sänger vergleichen der eine mittelmäßige Musik vortrefflich vorträgt. Doch ist nicht zu läugnen daß oft über den Vortrag das motiv beynahe ganz verlohren gegangen ist.

Unsere Angelica sehe ich fast täglich, da unser Garten [bei der Villa Malta] nur durch eine kleine Erhöhung von den ihrigen abgesondert ist; ohnedem ist sie Abends wenn wir zu Hause sind meist bey uns. Es ist eine vortreffliche Frau! Ihren Wunsch ein paar Zeichnungen für die neue Ausgabe, hatte ich schon vor Ihren lezten Auftrag geäußert, und ich hoffe daß ohngeachtet der vielen Bestellungen, sie ihren lieben Landsmann, der so oft der Inhalt unserer Gespräche ist, diese Freude machen wird. Doch wünscht sie sehr, und ich vereinige meine Bitte mit der ihrigen, daß Sie ihr selbst das Sujet für zwey Zeichnungen, aus Ihren Werken geben mögten, und ihr auch wissen lassen ob die Ausgabe in 4 oder 8° werden wird. Haben Sie die Güte mir hirüber bald Nachricht zu geben, weil ich gern die Zeit nutzen mögte die wir noch hier sind. Ihre Werke besitzt sie alle*).

Unsere geliebte Fürstin ist gesund und glüklich. Sie trägt mir tausent liebes, schönes und freundschaftliches für Sie auf, sie denkt

*) Der Verkehr mit Angelika Kauffmann war damals sehr enge. Herder sagt zu wenig mit den Worten: „Sie ist zuweilen bei der Herzogin, d. i. mit uns und die Herzogin liebt sie", er war nur mehr im Zusammensein mit der Malerin zufrieden, wie seine Briefe schwärmend beweisen. Entwürfe Angelika's zu Wieland's Werken kenne ich nicht. Die Illustrationen zu der 1794 ff. erschienenen Ausgabe stammen von Ramberg, Schnorr und Füger und sind von Lips gestochen, den ein späterer Brief der Goechhausen dazu empfiehlt.

fleisig Ihrer und wären Sie und noch ein paar gute Menschen aus Deutschland bey uns, wir wären so glüklich als man es auf dieser sublunarischen Erde werden kann. Ihnen dereinst wieder zu sehn, ist eine unserer fröhlichsten Aussichten. ich versichere Ihnen bey allen was mir lieb ist daß der Gedanke einst wieder in Weimar zu seyn, selbst mein armes Stübchen wieder zu bewohnen, jezt da ich von so viel Grosen und Guten umgeben bin, und wohne wie ich gewiß Zeit meines Lebens nie wieder wohnen werde, mir doch immer theuer und lieb ist. Wann das geschehen wird? — ich hoffe ehr als Sie Unglaubiger, es meinen. Die Herzogin kann den Wunsch nicht wiederstehn die schöne Partenope noch einmal und daß in der schönsten Jahrszeit wieder zu sehn; da sie nun beschlossen hat den Sommer in Italien zuzubringen, so rathen ihr alle Vernünftige die das Land kennen, die heisen Monate in Neapel zu seyn, wo die frische Luft vom Meer her, die Hitze sehr erträglich macht, und wo überhaupt in diesen Monaten der Aufenthalt gesunder und wohlthätiger als der in Rom seyn soll. alsdann hoffe ich gewiß mit ausgang des Herbstes uns wieder vereiniget zu sehn.

Herder dankt für Ihr gütiges Andenken, diesen werden Sie bald wieder sehn, seine Penelope und kleinen Thelemachs ziehen diesen Ulisses zurük, und er wagt es nicht die Syrenen noch einmal singen zu hören. Möge es ihm wohl gehn! die Trennung von ihm wird uns weh thun*).

Einsiedel emphielt sich bestens und befindet sich bey hohen Wohl, auch nimmt die Pancia sichtlich zu. Er hatte gestern, so wie wir alle viel Freude den bekanden [Antonio] Lolli bey'm Senator [Fürsten Rezzonico, den auch Goethe und Herder nennen] auf dem Capitol geigen zu hören. Dieser Mann ist würcklich außerordentlich und man muß ihm hören um zu glauben was er aus den Instrument zu machen weis; doch bleibt es beym Erstaunen und Bewundern, das Herz läßt er in Pace. Ueberhaupt sind die Concerte beym Senator vortrefflich, wir hörten unter andern die schöne Messe von Jomelli mit dem so berühmten Credo, und die Ouverture der Iphigenie von Gluk. Diese Dinge werden in einer Vollkommenheit executirt wo von man bey uns keinen Begriff hat. Künftigen Sontag werden die Theater hier wieder eröffnet, man verspricht sich aber von den ersten Opern nicht viel. Leben Sie wohl und glüklich, Liebster, Bester Freund! Ihr Hauß und alles was Ihnen angehört grüßen Sie auf das herzlichste von mir und gedenken Sie in Freundschaft und Güte Ihrer ewig ergebenen

L. Goechhausen.

*) Die Herzogin wünschte vergebens, daß er sie nach Neapel, wo er doch vergnügt war, nochmals begleite; am 14. Mai brach er nach Hause auf.

Hier reiht sich wieder einmal ein Brief Wieland's an die Herzogin ein: sie halte ihn wohl wegen seines langen Schweigens für gestorben; die Geburt einer Tochter möge seine epistolographische Unthätigkeit entschuldigen. Die Herzogin werde jetzt wieder in Neapel sein, wovon er sich eine verführerische Vorstellung mache. Unter einem so schönen Himmel und auf einem von der Natur so sehr begünstigten Boden hätte unser einer, meint er, nicht nöthig reich zu sein: „die bloße Existenz mit einem hübschen Fond von Gesundheit ist da schon genug um glücklicher zu leben als in der Nachbarschaft des Thüringer Waldes mit Krösus Pracht (wie sich der geistreiche Dichter der Entführung aus dem Serail auszudrücken beliebt.) Ew. Durchl. erinnern Sich vielleicht noch der schönen Idee, die ich einmal hatte, mit Sack und Pack, Weib und Kindern nach Neapel zu ziehen, und mich daselbst unter den freyen und glücklichen Orden der modernen Cyniker, Lazaroni genannt, enrolieren zu lassen. Dieses Project ist neuerlich, seitdem mir meine kleine Luise gebohren worden, wieder lebendig in mir worden, und sobald ich von Ew. Durchl. die Versicherung erhalten haben werde, daß Sie zu Neapel per la vita zu bleiben entschlossen sind, werde ich nicht ermangeln, ernstliche und schleunige Anstalten zur Realisierung desselben vorzukehren. Von Fräulein Luisa, ehmals Tusnelda genannt, . . . habe ich vor einigen Wochen einen Brief aus Rom erhalten, der von der Feinheit ihrer äußern und innern Sinne ein sehr vortheilhaftes Zeugniß ablegt, und worin besonders ein Gemählde von dem berühmten Segen des Heil. Vaters von der Höhe der Tribone von St. Peter herab, dem größten Schriftsteller Ehre machen würde; so, daß Goethe selbst, dem ich diese Stelle vorlaß, ihr einen sehr warmen Beyfall ertheilte“. . .

In der That traf dieser Brief die Herzogin in Neapel. Am 17. Mai siedelte sie dahin über, am 29. schrieb sie aus Portici an Knebel voll Bewunderung des Vesuvs und eben daher ist ihre Antwort auf Wieland's Brief am 30. Juni datiert. Die köstliche Laune, mit welcher sie Wieland's Vorsatz, zu den Lazzaroni sich zu gesellen, ausmalt, kann als ein Zeugniß für ihre gesellige Fähigkeit gelten, auf einen Einfall witzig einzugehen und ihn durchs Ausspinnen erst fruchtbar zu machen. Zum Schlusse dieser schon 1855 im Stuttgarter Morgenblatte veröffentlichten Epistel verspricht sie einen baldigen Brief Thusneldens, dem aber Einsiedel mit folgendem Schreiben zuvorkam:

Portici, 10. Juli 1789.

Dieß Blatt, liebster Wieland! naht Ihnen in aller Unbefangenheit, und hat keinesweges die Absicht Ihrer Feder ein Echo abzudringen: so viel vaterländische Bescheidenheit wohnt noch in mir, um eingedenk zu

seyn, wie ungleich uns beyden Zeit und Arbeit zugemessen ist — auch lebe ich immer in dem guten Vertrauen daß Sie meiner gedenken, ohne daß Sie mir es förmlich zusichern, und reciprocierend thue ich ein gleiches.

Wir haben uns, wie Sie sehen, der reitzenden Parthenope wieder in die Arme geworffen, und wenn es uns an Leib und Seele hier nicht wohl ginge, so müßte es unsere eigne Schuld seyn; denn Neapel ist ein Paradies! dessen großen, reichen, mannigfaltigen Zauber, keine Schilderung erreicht. Was fruchtete es Ihnen auch, wenn ich die Fittige meiner Imagination anspannte, um zu beschreiben: wie schön das Meer, der Himmel, die Luft, die Gebürge, und die Inseln hier sind; wie groß, volkreich, und lebhafft die Stadt ist; wie leicht und angenehm es sich mit ihren Bewohnern leben läßt; welch einer herrlichen Aussicht wir auf unserer Villa am Fuß des Vesuvs genießen; und wie einladend uns die lacrimae Christi hier gleichsam in den Mund wachsen! Dieß alles würde vielleicht Ihren Gaum reitzen, und nur einem prahlerischen Schwelger könnte es einfallen, dem geladenen und ausgebliebenen Gaste, den Küch-Zettel sammt den Trümmer der geleerten Pasteten, nächsten Morgens zur Schau zu senden. Da ich indeß weiß, daß Sie uns alles gute gönnen, und unsere Zufriedenheit auch aus der Ferne und als ein Abwesender theilen; so will ich Ihnen nicht verheelen, daß außer der Augenweide an der Natur, uns noch allerley Ergötzliches und Genußvolles hier zu Theil wird. So singt, zum Beyspiel, der bekannte Tenor David um ein merkliches besser, als sein königlicher Namens-Vetter weiland die Harfe spielte — so wiegt der primo buffo di Napoli, Casacello, an Kunst und Geist, wie auch an Fleisch und Fett, seine übrigen Kollegen (unsern Freund und Gevatter Agricola nicht ausgenommen) wie Federn auf — und so hat Schönheit und Talent sich vereinigt, um zwey Zauberinnen zu bilden, wie dessen Gefärtinnen die Signora Celestine und Davya es unnachahmlich sind*).

Glücklich ist überhaupt der Sterbliche hier, in dessen Kopf und Herz es tüchtig spukt, der viel Wünsche, Phantasieen, Leidenschafften, und Thorheiten zu befriedigen hat: er kann mit dreisten Schritte seinem Wahn und Zwek entgegengehen; niemand bekümmert sich darum — denn jeder hat mit sich selbst vollauf zu schaffen.

*) „Der berühmte Buffo Casaccia, oder wie man ihn hier insgemein nennt, Casacello“: Grave im Teutschen Merkur 1789 3, 217 f. — Meint Einsiedel den Berliner Hofcomponisten Johann Friedrich Agricola † 1774? — Celestine kann ich nicht nachweisen. — Lorenza Davia, die aber nach Hermann Mendels Musikalischem Conversationslexikon erst 1794 in Neapel auftrat.

Gesang und Klang belebt hier alles, er begleitet die Schnitter im Feld, die Schiffer auf dem Meer, und wo mehr als drey Personen in den Palästen der Großen versammelt sind; da hört man Musik. Zeither ergötzte der famose Lolli das Ohr der Neapolitaner: er ist der unumschränkteste Despot seines Instruments, er hat alles, Keckheit, Feuer, Fertigkeit, Sicherheit und Deutlichkeit in den höchsten Schwierigkeiten — nur Geschmak und Empfindung nicht; man bewundert ihn, und wird des Bewunderns bald müde.

Dem königlichen Hofe hafftet nichts von altspanischer Abkunft an; er giebt das erste Beyspiel von zwangloser Höflichkeit, und qualis Rex, talis Grex!

Mit alle dem wird ein Reisender, hier so wie überall, in mancher schönen Erwartung getäuscht, und der Unglaube — die leidige Folge aller Kultur! — faßt wider Willen in ihm endlich Wurzel: der Winter in diesem Land war rauher als ichs dachte; der Sommer ist nicht so heiß als ichs zu Vertilgung meiner phisischen Infirmitäten hoffte; und noch suche ich vergebens die reitzenden Schifferinnen und Fischerinnen auf, an welche Sie mich einst bey einer Promenade im Stern assignirten — seit Archenholz Zeiten sind die gerühmten Nymphen dieses Gestades, garstige Lappländerinnen, Grönländerinnen und Gnomidinnen geworden, für deren Anblik alle Sinne erstumpfen! Doch es mag wohl gut seyn, daß jeder Tag unsers Lebens seine eigne Plage, und jedes Land unsers Erdballs seine hinkende Seite habe; damit das Aufflattern zum würklichen Paradiese einst, uns eben so leicht ankomme als das Abscheiden von diesem pezzo di Cielo caduto in terra — und damit tröst ich mich, so wie ich mich freue Sie liebster Freund wiederzusehen und zu umarmen.

Einsiedel.

Die Herzogin sagt Ihnen viel viel Komplimente, und die Fräulein empfilt sich Ihrem Andenken. — Adio! — —

Den weiteren Verlauf der Reise schildern Thusneldens Briefe, die sich wieder häufiger einstellen.

Ischia, 6. August 1789.

Lieber verehrungswürdiger Freund!

Schon lange hätte ich Ihnen wieder ein Zeichen meines noch hiniedenwallens gegeben, wenn ich nicht mit jeden Posttag etwas dergleichen von Ihnen erwartet hätte Ihre Meinung über die Zeichnungen der Mad. Angelica zu Ihrer neuen Ausgabe zu hören. Dieses Projeckt wird nun um desto leichter und schöner ausgeführt werden, da ein sehr

braver Kupferstecher, H. Lips von Rom, nun schon in Weimar angekommen seyn wird. Es fehlt uns also hier nichts als blos Ihre Antwort auf: Herz was begehrst Du?

Ihr liebes kleines Briefchen vom 25ten May habe ich mit der Freude erhalten die mir alles gewehrt was von Ihrer lieben Hand zu uns kommt.

Ich schreibe Ihnen jezt aus den, meiner Meinung nach, schönsten Theil der bewohnten Erde, aus der Insel Ischia, 26 Italienische Meilen von Neapel. An den Reitz dieser Gegend reicht keine Imagination. Einige der schönsten Aussichten aus Cooks Kupfern von den SüdseeInseln sind hier realisiert. Aber wie realisiert! Die Insel, die ganz vulkanisch ist, und noch vor 300 Jahren brande, hat alles zauberische der mächtig zerstörenten und in der Zerstörung neu und schöner hervorbringenten NaturWürkungen mit der höchsten Fruchtbarkeit und Cultur verbunden. Die Harmonie in den Formen der Berge und Thäler, woraus die Insel besteht, die glühenten Farben mit welcher [!] die im Meer untergehente Sonne, die nahen und fernen Gebürge röthet und nüensiert, sind über alle Beschreibung; so wie der Efekt des Mondes wenn er hinder den Gebürgen hervortrit und diese Zaubereyen vermehrt.

Die Insel hat 18 italienische Meilen im Umfang und theilt sich in verschiedene kleine Städte und Ortschaften. Den Neapolitanern hat zugleich die Natur in den warmen Bädern derselben, ein fast unfehlbares Mittel zur Heilung aller ihrer Uebel gegeben. Viele 100 Kranke besuchen täglich diese Bäder und gehn nach kurzer Zeit geheilt und zu neuer Sünde gestärkt, wieder von dannen.

Die Bewohner der Insel sind wie die Kinder; zuweilen unartig aber im Ganzen gut und unschuldig. Sie sind stark und gesund, und das Weibliche Geschlecht vorzüglich schön. Ihr höchstes Vergnügen besteht im Sprechen. Die meisten Promenaden werden reitend auf Eseln gemacht. Der Besitzer begleitet sein Thier und nimmt noch, wenn mans ihm erlaubt, einen Gesellschafter mit um mit ihm zu plaudern. gewöhnlich aber, da man das Geschwätz, zumal wenn die Gesellschaft zahlreich ist, in der ersten Virtelstunde satt kriecht, bezahlt man eine Kleinigkeit mehr mit dem Beding: voglio esser servito muto. So sehr sie aufs Geld gestellt sind, nehmen sies aber doch für's Schweigen am ungernsten. Kommen schlimme Wege wo ihnen das Gehen sauer wird, vorzüglich wenn man sich in Sedien tragen läßt, welches sie 3 bis 4 Stunden ohne Beschwerde aushalten, ertheilt man ihnen blos die Erlaubniß zu reden, und einige Minuten Geplauder stärkt sie wieder auf Stunden

lang. Sie haben einen für Fremde sehr unverständlichen Dialekt, und sind, ihrer Art nach witzig. Eines ihrer liebsten bon mots ist: mo mo ti pesch. i. e.: adesso adesso io ti pesco, welches so viel sagt als: Warte jezt fang ich dich! Dieses lassen sie sich nicht verdrießen 20mal in einer Stunde zu wieder holen; und dieser Spaß fehlt nie, so oft ihnen ein Weibliches Wesen begegnet. Entfährt einen so ein bon mot, so ist daß, des Verbots ohngeachtet, ein Signal zum allgemeinen Geschwätz, welches alsdann wie ein gehemter Strom auf einmal loß bricht, bis man sich wieder durch einige Grani Stillschweigen erkauft.

Diese kleine Seereise macht man bey guten Wind, in 3 Stunden von Neapel aus; man fährt an den Uferen des Pausilips, bey Capo di Missene, Nisida, Baia und Procida vorbey, von welchen Gegenden immer eine reitzender als die andere ist.

Neapel, den 11. August.

Da ich diesen Brief nicht von Ischia aus absenden konte, nahm ich ihn mit hierher, wo wir mit unserer Gesellschaft, die aus 6 Personen bestand, nach einem 8tägigen Aufenthalt auf dieser ZauberInsel, gesund und glüklich wieder anlangten.

Liebster Hofrath, was soll aus Ihrer Thusel werden, wenn es dereinst heisen wird, anstat von Ischia nach Neapel: von Weimar nach Tiefurth! — Aber der Himmel verhüte, mich so zu versündigen daß das im Ernst gesagt sey! Vielmehr fühle ich lebendig was es für mich seyn wird Ihnen und noch einige Menschen in Weimar wieder zu sehn; und daß ich mich herzlich und innig darauf freue, ist so wahr als meine Existenz. So viel ist gewiß, es mag aus mir werden was da will, [daß] ich nie vergessen werde daß mir das Glük für 1000ten wurde die reinsten Freuden die der Anblik der schönsten Natur und Kunst den Menschen gewehren können, genossen zu haben; und mein Dank dafür wird so lang dauren als mein Leben.

Seit einigen Tagen nimmt die Hitze starck zu, doch ist sie nicht drückend und man fühlt sich wohl und leicht dabey. Doch werden mir die vielen 1000 Schweiströpfchen die täglich aus meinem magern Körper gepreßt werden, oft sehr beschwerlich. Den Tag über muß man sich ruhig halten und den Sto. far' niente opfern. Abendes gegen 7 Uhr kommt entweder Gesellschaft oder man fährt zu Land oder zur See spazieren, leztere Promenade hat meist das Casino des Chev. Hamiltons [des bekannten englischen Gesandten, bei dem auch Goethe gerne weilte] am Pausilip, zum Zweck, wo wir manchen schönen Abend zu bringen; und gegen 10 Uhr besucht man die Theater, wo in Fiorentini der nicht genug zu lobende Casaciello einem alles Erdenweh vergessen

machen könte. Von diesen Casaciello will ich jezt nicht viel sagen, denn Sie werden wenn wir uns sämdlich, so Gott will, bald wieder sehn, nur zu viel von ihm hören müssen, so verliebt sind wir alle in ihm. Sie können leicht denken daß bey einer solchen Lebensart von Politik und Staatsöconomie wenig die Rede ist und daß so etwas stupentes als die Revolution in Frankreich ist, vorgehn muß um die Neapolitaner auf einige Tage damit zu unterhalten.

Unsere geliebte Fürstin, die Ihnen 1000 schönes sagt, ist gesund und von jedermann geliebt und geschäzt. Niemand, von der Königin an, will daran denken, noch vielweniger davon hören daß sie wieder wech gehn könte, und da dieser Gedanke doch immer lebendiger bey ihr wird, sezt daß schon jezt zuweilen trübe Stunden. Einsiedel emphielt sich bestens, der ist jezt recht in seinem Element und die Hitze schlägt ihm trefflich an.

Verzeihen Sie mir mein Geschwäz, liebster Hofrath, bedenken Sie daß ich in Ischia war und man auf Reisen profitiert. Erhalten Sie mir Ihre gütige nachsichtsvolle Freundschaft, grüßen Sie Ihre ganzes Hauß, und seyn Sie so glüklich als Sies verdienen und es Ihnen wünscht Ihre ewig ergebene

L. Goechhausen.

Neapel, 25. August 1789.

Lieber verehrungswürdiger Freund,

Schon wieder einen Brief aus Neapel! werden Sie sagen; aber es ist nun einmal so, liebster Hofrath, daß bey allem was mir begegnet, mein nächster Gedanke immer Sie sind; und da ich das Gute nicht mit Ihnen theilen kann, suche ichs, freylich nur im schwachen Schattenbild, Ihnen wenigstens so gut ich kan mit zu theilen. Heute muß ich Ihnen eine höchst merkwürdige NaturErscheinung erzehlen, von welcher ich seit einigen Tagen Zeuge bin.

In der Nacht vom 19ten zum 20ten dieses Monats gab uns der Vesuv ein schönes und seltnes Schauspiel; einige Zeitlang war er sehr ruhig gewesen, auf einmal öffnete sich der Berg in der Mitte, nach der MeerSeite und Neapel zu (gerade unserm Hauß gegenüber) warf hohe Flammen und viele glühente Steine aus und ergoß sich in verschiedene LavaStröme, die noch immer fort fließen und die Nächte durch brächtig im Meer wiederscheinen. Aus der Bocca kommt seit der Zeit kein Feuer und nur wenig Rauch. Den Abend vor diesen Ausbruch war die Luft trübe und es wehte Sirocco. d. 22ten Vormittags nach einen starken Gewitter mit heftigen Regengüssen, welches in diesen Monat, in Neapel, etwas ganz ungewöhnliches ist, machte der Berg ohngefähr

1000 Schritt weiter oben, über der neuen Oeffnung, noch eine zweyte, die Lava floß gewaldig und verband sich mit den untern Strömen, welches gegen Abend und die Nacht durch einen höchst prächtigen Anblik gab. Diesen konte die Herzogin nun nicht länger wiederstehn, und es wurde beschlossen den Tag darauf gegen Abend den Berg zu besteigen. d. 23ten gegen 5 Uhr Nachmittags, machten wir uns auf 6 an der Zahl: die Herzogin, der General Salis, sein Neveu, Chev. Gioiene*) ein Sicilianer der über den Etna geschrieben hat und ein sehr gelehrter und verständiger Naturforscher ist, Einsiedel und meine Wenigkeit. Der Chev. Hamilton, der sonst treue Begleiter der Herzogin, war auf einige Tage nach Pietri gereißt.

Wir fuhren bis Resina, als dann ritten wir wechselsweis auf Somaro's oder ließen uns in Sesseln tragen. Der Menschen und Tiere ohngeachtet die uns Hülfe leisteten, ist dennoch der Weg, durch die alten LavaSchichten die ihn überall durchkreuzen, oft sehr beschwerlich. Das Schauspiel das uns erwarthete, würde aber auch noch mehr Mühe und Beschwerde vergolten haben. Die verschiedenen Feuer Ströme die sich in die Hölungen und Klüfte des Bergs ergießen, wälzten sich langsam uns entgegen und wurden fürchterlich prächtiger je näher wir kamen; die Demmrung nahm zu, die manichfaltigen Farben im Dampf und Rauch vom Wiederschein des Feuers und der Berg der im Hindergrund immer schwärzer und gräßlicher wurde, die ungeheuren Steine und Felzenstüke die durchaus glühend aus der Mündung wie leichte Federbälle in der Luft spielten, die einbrechente Nacht die das Feuer und die Gluth zu vermehren schien, den Berg gegen über am Pausilipo schwarze Gewitterwolcken, die ununterbrochen Wetterleuchteten, das brausen des Meers und das dumpfe Dosen des Bergs — dieses zusammen machte einen Eindruck auf die Seele, der gewiß auf Lebens lang unauslöschlich ist.

Wir gingen, so viel es die Gluth erlaubte, zwischen den Lava Strömen auf und ab und sahen ihren majestetischen Gang, dieses kann man ohne Gefahr thun, denn man ist noch immer weit genug von der Mündung entfernt wo die Steine heraus fliegen. Doch meinte der alte Cyklop des Vesuvs, Bardolomeo, der meist die Fremden begleitet, und ihm schon seit 30 Jahren täglich beobachtet, daß weiter wie wier, jezt kein vernünftiger Mensch gehn würde. Nach 11 Uhr verließen wir diese Hölle wieder, und kamen glücklich in Resina (eine gute Stunde von Neapel) an, wo wir sehr vergnügt zu Nacht aßen und alsdann

*) General Salis und seinen Neffen Joseph Gioeni nennt auch Herder in seinen Briefen aus Italien öfters.

gegen 1 Uhr unsern Weg nach Neapel fortsezten, wo mir unter allen was die Götter den Menschen verleihen könten, nichts willkommener als mein Bett hätte seyn können; denn so sehr riscaltirt meine Imagination war, so sehr ermüthet war meine irdische Hülle und ich schlief sanft und seelig bis beynahe am andern Mittag. Den Tag dieser Reise rechne ich zu den schönsten und merkwürdigsten meines Lebens, denn die Erscheinungen dieses Abends und der Nacht sind mit nichts in der Welt zu vergleichen. Es scheint überhaupt man muß nach Italien und vorzüglich nach Neapel reißen um einen Begriff von SommerTagen und Nächten zu bekommen, ich glaube hier scheinen die Originale von der Sonne und dem Mond die uns zuweilen besuchen. Die Hitze ist einige Stunden des Tags sehr stark, doch ist sie leicht und es ist einem wohl dabey, die Morgen, Abende und Nächte aber, sind unaussprechlich schön, auch habe ich in meinem Leben kein schöneres Grün und keine schönern Bäume gesehn (die lezten um Rom ausgenommen) als hier in den Gegenden um Neapel. Ich habe den ganzen Sommer darauf gewarthet daß alles verwelken und verdorren solte wie mans uns in Deutschland möchte glauben machen, ich kann Ihnen aber versichern daß kein Wort daran wahr ist, vielmehr scheint alles immer neuer und schöner zu grünen; die erfrischente Meerluft mag wohl viel dazu beytragen, diese macht auch den Sirocco fast unmerklich, der in Rom, zu jeziger Zeit, beynahe unerträglich seyn soll.

Ich fürchte die Post geht ab, doch muß ich Ihnen noch geschwind eine anecdote erzehlen, ob sie schon meinem Geschlecht eben nicht sonderlich zum Lobe gereicht. Vor ohngefehr 3 Wochen wurde eine Frau in ihrem 80ten Jahre in Palermo gehangen, die seit 60 Jahren incognito Aqua Dofana verferdigt und verkauft hatte. Sie bekante daß über zweytausend Weiber ihre Mäner damit umzubringen, und nur 2 Männer ihre Weiber zu vergeben, welches von ihr gekauft hätten. Die Geschichte ist wahr, ich weis sie vom General Acton, der sie im Beysein der Königin erzehlte.

Leben Sie wohl, bester, liebster Freund! vergessen Sie nie

Ihre treue.

L. G.

Ich ersuche Ihnen um die Besorgung der Inlage.

Neapel, 6. Oktober 1789.

Lieber verehrungswürdiger Freund

Unter den vielen Guten was ich Ihnen seit so ma[n]chen Jahren zu danken habe, gehört ohnstreitig auch daß Sie mir Gelegenheit geben meinem Glauben zu erproben, und gewiß er wird nicht zu leicht be-

funden werden, da Sie selbst zugeben müssen daß würklich ein heroischer Glaube dazu gehört um nach so manchen über die Berge geschickten Blättern, wo auch nicht ein Laut, außer Ludecusens Stimme, zurück ertönte, ich dennoch mich fest an Ihr Wort halte das mir einst versprach: meine Briefe würden Ihnen zu jeder Zeit nie unwillkommen erscheinen. Damit Sie aber, geliebder Freund, mich auch nicht heldenmüthiger glauben als ich würklich bin, so will ich Ihnen wohl im Vertrauen die Mittel entdecken zu welchen ich Zuflucht nehme wenn ich bemerke daß meine Tugend zu wanken beginnt. Ihre lieben, mir so theuren kleinen Briefchen sind es, die mich alsdann, wenn der böse Geist des Unglaubens über mich kommen will, fest halten, und die ich schon so oft gelesen habe daß sie vom blosen auf und zufalten beynahe ganz unscheinbar geworden sind. Sie sehen, Lieber, ich rede mit dem Herzen in der Hand, Sie als mein weiser SeelenArzt werden schon wissen was weiter zu thun ist, und ob es vielleicht gut sey die Mittel einmal wieder zu erneuern.

Von der Gesundheit unserer Fürstin kan ich Ihnen, Gottlob, noch immer die besten Nachrichten geben. Sie denkt Ihrer sehr fleißig und wie oft wünschen wir Ihnen zu uns!

„Abende die ihr uns vereint saht, wann kehrt ihr mir wieder!“

Wenn dieser Wunsch bey Ihnen eben so lebhaft wäre so würde er zu Ende dieses Herbstes erfüllt worden seyn, wenn die mit dem höllischen Fluch behafteten Pontinischen Sümpfe es nicht hinderten, die, ohngeachtet dieser Sommer weniger heiß als gewöhnlich war, dennoch durch ihre pestilenzialischen Ausdünstungen ärger als jemals wüthen, und wovon wir hier in Neapel die traurigsten Folgen gesehen haben. Unter 10 Menschen die es wagen in jeziger Zeit durch zu reisen, rechnet man daß ihrer wenigstens 3 sterben, und bey einer Caravane wie die unsrige mögtens die 3 die es träfe doch alle Uhrsach haben übel zu nehmen. Vor Ende Novembers kan man mit Sicherheit nicht durch, und alsdann würde die Reise über die Gebürge der Herzogin sehr beschwerlich fallen.

Wir haben indessen eine andere kleine Excursion gemacht, die uns allen viel Vergnügen gewährte; die Herzogin besuchte auf einige Tage die zauberischen Gegenden von la Cava und Vietri und ging von da nach Pestum, oder Positonia, der alten Stadt Neptuns, dessen erhabener Tempel beynahe 3000 Jahre allen Revolutionen der Erde, der Nationen und der Barbarey wiederstant. Man vermuthet wenigstens daß der mittlere Tempel diesem Gotte gewidmet gewesen sey, so wie man glaubt daß es die beyden andern der Sonne und dem Monde wahren. diese

drey Tempel, von der schönsten, einfachsten, edelsten Architektur, stehen unter den schönen Himmel ganz allein noch übrig, da, in weiten freyen offnen Felde, alles umher ist öde und leer, nichts umgiebt sie als noch Ruinen der alten StadtMauer mit dem Thor aus welchem die Positonier in einer Nacht alle nach den Bergen flüchteten, als sie den Volesieren*) die sie belagerten nicht länger wiederstehn konten. Von dieser Architektur ist, wie man sagt, außer den Tempel der Concordia in Girgenty, nichts in dem Grad erhalten, und der Eindruk den diese in stiller Größe dastehenten Ueberreste der Vorzeit, in dieser Gegend, machen, ist nicht zu beschreiben. Da die Luft um Pestum, aus Mangel der Cultur sehr ungesund ist, so sieht man außer den kleinen Städten auf den umliegenden Gebürgen nichts als einige wenige Strohhütten wo Menschen, wandelnte Bilder der Armuth und Krankheit, eines ärmlichen Gewinstes wegen wohnen, den sie von Fremden ziehn die die Neugier zu den Tempeln führt; und ich werde den Eindruk den zwey Männer auf mich machten, die uns mittelst einer Schiffbrüke über den eine Stunde von Pestum fließenten traurigen Salzofluß sezten, nie vergessen. Diese Gegend gehört den Principe Andria, der so übermäßig reich ist daß er es der Mühe nicht werth achtet sie zu cultiviren. Wir hielten uns nur wenige Stunden da auf und kehrten bald in die schönen Thäler von Vietri zurük, die so zauberisch sind daß man sogar Neapel auf einige Zeit bey ihnen vergessen kann.

Diesen Abend werde ich die Bekandschaft vom Abate Vella**) machen, der aus Malta kommt und sich heute der Herzogin vorstellen läßt. Sie wissen daß er vorgiebt eine Arabische Handschrift gefunden zu haben, die er jezt übersezt, und die 10 bis jezt noch unbekande Bücher von Titus Livius enthalten soll. Da ich ohngefehr das nähmliche Talent des Klosterbruders im Nathan, zum Erforschen und auf den Zahn zu fühlen habe, so wird diese Bekandschaft zur Ergrüntung der Warheit wohl wenig beytragen; indessen bin ich doch neugierig einen Mann kennen zu lernen der sich rühmt daß ihm die Götter so günstig gewesen sind.

Leben Sie wohl, wohl! Liebster, bester Freund! Möge Weimars, bis nach Neapel gepriesene vaux hall, gleich Lethens Quell alles in seeliges Vergessen wiegen womit ich Ihnen jemals Langeweile gemacht

*) ? Paestum ist erst von Saracenen und später von den Normannen zerstört worden.

**) Joseph Vella, s. Z. bekannt durch die Fälschung einer arabischen Handschrift über die mittelalterliche Geschichte Siciliens.

habe, solte es auch dieser Brief seyn, nur nicht das gänzliche Zurük-erinnern an Ihre Ihnen ewig ergebene

L. v. Goechhausen.

Neapel, 17. November 1789.

Lieber verehrungswürdiger Freund

Nach einer 20tägigen kleinen Reise in eine der schönsten Provinzen dieses Königreichs, in Apulien, fand ich bey meiner Zurükkunft Ihren mir so lieben Brief. Von meinem Dank schweige ich, Ihr eigenes Herz sagt Ihnen besser als meine Worte was Ihr Andenken den meinigen seyn muß. Es ahntete mir wohl daß Sie wusten wenn es Zeit seyn würde mich wieder im Glauben zu stärken und mein Brief mit dieser Bitte kreuzte sich mit dem Ihrigen.

Ach, liebster Freund, wie sehr weiß ich, wie sehr fühle ich wozu Sie so wohlmeinend mich vorbereiten. O könte man auch vergessen was man verlassen muß! ich schäme mich beynahe zu sagen wie sehr mein Herz an diesem Lande, an diesen Menschen hängt; und doch wozu soll ichs Ihnen verschweigen, Ihnen die Sie so gut wissen was Natur Schönheit, Güte, Verstand und Wohlwollen auf unser Herz würken. Dieser milde Himmel würckt nur zu wohlthätig auf die Geister und Herzen dieser Menschen, und welch ein Genuß ist mit solchen Umgang zu vergleichen. Einen der schwersten Abschiede aus Italien habe ich schon genommen — aber noch nicht überstanten; bey unserer Reise in Apulien gab die Herzogin dem ErzBischof von Tarent, in Andria, ein rendezvous. Dieser Mann ist einer der besten, edelsten, geistreichsten, verständigsten Menschen die je gelebt haben; sein Verstand, seine Wissenschaften, sein Herz, seine Talente sind in gleichem Grad groß, und man muß ihm kennen um den Enthusiasmuß zu begreifen mit welchem seine ganze Provinz an ihm hängt. Man kan mit Warheit sagen daß er alle Tugenden seiner Nation ohne einen ihrer Fehler besizt. Menschen dieser Art waren gewiß die ersten Heiligen, die man nachher durch tradition anbetete. So wie er geliebt wird, ist er der Herzogin ergeben, so lang er in Neapel war sahen wir ihm täglich und je länger man ihm kennt, je mehr scheint es einen daß das ächte Gute aller Art die Eigenschaft des ächten Weins hat, der sich veredelt so lange er dauert. Von diesen Mann haben wir Abschied genommen — auf ewig.

Uebrigens war diese Reise so glücklich als mans wünschen kan. Bey dem schönsten Wetter freuten wir uns der reizenden Mannichfaltigkeit von Bergen und Thälern die sich alsdann in die grünen unabseh-

baren Flächen von Apulien verlieren. Viele 1000 Herden, die den Sommer in den Gebürgen von Abbruzzo weiden, finden den Winter durch hier Wärme und Futter. Wir kamen bey Canna (jezt Cannosa*)) über den Aufidius [lies: Aufidus] den einst Hannibal mit RömerBlut färbte und sahen das Schlachtfeld das von der Natur zum Untergang so vieler tausente geebend zu sein scheint. In dieser jezt einsamen Fläche, die außer uns kein lebendiges Wesen belebte, überläßt man sich gern dem stillen Nachdenken über das Schicksal von Rom und Carthago. Rom erholte sich wieder von der Erschütterung die es hier litt, aber schon lange liegen seine Siege, seine Freyheit, seine Größe in Schutt und Staub. Die Ruinen von Carthago sind weniger sichtbar als die noch einzeln hervorragenten Ueberreste der StadtMauren von Canna und selbst das Andenken dieser Schlacht wär, wie ihre Spuren von der Erde verdilgt, wenn nicht feindliche Geschichtschreiber sie der Vergessenheit entrissen hätten.

Um Ariano, unsern 2ten Nachtlager, einige 50 Ital. Meilen von Neapel, sieht man noch die fürchterlichsten Spuren vom lezten Erdbeben 1732. Das Land ist zerrissen wie man einen Bogen Papier in viele Stücke zerreißt die nur noch an dem Rande zusammenhängen; Erdfälle und aufeinander geworfene Hügel wächseln viele Meilenweit. Bis Andria, (die Stadt die Friedericus Secundus so liebte und die ihm ein monument sezte) wo die Herzogin 12 Tage blieb und welche das Ziel unserer Reise war, sind die Wege sehr gut. Von da besuchten wir die umliegenten Orte, die alle 6 bis 10 Ital. Meilen von Andria am Meer liegen. Es ist ein prächtiger Anblick, an der Adriatischen Küste die Städte Barletta, Trani, Bisegli, Molfetta rc. rc. der Reihe nach liegen zu sehn, und diese schöne Aussicht hatten wir täglich aus unserer Wohnung. Diese war ein reiches BenedictinerKloster das eine eigene Foresteria zur Bequemlichkeit der Reisenden unterhält und von welchem der schöne grose wohlgenährte Abt, das Original vom Damb-Abbé des C. de Tressan**) zu seyn schien. Von der Gastfreyheit, Güte und Geistesfähigkeiten der Menschen in dieser Provinz will ich nichts sagen, denn meine Worte erreichten sie nicht. Die Herzogin sahen sie an wie eine Göttin, die ein freundliches Schicksal ihnen zu führte, und bey

*) Canosa ist nicht Cannae, sondern Canusium.

**) Der „damp abbé“ ist eine Figur in Antoine de la Sale's Histoire et plaisante Chronique de Petit Jehan de Saintré et de la Dame des belles-Cousines, wie mich Reinhold Köhler belehrt. Er fügt bei, daß dieser in der Bibliothèque universelle des Romans gedruckte Roman sich auch im 9., 1788 erschienenen Bande von Tressans Oeuvres choisies findet, welche die Herzogin Anna Amalia besaß.

ihrer Lebhaftigkeit war der Schmerz über ihre Abreise so unmäßig als die Freude über ihre Gegenwarth. Nur eine anecdote dieser art will ich Ihnen erzehlen: Den Abend vor unserer Abreise, wie wir beym Nachtessen saßen, versammelten sich eine Menge Menschen um das Kloster umher und ließen den Abt ersuchen er mögte ihnen erlauben einen Augenblik in den Saal zu treten um die Herzogin noch einmal zu sehn; dieses wurde ihnen zugestanten und es drängte sich ein was hinein konte. Es waren Richter, Amtleute, Oficirs, Geistliche, Weiber und Kinder aus den umliegenten Orten. Nachdem sie eine Weile dagewesen waren und die Herzogin sich bemüht hatte jeden etwas freundliches zu sagen, trat einer hervor und bat um die Erlaubniß eine Brindisi (Gesundheit) auf die Herzogin zu trinken, es wurde ihm zugestanden und er sagte einige ottave rime zum Lobe der Herzogin die so schön als delicat erfunden waren. Diese Gesundheit würkte wie ein Feuerfunken in eine Pulvertonne, mehr wie 20 Stimmen erhoben sich und riefen alle auf einmal: anche io! anche io! und sagten einer nach dem andern einige kurze Verse die der Griechischen Nachkommenschaft Ehre machten. So gewiß der erste mogte vorbereitet seyn, so wenig waren es die andern, da der Inhalt ihrer Gedichte meist augenblikliche Veranlassungen waren. Ich rechne gerne ab was Schönheit der Sprache und ihres organs dazu beytragen mogten, aber dem ohngeachtet bleibt noch viel. Einst kann ich Ihnen CarakterZüge dieser Menschen erzehlen, worüber Sie so wie wir erstaunen werden. Ein paar Volckslieder so wie man sie Nachts auf den Strasen hört, wil ich beylegen*), ich sammelte in der kurzen Zeit 16, wovon eines immer schöner und zarter als das andere ist.

An den Theil der Apeninen wo man wieder herab in die terra di Lavoro kommt, meinte ich einige Aehnlichkeit mit unsern Gegenden über Jena bey Dorenburg zu finden, nur daß sie sich bey uns nicht wie hier mit der Campagna felice endigen.

In den Augenblik daß ich Ihnen schreibe, ist die Herzogin bey der Königin, ich wage aber nicht zu viel die Auslegerin ihrer Gesinnungen gegen Sie, liebster Freund, zu seyn. Sie denkt Ihrer oft und mit herzlicher Theilnehmung und der Gedanke Ihnen wiederzusehn wird mit den Abschied von Italien erleichtern helfen.

Leben Sie wohl! Mögen Sie und Ihr ganzes Hauß so glüklich seyn als mein Herz es Ihnen wünscht!!!

Ihre treu ergebene
L. Goechhausen.

---

*) Liegen leider nicht bei.

Sehen Sie Herdern so emphelen Sie mich ihm bestens, unsere gemachte kleine Reise wird ihm gewiß freuen.

Eine Anspielung auf den Inhalt dieses Briefes enthält Wieland's Schreiben an die Herzogin vom 13. Dezember 1789, das von der Sehnsucht nach der Wiederkehr der geliebten Fürstin ganz erfüllt ist. Und wieder am 1. Januar 1790, als er ihr seinen Historischen Calender für Damen mit begleitenden Versen überschickt, heißt er das Büchlein ihr zuflüstern: „wärmer, freudiger, mit innigerm Behagen werd' ihr, kehrt seines Lebens höchstes Glück mit seiner Fürstin einst in diese Flur zurück, kein ander Herz entgegen schlagen."

Noch vor dem Frühjahr 1790 wollte die Herzogin die Heimreise antreten. Das Eintreffen braunschweigischer Gäste verlängerte den Aufenthalt in Neapel. Auf Anna Amalias Wunsch reiste ihr Goethe entgegen, hatte aber „keine Spur" von ihrem Aufenthalt, als er am 31. März in Venedig ankam. Erst am 10. April verließ die Fürstin Neapel, am Abende des 6. Mai traf sie in Venedig ein. Die um Goethe vermehrte Reisegesellschaft lebte „sehr vergnüglich" zusammen; Venedig, Padua, Verona und Mantua wurden besucht und durchsucht. Am letzten Tage vor der Abreise in die Heimath sandte Luise noch einen Brief an Wieland:

Venedig, 21. Mai 1790.

Lieber verehrungswürdiger Freund!

Wie so gerne möchte ich Ihnen die Freude beschreiben deren mein Herz voll ist bey den Gedanken Ihnen nun bald wieder zu sehn! Wie viel bin ich Ihnen schuldig daß ich jezt nicht allein ohne Schmerzen, sondern sogar mit frohen Ahnungen der Zukunft mir sage: dieß ist der lezte Brief den ich aus den glüklichen Italien ins Vaterland schike. Es ist der lezte — und wenn Sie ihm erhalten nährt mich schon der Mütterliche Boden.

Unsere Herzogin die gesund und froh wieder kommt, freut sich mit mir, und Goethe der ihr gern die Rückkehr so froh wie möglich machen mögte, hat als ein guter Kenner des menschlichen Herzens ihr wohl abgemerkt daß seine Unterhaltungen von Ihnen und noch einigen guten Menschen, dieses Gefühl am lebendigsten bey ihr hervorbringen können.

Von Venedig und dem was diese Stadt vor allen andern auszeichnet, von ihren Sitten, Festen und ihrer Constitution, so wie mir alle diese Dinge vorgekommen sind, erzehle ich Ihnen mündlich, denn ich muß jezt haußhalten, damit auch ich Ihnen wenigstens durch etwas neues wieder willkommen werde. Auch hier ist es uns wohl gegangen,

so groß der Abstand zwischen dieser schwimmenten Republick und den Königlichen Städten Rom und Neapels auch war. Es gehört freylich einige Zeit dazu um endlich mit wohlgefälligen Erstaunen zu bemerken wie viel hier Verstand, verbunden mit eißerner Nothwendigkeit, vermochten; vorzüglich in Vergleich mit dem südlichern Theil von Italien wo Herz und Auge an die Fülle von Natur und Schönheit so wohlthätig gewöhnt wurde. So ist es ohngefehr wenn das Auge auf schöner Griechischen Baukunst geruht hat und mit einenmal auf die Gotischen Spizen und Thürme sich wendet.

Morgen gehn wir von hier ab; mögte Ihnen doch der Gedanke des Wiedersehns nur den kleinsten Theil der Freude gewehren den dabey fühlt

Ihre ewig ergebene Freundin
L. Goechhaußen[!]

Am 1. Juni dachten die Reisenden in Trient einzutreffen, am 9. waren sie in Augsburg, in Nürnberg hatten sie eine verabredete Begegnung mit Knebel, am 18. oder 20. Juni kamen sie in Weimar an. Wieland's Geburtstagswunsch für die Herzogin ist zugleich ein verspätetes Begrüßungsgedicht: die Musen selbst hätten sie durch Italien geführt, er, dem das Heiligthum der Kunst stets unzugangbar blieb, dürfe nicht von dem reden, was sie gesehn.

„Ihm ziemt es mit religiosem Schweigen
sich vor der Glüklichen zu beugen,
die an der Grazien Hand bis in die Tempel drang
der höchsten Kunst der Neuern und Alten,
mit eignen Augen sah die göttlichen Gestalten,
mit eignem Ohr den himmlischen Gesang
der Musen hörte; Jahre lang
mit Nectar und Ambrosia sich nährte,
und da sie endlich . . . wieder zu uns kehrte,
beym ersten Wiedersehn aus ihrem Angesicht
von allem, was ihr Aug' in jenem Götterlicht
gesehn, den Wiederschein in meine Seele strahlte."
. . . .

Und er bittet die Musen:

„Laßt die Erinnerungen
von jenem schönen Doppeljahr,
gleich Platons göttlichen Ideen,
in einem ew'gen Traum vor Ihrer Seele stehen!
Sein Zauber wirke stets auf Ihre Phantasie,
belebe stets Ihr Herz, erneue
mit jedem Morgen sich, und streue
nicht eignen Reitz auf alles um Sie her!"

Die Musen erhörten das Gebet. Der lange Nachhall der Reise im Leben der Herzogin sei wenigstens mit einigen Hinweisen bezeugt. Ihre Liebe für die „Sprache der Musen" bewährt sie durch die italienische Uebersetzung des fünften der 1791 erschienenen Neuen Göttergespräche Wieland's (handschriftlich im Germanischen Museum zu Nürnberg verwahrt). Und wenn ich zwei Briefe Herder's recht verstehe, war sie im Anfange des Jahres 1797 mit einer zusammenfassenden Darstellung ihrer Reise beschäftigt; es mag dies Unternehmen auf eine mittelbare Anregung Goethe's zurück gehen, der um eben diese Zeit bedacht war, die Erfahrungen seiner italienischen Reise litterarisch festzustellen.

Im Januar 1791 durfte Schiller die Zeichnungen sehen, die sie aus Italien mitgenommen hatte; er war gewiß nicht der einzige, dem diese Gunst ward. Deutlicher noch spricht die Widmung, welche Goethe seinen venetianischen Epigrammen vorsetzt: „der Fürstin, die mir's gegeben, die uns Italien noch jetzt in Germanien schafft."

Der Evangelisch-sociale Congreß zu Berlin.

Von

Adolf Harnack.

Für den 28. und 29. Mai sind Einladungen zu einem Evangelisch-socialen Congreß in Berlin ergangen. Die Tagesordnung des Congresses lautet:

Die Kirchengemeinde in ihrer socialen Bedeutung — Pfarrer Lic. Frh. v. Soden.

Die Frage der Streiks — Prof. Dr. Adolf Wagner,

Die Arbeiterschutz-Gesetzgebung — Dr. Kropatschek,

Die Arbeiterwohnungs-Frage — Pastor D. von Bodelschwingh,

Die gemeinnützigen Bestrebungen auf dem Gebiete der Socialpolitik — Dr. Stegemann,

Die evangelischen Arbeitervereine, ihre Bedeutung und weitere Ausgestaltung — Pfarrer Lic. Weber,

Unsere Stellung zur Socialdemokratie — Hofprediger Stöcker.

Der Congreß ist mit Bedacht als „evangelisch-social" bezeichnet worden, um ihn von den „christlich-socialen" Unternehmungen zu unterscheiden, und die Namen der Einladenden, die den verschiedensten kirchlichen und theologischen Richtungen angehören, bürgen dafür, daß der Congreß keine Parteiversammlung sein will. Trotzdem hat die Ankündigung Bedenken erregt, und zwar nicht nur bei Solchen, die sofort unruhig werden, wenn die Religion irgendwo an das Tageslicht tritt, sondern auch in Kreisen, die ein Verständniß für die Pflichten und Rechte derselben besitzen. Diese Bedenken haben auch bei Einigen von denen bestanden, welche sich entschlossen haben, die Einladung zu unterzeichnen, und sie werden nothwendig fortbestehen, bis der Congreß sie thatsächlich widerlegt hat; denn große Massenversammlungen zu berufen ist immer ein Sprung ins Dunkle, doppelt gefährlich in Sachen der christlichen Religion. Hat man doch schon im zweiten Jahrhundert vor unheiliger Geschäftigkeit in Sachen des Glaubens warnen müssen, und

neben dem „Christianos“ kannte man schon damals den „Christemporos“, den, welcher aus dem Christenthum ein Metier macht.

Ist der Congreß nöthig? Was kann er leisten? Wovor hat er sich zu hüten? Nur kurz sollen die Antworten auf diese Fragen angedeutet werden.

Zunächst soll der Congreß der Information dienen. Der socialen Frage oder vielmehr dem ganzen Complex von Leiden und Fragen, der durch diesen Titel bezeichnet wird, vermag sich Niemand zu entziehen, und wer ein Herz hat für sein Volk, darf sich ihm nicht entziehen. Den Christen aber sind die Nothleidenden, Schwachen und Verirrten auf die Seele gebunden durch die bestimmtesten und eindrucksvollsten Anweisungen Christi, durch sein Beispiel und durch die Stiftung der Kirche, die als ein Bruderbund gedacht ist und aufhört, sie selbst zu sein, wenn sie dieses Ideal preisgiebt. Wo ist zu helfen und wie ist zu helfen, wie kann mitten in dem Kampf widerstreitender Interessen das Friedenszeichen einer geistigen und inneren Gemeinschaft aufgerichtet werden, die stärker ist als die Mächte der Zertrennung? — das sind Fragen, die keinem Christen aus dem Sinn kommen dürfen. Der christliche Glaube ist nichts mehr werth, der an ihrer Lösung verzweifelt. Aber um wirksam in ihnen zu arbeiten, muß man die Zustände und die Mittel kennen lernen. Hier geschieht bereits viel, aber es geschieht noch immer zu wenig. Information von sachkundiger Seite thut Noth. Daneben giebt es noch eine specielle Frage von höchster Bedeutung, die einen evangelischen Congreß wünschenswerth macht. In ihrer Jugendzeit stand die Kirche zwar vor einer ungeheuren socialen Aufgabe, aber diese Aufgabe war nicht complicirt, sondern eindeutig und daher gar nicht zu verkennen. Sie stand einer ihr fremden Welt und einem ihr feindlichen Staate gegenüber und hatte — mit einem Wort — Alles selbst zu thun. So mußte sie nothwendig ein Staat im Staate werden, und sie war das, bis sie der besorgte Staat zur Staatskirche machte. Seit Jahrhunderten und vor Allem in unserem Jahrhundert liegen jedoch die Verhältnisse anders. Unser Staat ist nicht der Feind der christlichen Religion; er hat sich vielmehr selbst — mag man ihn nun einen christlichen und protestantischen nennen oder nicht — christliche Motive und Zwecke angeeignet. Vor dieser Thatsache verschließen sich zwar Viele gern die Augen, sei es, weil sie nichts vom Christlichen, sei es weil sie nichts vom Staat wissen wollen; aber sie bleibt doch bestehen, und es ist auf christlichem Boden einfach eine Undankbarkeit gegenüber dem, was uns die Geschichte geschenkt hat, sie zu verkennen. Darüber kann gar kein Zweifel bestehen, daß es nie ein Jahrhundert

gegeben hat, in welchem der Staat und die bürgerliche Gesellschaft soviel Sorge für die Nothleidenden und Schwachen gezeigt haben, wie in unserem Jahrhundert. Allein eben deshalb erhebt sich die Frage, was kann die Kirche überhaupt thun, wie weit hat sie sich an der socialen Frage als Kirche neben dem Staat und der Gesellschaft zu betheiligen? Innerhalb der evangelischen Kirche selbst herrschen hierüber sehr verschiedene Anschauungen. Auf dem einen Flügel stehen diejenigen, welche sich nach altlutherischer Ueberlieferung lediglich auf die Verkündigung des Evangeliums beschränken wollen. Sie sagen, die Kirche habe als Kirche kein anderes Mittel als das Wort Gottes: es giebt keine specifisch christliche sociale Politik, kein christliches socialpolitisches Programm. Die Kirche hat keinen Beruf, irdischer Noth zu steuern und irdische Verhältnisse zu verbessern; sie verfügt nur über Mittel, um die Noth und das Elend des Lebens ertragen zu lehren; im Uebrigen muß sie den Staat und die Gesellschaft gewähren lassen; diese allein haben aus ihrem Interesse heraus zu entscheiden, ob Bevormundung walten soll oder Freiheit, Socialismus oder Individualismus, Arbeiterschutz oder Laisser aller. Auf dem anderen Flügel stehen jene, welche im Namen des evangelischen Christenthums der „dämonischen" Socialdemokratie die christliche Socialreform entgegensetzen, die sich zu beweisen getrauen, ein wahrhaftiger Christ müsse in unserem Zeitalter Socialist, aber christlicher Socialist sein, die christliche Weltordnung, die es durchzusetzen gelte, sei die Socialmonarchie, u. s. w. Zwischen diesen Extremen von Rechts und Links giebt es mannigfache Abstufungen, und dort und hier stehen Männer mit ernstem Sinn und warmem Herzen. Eben deshalb ist es für die evangelischen Kirchen eine wahrhaft brennende Aufgabe, in ihrer eigenen Mitte hier Klarheit zu schaffen, und in diesem Sinne ist ein Congreß wünschenswerth.

Damit ist bereits angedeutet, was der Congreß leisten kann. Er wird seinen Zweck erfüllen, wenn er neben technischen Informationen die principielle Frage klärt. Meines Erachtens kann diese Klärung nur in der Richtung erfolgen, daß Allem zuvor zum deutlichsten Ausdruck kommt, daß die evangelische Kirche nichts anderes ist als die Hüterin des Evangeliums. Das Evangelium aber hat es nicht mit irdischen Dingen zu thun, richtet auch kein „weltlich Reich" auf, sondern treibt die Buße, den Glauben und die Liebe. Sehr beherzigenswerthe Worte hat Beyschlag jüngst in dem Deutschen Wochenblatt (Nr. 16) geschrieben: „Das politische Programm des Evangeliums lautet: Gebt dem Kaiser, was des Kaisers, und Gotte, was Gottes ist — Jeder-

mann sei unterthan der Obrigkeit, die über ihn Macht hat — Thut Ehre Jedermann, habt die Brüder lieb, fürchtet Gott, ehret den König. Alles, was darüber hinaus als specifisch christliches politisches Princip, als specifisch christliches Parteiprogramm geltend gemacht wird, ist aus purer Begriffsverwirrung entstanden. Man kann ein christlicher Nationalliberaler sein und ein unchristlicher Conservativer, und umgekehrt; jede politische Partei hat irdische, weltliche Interessen und Ziele, die man christlich und unchristlich verfolgen kann; das Christenthum für irgend ein politisches Parteiprogramm in Beschlag nehmen, heißt es mit der Selbstsucht und Sünde belasten, an der es bei keiner Partei fehlt. Ebensowenig hat das Christenthum ein specifisches Socialprogramm. Es predigt die Achtung der Persönlichkeit, die brüderliche Liebe und Erbarmung, die Ueberwindung der Mammonsknechtschaft durch das Trachten nach Gottes Reich und Gerechtigkeit: eine Volkswirthschaftslehre, wie Pastor Todt vor zehn Jahren in einem wunderlichen Buch meinte, predigt es nicht. Dem Anspruch der besitzlosen Klassen auf eine gerechtere Vertheilung des irdischen Gutes steht Christus noch heute gegenüber wie damals, da jener Mensch ihn anging, Sage doch meinem Bruder, daß er das Erbe mit mir theile: Mensch, wer hat mich zum Richter oder Erbschichter über euch gesetzt? Was er beiden, den Enterbten wie den Besitzenden, Positives zu sagen hat, fügen die folgenden Worte hinzu: Hütet euch vor dem Geiz; denn Niemand lebt davon, daß er viele Güter hat.“ In diesen Worten ist gewiß die Stellung des evangelischen Glaubens und darum auch der evangelischen Kirche richtig bezeichnet, und es scheint daher, als müsse man Uhlhorn beistimmen, wenn er (Katholicismus und Protestantismus gegenüber der socialen Frage 1887 S. 58 f.) erklärt: „Es bedarf keiner neuen Mittel; unsere Kirche hat auch der socialen Frage gegenüber nichts anderes zu thun als das Evangelium zu predigen, die im Evangelium liegenden, durch die Reformation uns erschlossenen sittlichen Kräfte wirksam zu machen und damit unserem Volke eben die Kräfte darzureichen, deren es zur Lösung der socialen Frage bedarf.“

Allein so einfach, wie es nach den eben citirten Worten erscheint, ist die sociale Frage für die evangelische Kirche doch nicht. Die Kirche soll das Evangelium predigen — aber wenn die, welchen es gepredigt werden soll, nicht zur Kirche kommen? Da wird man doch nach neuen Mitteln und Formen suchen müssen, um es ihnen nahe zu bringen. Ferner, für die Ausübung der Liebe, zu welcher der evangelische Glaube verpflichtet und fähig macht, giebt es gewiß kein Gesetz. Man kann nicht genau angeben — die katholischen Scholastiker haben es freilich

versucht — was man thun muß, opfern muß, leisten muß, um die Forderung: Liebe deinen Nächsten als dich selbst, zu erfüllen. Allein soll man deshalb darauf verzichten, den Leuten das Gewissen zu schärfen, damit sie erkennen, wer ihr Nächster ist? soll die Kirche allein organisirte Thätigkeit, gemeinsames Vorgehen, planvolle Arbeit verbannen, während wir sonst sehr wohl wissen, daß die Uebung aller Tugenden durch Gemeinsamkeit, Ordnung und Organisation gefördert wird? Niemals wird man freilich diese oder jene bestimmte Ordnung und Thätigkeit auf diesem wie auf irgend einem anderen Gebiete als „die christliche“ ausgeben dürfen — schon deshalb nicht, weil, sobald wir planen, wir uns irren, und sobald wir handeln, wir uns in der Wahl der Mittel vergreifen. Aber deshalb dürfen wir uns doch nicht einreden, daß das evangelische Christenthum es nicht verträgt, daß seine Bekenner sich darüber berathen, was sie als christliche und kirchliche Männer in der Noth der Zeit thun können, um auch das organisirte Institut, welches sie in ihrer Mitte haben, die Kirche, zu einer wirksamen Macht wider die sociale Noth auszugestalten! Ich sage absichtlich, das organisirte Institut, die Kirche. Diese Kirche ist ja nicht die Kirche, welche der Glaube bekennt, „der ganze Haufe der Kinder Gottes, die unter dem Himmel sind“, sondern sie ist ein mehr oder weniger zweckmäßiges irdisches Institut, bestimmt den höchsten Zielen zu dienen, mangelhaft und schwerfällig, aber doch elastisch und einer besseren Ausgestaltung wohl fähig. Daß evangelische Grundsätze es verbieten sollten, diese Institute — die Landeskirchen —, welche bis zum Beginn der Neuzeit in wunderbarer Weise den geschichtlichen Verhältnissen entsprochen, sich ihnen angepaßt und der christlichen Kirche gedient haben, vollkommener auszugestalten, ist nicht abzusehen. Man wird vielmehr vom evangelischen Standpunkt nicht anders urtheilen dürfen, daß, weil wir diese Kirchen besitzen, wir die Pflicht haben, sie auch in den Dienst aller der Aufgaben zu stellen, welche die christliche Liebe in der Gegenwart zu lösen hat. Nur rede man nicht, wie einige Christlich-Sociale in verhängnißvoller Begriffsverwirrung thun, von „der Kirche Christi“, als handle es sich darum, nun erst das Reich Gottes durchzusetzen und eine Theokratie aufzurichten. Es handelt sich um etwas sehr viel Profaneres — vor jener „Theokratie“ bewahre uns Gott — aber sehr Nöthiges und Segensreiches: um eine zweckmäßigere Ausgestaltung der Landeskirchen im Dienste der Liebe zu den Brüdern. Diese Landeskirchen sind aber um nichts heiliger als jeder Stand und jede Verbindung, die in Treue ihres Berufs warten. Sie können untergehen, wie diese, und die Bildungen, die an ihre Stelle treten, mögen sie auch den Idealen

begeistertster Freikirchler entsprechen, werden nicht höheren Werth besitzen, als ihre Vorgänger. Nur wer mit dieser Nüchternheit die Dinge betrachtet und zugleich die Gefahren erwägt, welche eine energischere Thätigkeit der Landeskirchen mit sich bringt — jede energischere Action der Kirche wird leicht die Action des Staats und der Communen in derselben Richtung lähmen; können wir aber so leichten Herzens auf diese Wirkungen verzichten? welch' eine Bedeutung hat z. B. die christliche Volksschule! — nur ein Solcher hat ein Recht, in dieser schwierigen Frage mitzurathen. Schwierig ist sie; aber deshalb ist sie nicht zurückzuschieben. Unter den angedeuteten Cautelen muß sie verhandelt und gelöst werden; denn der Zustand ist unerträglich, daß Tausende und aber Tausende heute sagen dürfen: was habe ich von der Kirche? sie kommt nicht zu mir und ich komme nicht zu ihr; sie vertröstet mich auf den Himmel und fordert mir Steuern ab. Wenn es gewiß ist, daß die sociale Frage nicht nur eine Magenfrage ist, sondern auch eine Gemüths- und Herzensfrage, eine Frage aus Herzen, die sich nicht geachtet fühlen und nicht geliebt wissen, so erfüllt die Landeskirche, so erfüllt die einzelne christliche Gemeinde ihre Pflicht nicht, wenn sie hier nicht Abhülfe zu schaffen sucht. Sie muß, wie einst im zweiten Jahrhundert, wo man doch auch wußte, daß der christliche Glaube der Ewigkeit gilt und nicht der Zeit, wieder als ein Bund von Brüdern und Schwestern den Armen und Nothleidenden entgegentreten, sie muß den Menschen im Menschen aufsuchen und es ihnen wieder zu fühlen geben, daß sie geliebt und geachtet sind; sie muß den Adel jedweder rechtschaffenen Arbeit nicht nur in Worten predigen, sondern die Anerkennung dieses Adels im Leben des Tages zum Ausdruck bringen. Materiell geht es dem vierten Stande heutzutage wahrscheinlich besser als zu irgend einer Zeit; aber er fühlt sich unbefriedigter als je. Hier kann nur Liebe und Achtung helfen. Wo aber giebt es ein Institut, welches so umfassend und zugleich so sehr auf die Pflege dieser Tugenden angewiesen ist, als die Kirche?

Schwärmerei — ruft man uns entgegen. Aber man wird den verkehrten und tauben Idealismus der Sozialisten nur zu überwinden vermögen durch den wahrhaftigen Idealismus. Wenn Einen in der Gegenwart etwas mit bangen Ahnungen zu erfüllen vermag, so ist es nicht die Kraft der Socialdemokratie an sich, sondern die moralische Schwäche ihrer Gegner. Die Welt vegetirt ohne Ideale wohl weiter, aber regiert wird sie von den Idealen, und die Zukunft, wenn auch nicht die nächste, gehört immer der entschlossenen Ueberzeugung und der Opferwilligkeit. Weil man zu wenig moralische Kraft hat, darum wird man in Zukunft dem Socialismus eine Abschlagszahlung nach der

anderen bringen. Ich bin kein Nationalökonom; aber ich fürchte, daß man bereits im Begriff ist, zuviel zu zahlen. Wir werden unseren Mangel an Wohlwollen, Achtung, thatkräftiger Liebe von Person zu Person mit der Bewilligung theuerer und verhängnißvoller „Zwänge" ersetzen müssen. Wie weit werden wir in solchen Zugeständnissen gehen? Welche Opfer wird die individuelle Freiheit bringen müssen? —

Wenn es anerkannt wird, daß die evangelische Landeskirche hier neben dem Staat und der Commune eine Aufgabe hat, und wenn diese Aufgabe richtig abgegrenzt wird, so fragt es sich, mit welchen Mitteln sie zu lösen ist. Es giebt deren zwei: das freie Vereinswesen auf dem Boden christlicher Gesinnung und die den Aufgaben der christlichen Liebe entsprechende Ausgestaltung der Einzelgemeinde zu einem lebendigen Körper. Wie viel wir dem Vereinswesen, namentlich seit Wichern's und Fliedner's Thätigkeit, zu danken haben, braucht nicht ausgeführt zu werden. Wir können es in der gegenwärtigen Zeit am wenigsten entbehren und müssen es noch immer zu stärken versuchen. Aber wir können uns nicht verhehlen, daß alles das, was wir Innere Mission nennen, vielfach ein Nothbehelf ist. Wir sind von christlichen Vereinen überfluthet, angespannt bis an die Grenzen des Erträglichen, und andererseits haben sich diese Vereine über bestimmte Kreise heraus unbedingte Anerkennung selten zu verschaffen verstanden. Sie sind niemals „populär" geworden, nicht im unedlen Sinne des Wortes, aber leider auch nicht im edlen. Auch ist es nicht Jedermanns Sache, Object eines Vereins zu werden; der Innern Mission entzieht sich vielfach nicht nur der Hochmuth, der Leichtsinn und die Bosheit, sondern auch berechtigter Stolz und Selbstachtung. Dazu ist das Verhältniß dieser Art von Liebesthätigkeit zu den Kirchen bis auf den heutigen Tag ein unsicheres und undurchsichtiges. Kein Wunder, daß die Einen sie als „die Kirche", die Anderen als eine Art von zweiter Kirche, die dritten als unberufene, mit allerlei Fremdem, Aufdringlichem und Zweideutigem behaftete Arbeiterin betrachten. Daß diese ganze Arbeit noch eine andere Gestalt gewinnen muß, ist das Urtheil erfahrener und erprobter Sachverständiger. Aber wie das zu geschehen hat, ist eine höchst schwierige Frage. Jüngst sind zwei hervorragende Geistliche, Pastor Sulze in Dresden (in der Protest. Kirchenzeitung) und Prediger von Soden (in einer Broschüre: „Und was thut die evangelische Kirche"), in kräftigster Weise dafür eingetreten, daß der Hebel der kirchlichen Thätigkeit bei der Einzelgemeinde anzusetzen ist: wir müssen verhältnißmäßig kleine, geschlossene Gemeinden bilden, die übersehbar sind und die in sich alle die Functionen von Gemeinde wegen vollziehen, die jetzt in Dutzenden

von Vereinen zersplittert sind. Gewiß die allein richtige Lösung — aber welch' ein Weg ist zurückzulegen, bis man sich ihr nähert, und wie wird man aus der Gemeinde, wie sie heute ist, die lebendig thätige Gemeinde schaffen? Dennoch ist diese Lösung auch für die großen Städte, und vor Allem für sie, als das leitende Ziel festzuhalten. Möge der berufene Congreß besonders in dieser Richtung Rathschläge geben und Beschlüsse fassen. Die evangelischen Landeskirchen werden sich entweder durch eine neue, reichere Ausgestaltung der Gemeindeorganisation auf der Basis kleiner, geschlossener Einzelgemeinden an der socialen Arbeit betheiligen, oder sie werden sich überhaupt nicht betheiligen oder ihre besten Anstrengungen werden mit Schwäche behaftet bleiben und dem Mißtrauen verfallen. Solange das Vereinswesen nicht getragen ist von dem Ansehen und der Verantwortung der ganzen Gemeinde, die Reich und Arm, Hoch und Niedrig umschließt, und in der Bedürftige und Helfer einander gleich stehen, solange ist auch in ihm nur ein Nothstand ausgedrückt. Der Einzelne bedarf der Freiheit; aber jede gemeinsame Thätigkeit, jede Versammlung, jede Verbindung bedarf der Autorität und eines unzweifelhaften Mandats, wenn ihre Wirkungen nicht vom Zufall abhängen sollen.

Wovor hat der Congreß sich zu hüten? Auch diese Frage ist im Vorstehenden bereits beantwortet. Aber es gilt noch Einiges mit voller Deutlichkeit hervorzuheben, Anderes hinzuzufügen. Der Congreß soll erstens nicht Beschlüsse fassen über Fragen, in denen nur Sachverständige und Betheiligte ihr Urtheil abzugeben haben. Ein evangelisch-socialer Congreß wird sich gern informiren lassen über die Arbeiterschutz-Gesetzgebung, die Lohnfrage, die Arbeitszeit, die Wohnungsfrage u. s. w.; aber er ist nicht berufen, hier als Congreß Rathschläge zu ertheilen und Forderungen zu stellen. Nur die Frage der Sonntagsruhe — aber auch nicht im Sinne eines göttlichen Gesetzes, sondern einer christlich-humanen Ordnung — gehört mit vor sein Forum. Selbst zu der in das Familienleben so tief einschneidenden Frage der Frauen- und Kinderarbeit darf er nur mit großer Behutsamkeit Stellung nehmen; denn diese Frage läßt sich schließlich so wenig durch gute Wünsche und humane Forderungen lösen, wie die Arbeiterfrage selbst. Zweitens soll der Congreß sich nicht an dem Vorbilde der katholischen Kirche stärken und meinen, was diese Kirche in der socialen Frage thut, müsse sofort auch die evangelische Kirche thun. Die katholische Kirche ist ein selbständiges Reich von dieser Welt neben den Staaten; unsere evangelischen Landeskirchen sind das nicht. Die katholische Kirche glaubt — vom Mittelalter her —, alle Heilmittel für die Gesellschaft im Besitz

zu haben; wir glauben das nicht. Die katholische Kirche steht dem Staat und dem modernen Leben mißtrauisch gegenüber; wir haben Grund, unserem Staate Vertrauen zu schenken. Damit komme ich auf das Dritte. Der evangelische Congreß soll nicht über den Staat jammern. Eine Dosis Unzufriedenheit mit den herrschenden Zuständen ist freilich für uns alle, die wir uns gern von dem Gesetz der Trägheit regieren lassen, eine gute Zugabe. Auch haben wir manche berechtigte Wünsche gegenüber dem Staat, die unerfüllt sind; wir haben ferner über manche Abhängigkeit zu klagen, wo eine größere Freiheit der Landeskirche zum Vortheil gereichen würde. Allein so, wie diese Landeskirchen nun einmal seit dem Zeitalter der Reformation sind, mit all dem öffentlichen Ansehen und den Rechten, die sie genießen, und dem Vertrauen, das ihnen und ihrer Geistlichkeit im Staatsleben geschenkt wird, können sie nicht verlangen, daß sie wesentlich selbständiger gestellt werden. Für die Kirchen, wie sie gegenwärtig sind, wäre dies auch kein Vortheil, sondern, wie manche Exempel gezeigt haben, ein Nachtheil. Auch haben sie bis auf den heutigen Tag viel mehr Grund, dem Staate zu danken als sich zu beklagen. Ob die Lage der Kirchen besser werden wird, wenn es einmal zu vollkommenen Freikirchen kommen sollte, das ist eine Frage, die kein Einsichtiger unbedingt bejahen wird. Jedenfalls hat sich dieser Congreß nicht mit der „Selbständigkeitsbewegung" in der evangelischen Kirche zu befassen, die bisher einer Vergewaltigung der Volkskirche und einer künstlichen Reaction ähnlicher sieht als einem gesunden Fortschritt, der mit allen guten Elementen und allen hellen Erkenntnissen des Jahrhunderts im Bunde steht. Endlich gilt es, noch einen Punkt ins Auge zu fassen und vor der Beschäftigung mit ihm zu warnen: das ist die Judenfrage. Es mag eine Judenfrage im nationalen und im wirthschaftlichen Sinn geben — ich weiß das nicht und bin darüber nicht competent —, das aber weiß ich, daß den Antisemitismus auf die Fahnen des evangelischen Christenthums zu schreiben, ein trauriger Skandal ist. Die, welche das gethan haben, haben freilich immer das nationale und wirthschaftliche Interesse mithinein gezogen, weil sie als Christen hätten schamroth werden müssen, wenn sie einfach im Namen des Christenthums die Parole des Antisemitismus ausgegeben und das Evangelium in einen neuen Islam verwandelt hätten. Aber wer kann leugnen, daß auch das geschehen ist? Das heißt aber die Macht, welche dazu in der Welt ist, die Gegensätze der Racen und Nationen zu mildern und Menschenliebe selbst dem Feinde gegenüber zu erwecken, in entgegengesetzter Richtung mißbrauchen. Wir dürfen voraussetzen, daß auf dem Congreß, der der Verbrüderung

dienen soll und nicht der Vergiftung, kein Versuch gemacht werden wird, die „Judenfrage" hineinzuziehen. Sollte er gemacht werden, so wird eine kräftige Abwehr nicht fehlen.

Erwartungen, Wünsche und Bedenken sind hier zum Ausdruck gebracht. Wie können Bedenken fehlen angesichts der herrschenden Unklarheit in den evangelischen Landeskirchen und der Zerklüftung und Zersplitterung, die im Voraus ein Urtheil darüber nicht zulassen, welche Richtung man wählen und welchen Weg man einschlagen wird? Das schwerste Bedenken in Bezug auf die Kraft solcher Unternehmungen, wie sie in dem geplanten Congresse versucht werden, habe ich noch nicht einmal genannt. Es liegt in der Schwäche der evangelischen Kirchen an sich. Diese Schwäche aber hat ihren Grund nicht, wie Einige sich selber täuschend meinen, in der Gebundenheit der Kirchen, sondern darin, daß die große Mehrzahl der Gebildeten und Ungebildeten dem Glauben, wie ihn die Kirchen officiell bekennen, entwachsen ist. Daran hat nicht nur die „Sünde" ihren Antheil, wie man, wiederum sich selber täuschend, behauptet, sondern in höchstem Maße auch die Ehrlichkeit und der Wahrheitssinn. Die Aufgaben, welche die Landeskirchen auf dem socialen Gebiete zu lösen haben, können nur gelöst werden durch die Hervorbringung neuer Formen. Neue Formen erzeugt aber nur ein lebendiger und wahrhaftiger Geist, der sich seiner Kraft bewußt ist, im Evangelium wurzelt und zugleich mit allen Erkenntnissen und Kräften der Gegenwart im Bunde steht. So ist es zu allen productiven Zeiten in der Geschichte des Christenthums gewesen, im 2. Jahrhundert, im 12. und 13. Jahrhundert und im Decennium der Reformation. Wo aber ist dieser Geist heute? Wie kann er vorhanden sein, wenn doch die Grundbedingung seiner Existenz nicht vorhanden ist, volle Zustimmung und darum volles Zutrauen zur eigenen Sache in dem ganzen Umfang ihres Bestandes? Man kann nicht etwas als Stütze und Träger empfehlen, was man selbst mit vieler Noth, Anstrengungen und Beschwichtigungen tragen muß. Die oberste Aufgabe für die evangelischen Kirchen ist daher zur Zeit nicht die, in immer neuer Geschäftigkeit auf Mittel und Mittelchen zu sinnen, sondern ein solches Verständniß des Evangeliums wiederherzustellen, daß es in keinem Sinn als Last, sondern als die Macht der Befreiung und Erlösung empfunden wird. Das ist die Frage der Frage und die Aufgabe der Aufgaben, vor der alles Andere zurücktreten muß. Bevor man sich ihr energisch zuwendet, ist wirkliche Besserung nicht zu erhoffen. Aber man predigt tauben Ohren, wenn man diese Aufgabe stellt. Die Einen

wollen sie nicht hören, weil sie überhaupt bereits an der Kirche verzweifelt haben und meinen, es bliebe nichts übrig, als sie schonend fortvegetiren zu lassen oder sie zu zerstören; die Anderen wollen die bequemen Pfade, die sie bisher gewandelt sind, nicht lassen, sie wollen nichts lernen; und die dritten, die Vorsichtigen, meinen, daß man an dem, was man besitze, nicht rütteln dürfe, damit nicht Alles einstürzt. Dennoch darf man nicht aufhören, die evangelischen Kirchen vor die Forderung zu stellen, ihr Bekenntniß, ihre Predigt und ihren Unterricht nicht nach den Wünschen des Tages — daran denkt Niemand —, wohl aber nach den sicheren Erkenntnissen, die wir gewonnen haben, zu corrigiren, damit dem evangelischen Christen im 19. Jahrhundert die Kirche wiederum ein Gut werde und er mit Wahrheit und Ehrlichkeit an ihrem Leben Antheil zu nehmen vermag. Im anderen Fall ist alle Arbeit zwar nicht völlig umsonst, aber ein Nothbehelf, nur vom Tage zum Tage reichend. Wem die Noth der Zeit auf der Seele brennt, wird sich freilich auch an solcher Arbeit betheiligen, aber schweren Herzens und mit unfreudigem Muth.

Politische Correspondenz.

Der Rücktritt des Fürsten Bismarck und das Ausland.

Berlin, Ende April 1890.

Daß der Rücktritt des Fürsten Bismarck dereinst eine unberechenbare Nachwirkung üben würde, hatte man oft vorausgesetzt, als der Staatsmann noch in der Fülle seines Wirkens stand. Niemand hatte an einen Rücktritt geglaubt, wie er sich nunmehr vollzogen hat. Wenn nun einen Monat lang, seitdem der Fürst aus dem Amt geschieden, die Welt ihren gewohnten Gang weitergegangen, so erhebt die Demokratie darüber ein Triumphgeschrei, wie entbehrlich im Grunde das Wirken des Mannes gewesen. Es ist das die Weisheit der Berliner Straßenjugend vom Sommer 1848. Damals stürzte die sogenannte preußische Nationalversammlung alle sechs Wochen das Ministerium, wodurch jedes Mal eine Regierungspause entstand. Die erste dieser Pausen, es war die nach dem Sturze des Ministeriums Camphausen, dauerte länger als die späteren. Da sang die Straßenjugend ein Lied, das ihr irgend ein sympathischer Dichter zurecht gemacht:

Seit drei Tagen werden wir nicht mehr regiert,
Aber das hat uns bis jetzt noch nicht genirt u. s. w.

Was diese Leute für einen Begriff von den Weltgeschäften haben müssen! Ein Orchester spielt weiter, wenn der Dirigent einen Augenblick den Taktstock niederlegt; wenn der Lokomotivführer sich verpustet, geht der Eisenbahnzug weiter; ein Regiment marschirt ohne Kommando weiter; ein Bankiergeschäft fertigt seine Kunden ab ohne den Chef; ein Assistent Patienten ohne den Hauptarzt u. s. w. u. s. w. Am wenigsten braucht ein Staat mit seinen tausendfältigen Mittelpunkten relativer Selbstthätigkeit still zu stehn, und am allerwenigsten eine ganze Staatenfamilie. Aber daraus zu schließen, daß man die Veränderung des Kopfes nicht merken werde, vermag nur die Logik des — wir wollen sagen, der Demokratie. Mit dieser Logik kämpfen bekanntlich selbst die Götter vergebens und wir denken nicht daran, uns auf diesen Kampf einzulassen. In der That, die Welt ist seit dem 20. März, wo der Kaiser die Entlassung des Fürsten unterschrieb, weiter gegangen und wird weiter gehen. Wenn in einem Gebäude, wie die Peterskirche, ein mächtiger Pfeiler verschwunden ist, so wird es in der nächsten Sekunde noch nicht den Besuchern über den Kopf fallen, aber die Sprünge, die sich in dem Mauerwerk ankündigen, werden den Achtsamen nicht unbemerkt bleiben.

Zeigt der bisherige Zustand Europas bereits solche Sprünge? Es ist über die Staatsmänner und über die andern Köpfe in den verschiedenen Nationen, die an den politischen Dingen theilnehmen, das Gefühl gekommen, daß ein Bann geschwunden ist, der alle in bestimmte Kreise zog. Die Wandelnden fühlen, daß jeder seinen Kreis verlassen könnte, aber keiner hat es schon gethan, weil keiner weiß, welche neue Bahn er suchen und sich vorzeichnen soll. Aber allerwärts wird über diese Bahnen schon spekulirt. Dies ist der gegenwärtige Zustand Europas. Es ist ein Garten der Spekulation, in dem wir uns umsehen müssen, wenn wir den jetzigen Augenblick der europäischen Entwicklung kennen lernen und behalten wollen.

Fangen wir im Osten an: wie spekulirt man in Rußland? Dort ist das Land, dessen geistige Bewegungen ein großer einheimischer Dichter als Rauch bezeichnet hat. Was man heute heiß begehrt, ist morgen schon Rauch, der sich spurlos verflüchtigt. Manchmal geht die Umwandlung in Rauch so schnell, daß zwei Rauchsarten durcheinander strömen. Auch in diesem April ist es dort so gegangen. Erst wollte man aufathmen, daß der Alp des Fürsten Bismarck, dieses mächtigsten Gegners, von Rußland genommen worden. Dann aber fand man, daß Fürst Bismarck die Angriffslust der deutschen Gegner Rußlands niedergehalten, und bedauerte seinen Sturz. Jetzt kommt schon eine dritte Strömung, die morgen wieder Rauch sein wird. Jetzt entdeckt man, daß Fürst Bismarck, der Schöpfer des Dreibundes, auch der einzige gewesen sei, der ihn zusammen gehalten. Man stellt sich also neue Kombinationen vor, aber man ist nicht einig, welche davon wahrscheinlich und welche erwünscht sei. Am lebhaftesten scheint man doch zu wünschen, daß Deutschland sich von Oesterreich trennen und den russischen Angriffen auf die Balkanhalbinsel die Flanke decken möchte. Nun hat eigentlich Fürst Bismarck niemals beabsichtigt, in den etwaigen Streit um die Beherrschung der Balkanhalbinsel, den Rußland und Oesterreich ausfechten könnten, mit den Kräften Deutschlands einzugreifen. Als am 3. Februar 1888 der Text des berühmten Oktoberbündnisses von 1879 veröffentlicht wurde, brachte die energische Fassung der wenigen kurzen Artikel allerdings den Eindruck hervor, als wäre mit dieser nachträglichen Veröffentlichung eine kraftbewußte Demonstration gegen Rußland beabsichtigt. Aber der Eindruck war ein ganz irriger. Die Absicht war vielmehr, die Welt und vor allem die russische Gesellschaft wissen zu lassen, daß Deutschland sich nur zum Schutz des österreichischen Gebietes verpflichtet habe, wenn dieses von Rußland angegriffen würde; dagegen sei Deutschland nicht verpflichtet, den österreichischen Waffen beizustehen, wo immer sie zu andern Zwecken gezogen werden, als zur Vertheidigung des eigenen Gebietes. Man hat diese Erklärung in Rußland wohl auch begriffen, aber man ist nicht damit zufrieden gestellt. Man will nicht mit den Oesterreichern schlagen, wenn man nichts erreicht, als sie von der Balkanhalbinsel zu vertreiben. Man fürchtet überdem, daß man es noch mit den Engländern und Italienern zu thun bekommen könnte, also fährt man fort, der Bismarck'schen Politik zu grollen, weil diese sich nicht herbeigelassen,

den Oesterreichern, Engländern und Italienern Stillstand zu gebieten, wenn diese dem russischen Vorgehen auf der Balkanhalbinsel wiederum wie 1878 entgegentreten wollen. Das ist die Naivität des russischen Hochmuthes, des größten auf der Welt. Denn wenn Deutschland sagen wollte: dann versprecht wenigstens, Euch nicht einzumischen, wenn die Franzosen uns angreifen, so würde man aus Petersburg das ewig junge Wort der deutschen Fabel vernehmen: ja Bauer das ist ganz was anders.

Daher sind alle diese russischen Spekulationen Rauch. Weil die russische Gesellschaft das selbst weiß, spekulirt sie zur Abwechselung auf ein Bündniß mit Oesterreich, dem Frankreich als Dritter beitreten könnte und wodurch Oesterreich die Stellung in Deutschland wiedergewinnen und sogar vergrößern könnte, die es 1866 verloren. Diese Spekulation ist derart, daß sie noch schneller in Rauch aufgehen wird, als die anderen. Aber dieser verschiedene Rauch, so wesenlos er auch ist, liefert doch den Beweis, daß die russische Gesellschaft ihre Gedanken emsig darauf richtet, wie sie den Rücktritt des Fürsten Bismarck sich zu nutze machen kann. Man ist dort zu jeder Kombination bereit, und wird sich bemühen, jedes Gelüst im Ausland zu einer Kombination, in die Rußland als Gewinntheilnehmer eintreten kann, zu ermuthigen. Der Erfolg bleibt abzuwarten.

Ganz anders hat der Rücktritt des Fürsten Bismarck in Frankreich gewirkt. In Frankreich bereitet sich eine Bewegung vor oder ist vielmehr bereits im Gange, welche sich darauf richtet, zur Verständigung mit Deutschland zu gelangen. Die große Mehrzahl bei uns will an diese Bewegung nicht glauben, und die Mehrzahl hat auch so weit Recht, als die verhetzte und vor jedem Friedenswunsch als einer Sünde an der nationalen Ehre furchtsam gemachte Masse noch nichts von einer solchen Bewegung spüren läßt. Aber die erleuchteten Köpfe, die sich mit einem solchen Gedanken hervorwagen, werden immer zahlreicher. Schrieb doch neulich selbst Paul de Cassagnac: „J'estime que, bien plus que l'Allemagne, l'Angleterre est l'ennemie héréditaire de la France. On pourra peut-être se reconcilier un jour avec l'Allemagne, sincèrement, loyalement. Avec l'Angleterre, l'alliance la plus étroite ne sera jamais qu'une perpétuelle duperie.“ Weil diese Bewegung vorhanden, befriedigt sie sich einstweilen in sonderbaren Vorstellungen über das Entgegenkommen, welches Kaiser Wilhelm II., nachdem er seines großen, Frankreich abgeneigten Rathgebers sich entledigt, der französischen Nation bezeigen werde. Wir sind ganz und gar nicht der Meinung, die hin und wieder bei uns laut wird, daß dieses französische Verlangen nach deutscher Annäherung, deutschem Entgegenkommen bloß geäußert werde, um sympathische Erwiderungen aus Deutschland hervorzurufen, welche dazu dienen könnten, in Italien Mißtrauen gegen Deutschland und Neigung zur Rückkehr in die Arme Frankreichs hervorzurufen. Der Zweck jener französischen Aeußerungen, so besorgen bei uns allzu mißtrauische Leute, wäre allein der, Italien von Deutschland zu trennen. Wir aber sind nicht so mißtrauisch. Wir glauben freilich auch nicht, daß wir wegen einzelner Stimmen,

die in Frankreich eine Umkehr fordern, sogleich aller Vorsicht gegen Frankreich uns entschlagen dürfen. Aber wir hegen den ernstlichen und dringenden Wunsch, daß von deutscher Seite jetzt mehr als je alles vermieden werde, was das Gefühl der Franzosen kränkt und mißtrauisch macht. Den herkömmlichen Ungezogenheiten der Blätter, welche im Chauvinismus und für die Boulange spekuliren, müssen wir unerschütterlicher als je nur schweigende Verachtung entgegensetzen. Es ist immerhin ein sehr merkwürdiges Zeichen, daß bis jetzt keine oder fast keine Stimmen in Frankreich laut geworden sind, welche nunmehr den Augenblick zu antideutschen Koalitionen u. dergl. herannahen sehen. Man ist stärker zum Krieg gerüstet, als je, und niemals war seit 1871 der Wunsch so lebhaft, zu einer dauernden Verbesserung der Lage Frankreichs ohne Krieg zu gelangen.

Wenden wir uns jetzt zu Italien, demjenigen unserer Bundesgenossen, mit dem wir bei dem Besuch unseres Kaisers in Italien und dann bei dem Gegenbesuch des Königs von Italien in Berlin so lebhafte Sympathiebezeigungen ausgetauscht, wie noch nie mit einer andern Nation. In Italien hat der Rücktritt des Fürsten Bismarck zwar nicht größere Befremdung hervorgerufen, als bei andern Nationen, denn diese Befremdung war überall die gleiche, aber in Italien fühlt man am lebhaftesten, wie es scheint, daß eine Veränderung der Politik bevorsteht. Man hat dort auf eine Katastrophe, auf einen europäischen Krieg gerechnet, von dem man nicht zweifelte, daß er durch den Dreibund unter der Führung des Fürsten Bismarck siegreich werde bestanden werden und Italien großen Gewinn bringen werde. Dort am wenigsten hat man den Dreibund als bloßen Defensivbund oder, wie man bei uns zu sagen liebt, als Friedensbund aufgefaßt. Das hat mehrere Gründe. Ein Hauptgrund ist, daß die italienischen Finanzen derart sind, daß sie am schwersten die sogenannte Friedensrüstung, d. h. die Kriegsrüstung zum Zweck der Friedensbewahrung ertragen können. So bereitet sich denn in den Köpfen der Italiener eine Gedankenreihe vor, welche sagt: wenn wir rüsten, um ewig Gewehr bei Fuß zu stehen, so wird es vortheilhafter sein, die Macht, gegen die wir rüsten, aus einem Feind, der uns niemals angreift, in einen Freund zu verwandeln, der gar nicht mehr den Wunsch hat, uns anzugreifen. Daß dem Präsidenten Carnot bei seiner Fahrt nach Corsika ein italienisches Geschwader das Ehrengeleit gab, war zwar an sich ein durchaus lobenswerther Akt internationaler Höflichkeit, aber er hat doch offenbar dazu beigetragen, dem Gedanken verbesserter Beziehungen der beiden größten Mittelmeermächte bei beiden Völkern eine lebhafte Aufmerksamkeit zuzuwenden. Nach Bismarcks Rücktritt ist Francesco Crispi wahrscheinlich der bedeutendste Staatsmann Europas. Alle parlamentarischen Koalitionen, die man neuerdings wieder gegen ihn versucht hat, prallen ab an der Stärke seiner Stellung, die auf dem allgemeinen Vertrauen auf seine überlegene Einsicht beruht. Aber der scharfsichtige Politiker erkennt genau, daß der Zeitpunkt herannaht, wo er den Italienern entweder ein Ziel ihrer Rüstungen zeigen oder ihnen die Bürde dieser Rüstungen abnehmen muß. Es ist nicht

unmöglich, daß dem Kopfe dieses Staatsmannes diejenige Kombination aufgeht und durch seine geschickte Thätigkeit verwirklicht wird, welche allein vermag, die europäische Lage wirksam zu ändern.

Scheinbar wird kein Volk durch kontinentale Veränderungen weniger beeinflußt, als das englische, und mit Wohlgefallen pflegt man dieser Unabhängigkeit sich zu rühmen. Wir glauben, daß im Stillen kein Volk mit dem Rücktritt des Fürsten Bismarck so zufrieden gewesen ist, als das englische. Die Times hat diese Gefühle neulich verrathen. In England sah man sich durch den überlegenen Geist des Fürsten Bismarck ganz herausgedrängt aus der so bequemen, so schönen Rolle, die Fäden der kontinentalen Politik zu ziehen, den kontinentalen Völkern ihre kriegerische Arbeit anzuweisen, deren Ergebniß immer der größte Vortheil für England war. Wo kein solcher Vortheil in Aussicht zu nehmen war, da blieb England die Macht, welche am nachdrücklichsten bald mit Sanftmuth, bald mit Drohungen den Frieden predigte. Eine Zeit lang sah die englische Politik sich aus dem Spiel der europäischen Machtbestrebungen einfach eliminirt. Man machte mit hochmüthigem Ausdruck gute Miene zum bösen Spiel, aber der Zustand war für England sehr gefahrvoll. Denn ohne kontinentale Hülfe vermag es weder russischer, noch französischer, noch amerikanischer Angriffe auf seinen ungeheuren Besitzstand sich zu erwehren. So suchte England wiederum den kontinentalen Anschluß und wurde von dem Fürsten Bismarck zugelassen, aber nur gegen gewisse Verpflichtungen, die es für den Dreibund auf sich nehmen mußte. Der Stand dieser Abmachungen ist zwar Geheimniß geblieben, aber die Times hat kürzlich verrathen, daß Fürst Bismarck mehr forderte, als die Engländer gewähren wollten, und daß er ihnen nur soviel Gegenleistung zusicherte, als ihre Leistung werth war. Die Times ist sehr erfreut, daß das nun wieder anders zu werden verspricht, daß die Politik wieder mit dem Gemüth gemacht zu werden den Anschein hat, d. h. mit dem Gemüth von Seiten der kontinentalen Freunde, mit der egoistischen Zähigkeit in minimalen Leistungen von Seiten der englischen Staatsmänner. Auch in England hofft man, wie wir sehen. Ja die Nüchternsten hoffen das Stärkste. Sie sind stark in Hoffnung, weil sie stark sind in dem Glauben an die Gemüthlichkeit kontinentaler Regenten. Wir wollen abwarten, ob dieser Glaubensfaktor in einer nüchternen Rechnung richtig angesetzt sein mag. Wir wollen wünschen, daß er es nicht ist.

Wir hätten zu schließen mit den Zukunftsgedanken, welche der Rücktritt des Fürsten Bismarck bei unserm allernächsten Verbündeten, bei den Staatslenkern und bei der öffentlichen Meinung Oesterreich-Ungarns wachgerufen hat. Allein in dem Lande, dessen Schicksal vielleicht am meisten von der äußeren Politik abhängt, ist man am meisten durch die innere Politik und ihre Kämpfe abgezogen und gefesselt. So sind denn die Stimmen aus Oesterreich-Ungarn über den Rücktritt im Wesentlichen nur das Echo der deutschen Stimmen, und die deutschen Stimmen, wir wissen es zur Genüge, variiren in allen Tonarten leere Phrasen. Damit wollen wir aber keinen Vorwurf aussprechen. Die

deutsche Presse darf sich weniger, als die jedes andern großen Volkes, in ungezwungenen Betrachtungen auswärtiger Politik ergehen. Kein Volk ist in einer so gefährdeten Lage, wie das deutsche, keine Presse wird so beobachtet, studirt, durch das Mikroskop untersucht, wie die deutsche. Es ist nur in hohem Grade zu beklagen, wenn unvorsichtige Leute, denen mehr oder minder richtiges Material zugänglich ist, ihre mehr oder minder gewagten Spekulationen veröffentlichen über deutsche und fremde Hülfsmittel, über deutsche Räthlichkeiten oder gar Nothwendigkeiten gegenüber den aus der Fremde drohenden Gefahren. Alle solche Ausführungen dienen nur den deutschfeindlichen Schürern im Ausland zur Stütze ihrer Argumentationen. Wer heilsame Gedanken über auswärtige Politik hat, der schicke sie an den Kaiser, an den Reichskanzler, an den Staatssekretär des Auswärtigen, oder auch an den Kriegsminister und den Generalstabschef. Die schlechteste Adresse aber ist die der öffentlichen Meinung. Bevor diese sich einigt und etwas durchsetzt, ist die Wirkung auch der besten Rathschläge abgeschnitten.

Nichts desto weniger könnte alle Welt mit der Phrase, die zwar das Gute hat, daß sie nichts sagt, sparsamer sein, um nicht den Glauben an das Vorwalten ernster und durchdringender Gedanken allzusehr zu schwächen. Mit diesem Wunsche, den nur eine schwache Hoffnung auf Erfüllung begleitet, wollen wir schließen. ω.

Aus Oesterreich.

Wien, 25. April.

Die Parteiverhältnisse haben sich seit den Verhandlungen über den Ausgleich in Böhmen wenig geändert; es läßt sich aber nicht leugnen, daß die Beziehungen der Regierung zu der Majorität im Abgeordnetenhause auffallend kühler geworden sind, während die deutschliberale Partei ihre Opposition mit einem nicht verkennbaren Bedauern fortführt. Auf der Rechten fühlen sich eigentlich nur noch die Polen vollkommen wohl, sie sind sich bewußt, daß sie bei jeder Gruppirung, welche der Herstellung einer neuen Regierungspartei vorausgehen müßte, nicht umgangen werden können, daß sie unter allen Umständen ihre Sonderwünsche mit Erfolg geltend machen, für ihre Abstimmungen ausgiebige Belohnungen beanspruchen können. Das Schlagwort der „Ausscheidung Galiziens", das noch immer von denjenigen in Anwendung gebracht wird, die von der Wiederherstellung eines deutschliberalen oder gar einer deutschnationalen Majorität im Abgeordnetenhause träumen, vermag sie nicht im geringsten zu beunruhigen, denn sie sagen sich mit Recht, daß keine Partei in der Lage wäre, ihnen den Preis zu bezahlen, den sie für die Zustimmung zu einer darauf abzielenden Verfassungsänderung verlangen müßten und daß man ohne ihre Zustimmung keinen Beschluß dieser Art zu Stande bringen kann. Sie können also, da sie sowohl für die Interessen ihres Landes wie für ihre persönlichen schon einigermaßen gesorgt haben, die weitere Entwickelung der Dinge abwarten und sich ihrer Macht im Staate freuen. Die Klerikalen deutscher und slavischer

Junge finden sich in einer fast entgegengesetzten Situation. Sie leisten dem Ministerium Taaffe nur mehr mit größtem Widerstreben Heeresfolge, denn sie sind um ihre schönsten Hoffnungen betrogen. In der Schulfrage sind sie noch nicht um einen Schritt vorwärts gekommen, obwohl sie wiederholt von einer Berücksichtigung ihres Standpunktes ihr ferneres Verbleiben im Ringe der Majorität abhängig gemacht haben. Niemand kümmert sich darum und immer von Neuem müssen sie Hoffnungen Ausdruck geben, an deren Erfüllung sie selbst nicht mehr glauben, um doch wenigstens einen Scheingrund für ihre fernere Verwendung als Regierungsstützer zu besitzen. Eine noch weniger beneidenswerthe Existenz führen die Alttschechen. Sie werden von den Jungtschechen des Verrathes an den nationalen Rechten ihres Volkes angeklagt und müssen ihren Einfluß auf die tschechischen Wähler von Tag zu Tag schwinden sehen. Einerseits von den Großgrundbesitzern, von deren Stellung die Majorität im böhmischen Landtage abhängt, andererseits von der Regierung, der die Krone sehr wirksam zu Hülfe kam, zur Annahme der Ausgleichsbestimmungen gezwungen, suchen sie deren Bedeutung nachträglich herabzudrücken, ihnen zum Theile sogar eine den Tschechen günstigere Auslegung zu geben, um ihre nationale Ehre zu retten. Es scheint aber nicht, daß sie dabei Erfolge erzielen. Sie werden bei den nächsten Wahlen wahrscheinlich nur in jenen Kreisen Sieger bleiben, in welchen die konservative Gesinnung die nationale übertrifft, und werden deshalb nur noch fester an die Feudalen gebunden sein. An dem böhmischen Staatsrechte und der Königskrönung erklären auch sie festhalten zu wollen, sie bescheiden sich jedoch, ihre Forderungen in dieser Richtung erst dann zu erheben, wann die Regierung ihnen dazu die Ermächtigung geben werde, während die Jungtschechen die betreffenden Verhandlungen gleichzeitig mit dem Ausgleich führen wollen. Diese wissen nämlich ganz gut, aus welchem Grunde sie darauf mit Hartnäckigkeit bestehen. Sie meinen ja, wenn sie von dem böhmischen Staatsrechte sprechen, nicht das historisch nachweisbare, das sich naturgemäß in einer stetigen Entwickelung und Veränderung befunden und seinen letzten gesetzmäßigen Ausdruck in der erneuerten Landesordnung Ferdinands II. von 1628 und in der pragmatischen Sanction Karls VI. erhalten hat. Sie haben vielmehr ein neues böhmisches Staatsrecht im Sinne, das mit Herbeiziehung von Bestimmungen aus den Zeiten der Luxemburger und Jagellonen aus besonderer Anerkennung der Verdienste der tschechischen Nation um die Habsburgische Monarchie geschaffen werden soll. Durch diese künstliche Konstruktion soll erst das Abhängigkeitsverhältniß der Deutschen von den Tschechen, das thatsächlich niemals bestanden hat, zum Gesetze erhoben werden. Ist der Ausgleich einmal vom böhmischen Landtage angenommen und von der Krone sanktionirt, dann hat es mit dem Staatsrechte seine guten Wege; die Deutschen können sich mit Beruhigung in eine parlamentarische Verhandlung desselben einlassen, ohne eine Schädigung ihrer Interessen befürchten zu müssen.

Hätte eine streng nationale und konservative Partei der Deutschen den böhmischen Ausgleich geschlossen, so würde Annäherung zwischen diesen und den

Großbesitzern sofort bemerkbar geworden sein, es würde sich nicht im böhmischen Landtage, sondern auch im österreichischen Abgeordentenhause eine neue Mehrheit bilden können, an welche die Regierung gebunden wäre. Die Vertrauensmänner der Deutschen in Böhmen gehören jedoch insgesammt der Vereinigten Linken an, deren nationale Gesinnung der Ursprünglichkeit entbehrt und nur als eine durch die nationale Tendenz der Tschechen allmälig erzwungene sich darstellt. Herr von Plener hat es erst kürzlich wieder für nothwendig gehalten, in einer zu Reichenbach gehaltenen Rede dem Liberalismus eine hervorragende Rolle im österreichischen Staatsleben zuzuschreiben und die Bethätigung desselben als eine Lebensfrage der Deutschen in Oesterreich zu erklären. Damit hat er dem Ministerium vorläufig die Hoffnung benommen, die Deutschen zur Sicherung seiner Stellung heranziehen zu können. Der Führer der Vereinigten Linken hat in der Budgetdebatte das Verharren seiner Partei in der Opposition gegen die Regierung betont, obwohl er nicht umhin konnte, ihr für ihre Haltung in den Ausgleichsverhandlungen einige anerkennende Worte zu widmen. Die deutschnationale Vereinigung, welche die Wahrung der nationalen Stellung der Deutschen in Oesterreich allen anderen Bestrebungen voransetzt und sich bei verschiedenen Gelegenheiten bereit erklärt hat, zu Gunsten derselben auf fortschrittliche Tendenzen zu verzichten, sieht den Abschluß des Ausgleiches als eine Uebereilung an, vertritt die Meinung, daß derselbe bei einiger Hartnäckigkeit der deutschen Kompaktanten viel günstiger für die Deutschböhmen hätte ausfallen können und gefällt sich in einer ziemlich schroffen Haltung gegen den grundbesitzenden Adel, ohne doch eigentlich ein festes Verhältniß zu den konservativen Vertretern der Landgemeinden einzugehen. Es werden zwar Versuche gemacht, die Mitglieder der deutschnationalen Vereinigung für die Bildung einer neuen Partei in den Alpenländern zu gewinnen, welche sich eine Zusammenfassung aller Deutschen zu einer nationalen Gruppe vorwiegend konservativen Charakters zur Aufgabe setzt; es läßt sich aber heute noch nicht beurtheilen, ob diese Bemühungen zu einem Erfolge führen werden. Derselbe müßte jedenfalls bei den Reichsrathswahlen des Jahres 1891 ersichtlich werden. Die Verhältnisse in den antisemitischen Gruppen sind neuerdings durch den Gegensatz zwischen Pattai und Lueger einerseits und den Anhängern Schönerers andererseits so chaotisch geworden, daß gegenwärtig von einem politischen Einflusse derselben nicht gesprochen werden kann.

So stützt sich denn die Regierung auf eine zwar widerwillige, aber doch folgsame Majorität, deren Begehrlichkeit nothwendigerweise nachlassen mußte, da sie doch mehr als früher befürchten muß, vom Ministerium im Stiche gelassen zu werden, wenn sie selbst durch ungestümes Drängen dasselbe in Verlegenheit setzen und zu weiteren Zugeständnissen an die Vereinigte Linke nöthigen würde. Das System Taaffe, das auf einer geschickten Ausnützung der sich die Wage haltenden Gegensätze beruht, hat im Allgemeinen eine entschiedene Befestigung erfahren. Der Staat kann in seinen Forderungen an die Steuerträger sehr weit gehen, ohne einen gefährlichen Widerspruch erfahren zu müssen.

Von den großen Gruppen des Parlamentes will sich keine der Gefahr aussetzen, von den Gegnern des Mangels an Patriotismus geziehen zu werden. Für den Skandal sorgen die Jungtschechen, die Demokraten, einige südslawische Klerikale und die radikalen Antisemiten. Eine ernste Bedeutung wird jedoch Niemand ihren Auslassungen zuschreiben; mehr als gewöhnliches Mißfallen aber mußte es hervorrufen, daß während der Debatten über die Polizeileitung von Abgeordneten, welche bürgerliche Wahlkreise vertreten, heftige Angriffe gegen jene Organe der Staatsgewalt ausgingen, welche gerade in diesen Tagen den verantwortungsvollen und mit den größten Gefahren verbundenen Beruf erfüllen, das Eigenthum und das Leben der besitzenden Klassen gegen die Gewaltthätigkeiten der Umsturzpartei zu vertheidigen. Der beklagenswerthe Irrthum des Liberalismus, daß der Kampf für die persönliche Freiheit und Gleichheit dort abgebrochen werden könne, wo er in den Krieg der Minderbesitzenden gegen die Mehrbesitzenden übergeht und zur Vernichtung der nicht gleichmäßig vertheilten Güter fortschreitet, ist das Grundübel, aus welchem sich die fehlerhaften und schädlichen Bestrebungen einer inkonsequenten Demokratie entwickeln, die noch immer an dem Glauben festhält, sie könne mit ihren Phrasen und Schlagworten das Elend der Massen aus der Welt schaffen und jene Klassen befriedigen, welche die Verbesserung ihrer Lage auf den Sieg der rohen Gewalt aufbauen wollen. So lange dieser Irrthum den Gedankenkreis der Gebildeten beherrscht, so lange es als geistig vornehm gilt, gegen eine festere Fügung des staatlichen Baues, gegen eine religiöse Erziehung in den Grenzen der Confession mit seichten Bemerkungen über die Nothwendigkeit des „Fortschrittes" Opposition zu machen, wird man sich nicht darüber wundern dürfen, wenn die Grundpfeiler unserer Kultur bisweilen in ein bedenkliches Wanken gerathen.

*

Der neue Reichstag.

In dem Augenblick, wo diese Blätter hinausgesandt werden, tritt der Reichstag zusammen, ein Reichstag, von dem man mit demselben Recht das Entgegengesetzte behaupten kann: sowohl, daß in ihm die Opposition die große Majorität habe, als daß er der Opposition so gut wie vollständig entbehre. Allem Anschein nach wird zunächst die letztere Auffassung den Vortritt haben: der Reichstag wird sich ein Präsidium geben, in dem die Conservativen den ersten, die Ultramontanen den zweiten und die Freisinnigen den dritten Präsidenten stellen werden. Es wird also der Versuch gemacht werden, wie wir ihn in unseren letzten Correspondenzen skizzirten, mit allen Parteien zugleich zu regieren.

Das wird nun keineswegs etwa so gemüthlich gehen, daß die Regierung ihre Vorlagen einbringt und abwartet, ob sich eine so oder so zusammengesetzte Majorität dafür findet. Ohne das do ut des geht es nicht und das „des", welches die Parteien von der Regierung verlangen, steht unter sich im stärksten Gegensatz.

Wenn man nun trotzdem mit allen Parteien, soweit sie nicht absolut demagogisch oder revolutionär sind, ein Verhältniß haben will, so ist die Aufgabe, vor welche der neue Reichskanzler gestellt ist, wesentlich eine taktische. Auch der Fürst Bismarck war als Staatsmann vor Allem Taktiker. Herr v. Sybel ist ja in seinem neuesten Werke so weit gegangen zu läugnen, daß der Begründer des Reichs beim Eintritt und in der ersten Zeit seines Ministeriums auch nur ganz im Allgemeinen einen deutschen Nationalstaat unter preußischer Führung angestrebt habe: nur vorwärts, unbedingt vorwärts wollte er gehen. Mögen nun bei diesem Vorwärtsgehen die Ziele mehr oder weniger vorbedacht gewesen sein, sicher ist, daß er thatsächlich die großartigsten Principienkämpfe ausgefochten hat: den Nationalstaat gegen den Partikularismus, den monarchischen Constitutionalismus gegen Reaction hier und Parlamentsherrschaft da, den Schutzzoll gegen den Freihandel, die Socialpolitik gegen den Individualismus, alle diese mit Erfolg und die Souveränetät des Staates gegen die der katholischen Kirche ohne Erfolg. Nichts von solchen Kämpfen steht seinem Nachfolger bevor. Der einzige absolute Gegensatz, mit dem er zu thun hat, ist die internationale Socialdemokratie, aber dieser Kampf kann mit jenen obengenannten offenbar nicht in Parallele gestellt werden. Von ihm sprechen wir nachher. Von allen anderen politischen Gegensätzen im Deutschen Reiche aber machen wir uns klar, daß sie in das Stadium der bloßen taktischen Behandlung gelangt sind; principielle Kämpfe und Entscheidungen sind auf lange hinaus nicht zu erwarten.

Die Politik wird damit in der Theilnahme der öffentlichen Meinung allmählich einigermaßen verlieren. Es wird nicht wieder so weit kommen, wie im Anfang des Jahrhunderts, wo die Briefe der Zeit kaum je eine Bemerkung über die Siege der Franzosen, über die Bedrohung Wien's oder über die Abtretung des linken Rheinufers machen, sondern sich ausschließlich mit den neuesten Schiller'schen oder gar Iffland'schen Dramen beschäftigen. Das ist eine Weltanschauung, in die wir uns kaum mit der größten Mühe zurückzuversetzen vermögen. Aber die fast ausschließliche Beschäftigung allein mit der Politik, die unser Zeitalter charakterisirt, wird ebenso vorübergehen und die Wandlung scheint uns schon heraufzuziehen. Ob die neue Arbeiterschutzgesetzgebung so oder so construirt wird, ob die Gewerbeordnung in diesem oder jenem Punkt reformirt wird, ob das Centrum eine kleine Concession mehr für die Kirche oder die Freisinnigen eine für den Freihandel herausschlagen, das wird immer nur bestimmte Kreise, nicht die ganze öffentliche Meinung bewegen. Auch das so große und wichtige Gebiet der Kolonialpolitik wird doch nur von dem Interesse bestimmter Kreise getragen. Aus dieser steigenden Masse von Einzelheiten immer wieder auf die allgemeinen Ideen zurückzuführen und das für diese Bedeutsame herauszuheben, wird vor Allem die Aufgabe dieser „Jahrbücher" sein.

Es kann kaum einem Zweifel unterliegen daß, sei es in dieser, sei es in der nächsten Reichstagssession, die Regierung neue und sehr bedeutende neue Militärforderungen stellen muß. Der alte Scharnhorst'sche Gedanke der

Wehrhaftmachung jedes wehrfähigen Mannes ist ja bei uns noch immer noch bei weitem nicht durchgeführt. Wir wiederholen noch einmal einige der schon im Februarheft gegebenen Zahlen. Bei uns werden jährlich, eingeschlossen die Einjährigen, die Ersatzreserven und den Nach-Ersatz, etwa 200,000 Mann eingestellt. Die Franzosen aber wollen nach ihrem neuesten Wehrgesetz jährlich 220,000 Mann einstellen, also 20,000 Mann mehr, obgleich sie 10 Millionen Einwohner weniger haben (48 Mill. gegen 38 Mill.). Hiernach ist zu ermessen, wie weit wir noch von der höchsten Anspannung aller Kräfte entfernt sind. Nun ist freilich noch nicht zu erkennen wie weit die Franzosen jene Massen wirklich ausbilden werden. Diese wichtigste Frage, die Länge der Dienstzeit d. h. die Zahl der schon nach einem Jahr zu entlassenden Mannschaften, ist der jährlich neuen Festsetzung durch das Budget vorbehalten. Machen die Franzosen nun wirklich mit dem neuen Wehrgesetz Ernst, machen sie Anstalt jene Massen wirklich militärisch durchzubilden, so bleibt uns durchaus nichts übrig, als ihnen nachzufolgen. In zwei wichtigen Institutionen haben sie uns ohnehin schon überholt. Sie besitzen 144 Cadre-Bataillone und um ein volles Dritttheil mehr bespannte Geschütze (resp. Munitionswagen) als wir (3158 gegen 2038).

Wenn nun unsre Regierung die Militärvorlage bringt, soll sie an dem Septennat festhalten oder nicht? Das Septennat ist keine Principienfrage. Es ist eine taktische Frage und nie etwas anderes als eine taktische Frage gewesen. Man kann daher völlig frei erörtern, ob man den Kampf um diese Frage für praktisch hält oder nicht. Auch vor drei Jahren waren ja anfänglich nicht wenige Stimmen auf der conservativen Seite, welche es nicht für angezeigt hielten und nichts Gutes davon erwarteten den Wahlkampf auf diese Parole hin zu eröffnen. So sehr und so glücklich diese Ansicht nachher durch die Ereignisse widerlegt worden ist, so wäre es doch ganz falsch, daraus zu schließen, daß das Septennat ein unantastbares und siegbringendes Panier für alle Zeiten sei. Der constitutionelle und der militärische Werth einer Bewilligung der militärischen Ausgaben für eine längere Reihe von Jahren besteht darin, daß die Bewilligung nicht jährlich zu Pressionen auf die Regierung ausgenutzt werden kann und daß die Armee die Empfindung des gesicherten Bestandes hat. Wäre man völlig sicher, daß auch bei der jährlichen Bewilligung der Reichstag sich allein von sachlichen Gründen im vollen Bewußtsein seiner Verantwortlichkeit leiten ließe, so wäre der Werth des Septennats ein fast illusorischer. Ja, man kann dann noch einen Schritt weiter gehen und die Argumentation umkehren. Das Septennat wirkt — bei jener Voraussetzung — geradezu schädlich, insofern es der Opposition erlaubt sich der vollen Verantwortlichkeit zu entziehen. Wer eine Ausgabe blos für das nächste Jahr verweigert, erklärt damit rückhaltlos, daß er das Opfer überhaupt nicht bringen will. Wer ein Septennat verweigert, kann sich, wie es viele Deutschfreisinnige in der letzten Zeit gethan haben, hinter die constitutionelle Frage flüchten und gleichzeitig Opferwilligkeit und Opposition prätendiren.

Die Frage, vor die die Regierung gestellt ist, lautet also: Ist anzunehmen,

daß die Wahlen von 1887 die Militäropposition dauernd niedergeschlagen haben, so daß man des sachlichen Erfolges sicher ist, auch wenn man die Form, das Septennat, fallen läßt? Immer wird es ein großes Opfer bleiben, das die Regierung bringt, wenn sie den einmal erworbenen constitutionellen Anspruch auf eine siebenjährige Bewilligung aufgiebt. Sehr große Gegenleistungen würde sie dafür in Anspruch nehmen dürfen, die Verantwortung für diesen Entschluß würde nicht gering sein. Denn wer weiß was wir in 10—15 Jahren für Volksvertreter haben?

Wenn es aber möglich wäre, um diesen Preis von der Hegemonie des Centrums im Reichstag loszukommen, so würde er uns nicht zu hoch erscheinen. Den entscheidenden Entschluß in einer solchen Frage kann nur der leitende Staatsmann fassen.

Bisher scheint Herr Windthorst freilich seiner Sache noch sehr sicher zu sein, wie die Haltung des Centrums gegenüber dem Gesetzentwurf bezüglich der Sperrgelder zeigt. Der Staat verspricht eine jährliche Rente von 556,000 Mark, über deren Verwendung sich der Cultusminister mit dem Bischof jeder Diöcese für seinen Antheil jedesmal einigen soll. Diese Construction entspricht durchaus dem generellen Charakter des heutigen Verhältnisses unseres Staates zur katholischen Kirche. Diese hat eine in der Hauptsache thatsächlich unabhängige Stellung erfochten; die Frictionen, die sich aus zwei unabhängigen Mächten auf demselben Gebiet unausgesetzt ergeben, müssen von Fall zu Fall freundschaftlich beigelegt werden. Dazu ist nöthig ein gewisser Einfluß des Staates auf die Personalbesetzung der leitenden Stellen und auf die Verwendung der materiellen Mittel der Kirche. Den eigentlich Ultramontanen ist ein solcher staatlicher Einfluß sehr unangenehm. Soll das Centrum nun aber deshalb den Bischöfen überhaupt den Weg zu den 556,000 Mark versperren? Die anderen Parteien haben erklärt, nur wenn das Centrum selbst das Gesetz annähme, ihrerseits dafür stimmen zu wollen. Wenn sie, wie zu hoffen, daran festhalten, so liegt es am Centrum zu entscheiden, ob es fürchtet, daß die Bischöfe sich durch die Rente „corrumpiren“ lassen werden oder nicht. Es kann den Standpunkt der Negation offenbar nur aufrecht erhalten, wenn es sicher rechnet durch irgend ein politisches Geschäft den Fonds ganz in die Hand zu bekommen. Wer nun auch bei diesem Manövriren endlich siege: irgend eine Entscheidung liegt in dem Feldzuge nicht. Er gehört recht eigentlich in jene Sphäre der politischen Taktik und Technik, für die die weiteren Kreise der öffentlichen Meinung sich unmöglich im Einzelnen interessiren können.

Der principielle Kampf der Epoche gilt allein der internationalen Socialdemokratie. Ueber die Nothwendigkeit und das Ziel dieses Kampfes kann kein Zweifel herrschen. Die große Frage des Momentes ist aber auch hier die taktische.

Das Socialisten-Gesetz läuft mit dem 30. September dieses Jahres ab. Daß man auf eine Erneuerung verzichtet, steht bereits fest. Das Recht der Obrigkeit, eine solche Agitation zu bekämpfen und zu unterdrücken, wird

darum nicht aufgegeben. Der Moment kann wieder eintreten, wo man zu ähnlichen, vielleicht noch schärferen Repressionen greift. Zu entscheiden bleibt aber, ob man mittlerweile die regelmäßigen discretionären Befugnisse der Polizei auf's äußerste anspannt, um wenigstens einigen Widerstand zu leisten, oder ob man nunmehr der Bewegung einmal völlige Freiheit läßt. Die sehr viel einfachere, bequemerere und verantwortungslosere Methode ist die erstere. Aber auch die zweite, die Freilassung, muß jetzt sehr ernstlich erwogen werden. Das Freilassen kann zweierlei Resultate haben: entweder die Bewegung verbraucht sich selbst, indem die Leute allmählich sehen, daß dabei „nichts herauskommt" und indem die Uebertreibungen eine natürliche Reaction der gesunderen Instincte hervorrufen. Oder aber die Agitation führt endlich zu gewaltsamen Ausbrüchen. Ein Staat, der solche gewaltsame Ausbrüche zu scheuen hat, der fürchten muß dabei gesprengt zu werden oder doch ernsthaften Schaden zu erleiden, ist genöthigt, frühzeitig zur Repression zu schreiten. In dieser Lage ist Deutschland und Preußen glücklicherweise nicht. Es ist nichts als Heulmeierei und ein unwürdiger Mangel an Selbstbewußtsein, wenn man von der Möglichkeit einer Erschütterung unseres Staates durch revolutionäre Bewegungen spricht. Die meisten Menschen finden ja in solchen Jammerlauten eine innere Befriedigung und man muß sie ihnen deshalb lassen. In der ernsthaften Politik sollten solche Erwägungen keinen Raum haben. Wenn das deutsche Reich zwölf Jahre lang durch ein Socialisten-Gesetz sich geschützt hat, so ist das nicht geschehen, weil es sonst zu Grunde gegangen wäre, sondern deshalb, weil der Fortgang der Agitation zu Unruhen und Excessen geführt haben würde, die endlich mit Blutvergießen hätten unterdrückt werden müssen. Unruhen und Excesse aber sind keine Revolution; sie schädigen wohl den Einzelnen, auch den Nationalwohlstand, aber nicht den Staat. Im Gegentheil, dieser befestigt sich, indem er sie unterdrückt. Das Deutsche Reich bestände nicht weniger, auch wenn wir 1878 kein Socialistengesetz bekommen hätten, aber einige hundert Menschen hätten es mit dem Leben, noch mehr andere im Zuchthaus büßen müssen, daß man so lange Geduld geübt. Gewiß wäre es auch heute noch sehr angebracht mit dem System der Repression fortzufahren, um solchen Unglücksfällen zuvorzukommen. Da wir aber einmal einen Reichstag haben, der dieses System verwirft, so muß man auf andere Weise zu leben versuchen. Da wäre es nun das Schlechteste, was man thun könnte, wenn man nunmehr mit den kleinen Mitteln der regelmäßigen Gesetzgebung in derselben Art wie bisher mit dem Socialistengesetz weiter operiren wollte. Auf diesem Wege würde man die Agitation nicht wirksam hemmen; der ganze Nachtheil aber, der jeder Repression anhaftet, daß sie reizt, beleidigt und provocirt, würde bestehen bleiben. Das Hauptmittel der Repression ist die Auflösung von Versammlungen. Man kann sich gar nichts ungeschickteres denken. Jeder Theilnehmer einer solchen Versammlung fühlt sich persönlich verletzt und geärgert, daß der Zweck des Abends vereitelt ist. Keine noch so aufreizende Rede eines Demagogen kann so viel Oppositionsgefühl erregen, wie die Polizei durch ihre Auflösung. Der

Minister Herrfurth erklärte einmal im Reichstag, daß die Socialdemokraten systematisch auf Auflösung der Versammlungen hinarbeiteten. Nun warum thut man ihnen denn immer wieder den Gefallen? Man kann ja den Hetzer hinterher bestrafen. Nichts arbeitet der Socialdemokratie mehr in die Hände, als wenn in dem Arbeiter das Gefühl der persönlichen Unfreiheit erregt wird, indem man einerseits die Agitation zu ihm läßt und dann mit allerhand kleinen Chikanen nicht sowohl die Agitatoren als ihn, den Arbeiter trifft. Der einzig richtige Grundsatz ist hier: scharf oder garnicht. Sicherlich werden, wenn die Polizei sich in dieser Art zurückzieht, allerhand Brutalitäten und Conflicte vorkommen und der deutsche Bürger wird dann entsetzlich schelten über die schlaffe Polizei.

Es ist deshalb für die Polizei viel bequemer, die kleinen Mittel, die ihr die Gesetzgebung an die Hand giebt, anzuwenden und nachher zu sagen: „Wir haben ja alles gethan, was wir konnten.“ Von dem höheren politischen Gesichtspunkt aus aber ist es richtiger, unter der Erklärung, daß man bei jeder thatsächlichen Störung des öffentlichen Friedens sofort die äußerste Gewalt anwenden werde und daß man sich vorbehalte, sobald es nöthig erscheine, ein noch viel schärferes Socialistengesetz als das vorige einzubringen, nunmehr ohne Zaudern zu dem Princip der größtmöglichen Freigebung überzugehen.

Die Hoffnung, daß auf diese Weise eine gesunde Reaction sich aus den Arbeiterkreisen selbst heraus entwickeln werde, ist durchaus nicht so ganz von der Hand zu weisen. Immer mehr stellt sich heraus, daß der eigentliche Kern der Arbeiterforderung nicht sowohl der höhere Lohn oder die kürzere Arbeitszeit als die Anerkennung der socialen Gleichberechtigung ist. Namentlich Schmoller hat schon längst diesen Gedanken vertreten und neuerdings sind wiederum zwei treffliche socialpolitische Untersuchungen auf ganz verschiedenen Gebieten zu ganz demselben Resultat gekommen, Oldenberg in einem Aufsatz über die Bergarbeiterbewegung (Schmollers Jahrbuch 14. Band 2. Heft) und Post in dem inhaltreichen Buche „Musterstätten persönlicher Fürsorge von Arbeitgebern“ (s. hierüber die „Besprechungen“). Indem mit dem Aufhören der Repression auch jede Verletzung des Selbstgefühls des Arbeiterstandes wegfällt, kann eine sehr wohlthätige Wirkung erzielt werden. Die Kaiserlichen Februar-Erlasse haben den Boden dafür vortrefflich bereitet. So nützlich das bisherige Socialistengesetz war, in dieser Richtung hat es doch naturgemäß retardirend und schädlich gewirkt. Wir haben aber jetzt den Vortheil, daß ganz wie die Septennatswahlen noch auf lange hinaus wirken werden, selbst wenn das Septennat fallen sollte, so der Respekt, in den der Staat durch die Energie des Socialistengesetzes sich bei den Arbeitermassen und Führern gesetzt hat, noch auf längere Zeit vorhalten wird.

Die Unglückspropheten werden nicht ermangeln, die Inficirung des gesammten Volkes mit dem demagogischen Gift und eine socialdemokratische Majorität im nächsten Reichstag vorherzusagen. Auch das Weimern gegen das allgemeine Stimmrecht hat ja schon wieder angefangen. Ganz nach dem Recept

vom „beschränkten Unterthanenvorstand“ wird wie früher dem Bürgerthum von den Königen, so jetzt den Arbeitern von dem Bürgerthum die genügende „Intelligenz“ zur Betheiligung am Staatsregimente abgesprochen. Wie der satte, faule, egoistische Bourgeois anders für die socialen Reformen in Bewegung gesetzt werden soll, wird freilich nicht angegeben. (Vergl. den vorstehenden Aufsatz über die Reform der „Städteordnung“.) Wir getrösten uns solchem Trübsinn gegenüber nicht nur mit unserem unbedingten Glauben an die Zukunft unseres Volks und Staates, sondern auch mit einigen sehr nüchternen Rechnungen. Wir haben in Deutschland eine Landschaft, die bereits so von der Socialdemokratie durchsetzt ist, daß ein höherer Grad kaum denkbar ist, das Königreich Sachsen. Gerade Sachsen aber hat selbst bei diesen Wahlen eine große Majorität für die Kartellpartei ergeben; von seinen 23 Vertretern sind sechs Socialdemokraten, Einer ein Deutschfreisinniger, 16 aber Anhänger des Kartells. Es ist ja, um es noch einmal zu wiederholen, möglich, ja wahrscheinlich, daß einige heftige Zuckungen in den nächsten Jahren sich einstellen: hätten wir einen Reichstag, der sofort ein Socialistengesetz bewilligte, so würden wir sie vermeiden und das wäre gewiß besser und namentlich humaner. Da wir einen solchen Reichstag aber einmal nicht haben, so muß man suchen, nunmehr nach der anderen Seite ganze Arbeit zu machen. Sollte dieses Vertrauen schlecht gelohnt werden, nun wohl, dann ist es Zeit ein neues Socialistengesetz zu machen und wir werden — einen Reichstag haben, der es annimmt.

Die morgen beginnende Reichstags-Session wird der Regierung die Gelegenheit bieten, wenn sie diese neue Stellung nehmen will, solches sofort in imponirender Weise zu documentiren. Unzweifelhaft werden die Socialdemokraten den Antrag einbringen, das im Herbst ablaufende Socialistengesetz sofort aufzuheben. Die Regierung kann nichts Besseres thun, als dem entweder direct zuzustimmen oder doch zu erklären, daß sie von Stund' an keinen Gebrauch mehr von dem Gesetz machen werde. Darin läge nicht einmal ein Bruch mit der bisher herrschenden Anschauung. Das Grundprincip des deutschen Gouvernements, des jetzigen ebensowohl wie des bisherigen, Bismarck'schen, ist nicht der Conservatismus schlechthin, sondern der aufgeklärte Conservatismus, dem die Anwendung der obrigkeitlichen Autorität nicht Selbstzweck ist, sondern Gegenstand der vernünftigen Erwägungen der Staatskunst. D.

Notizen und Besprechungen.

Historisches.

Das Leben Mirabeaus. Von Alfred Stern. Zwei Bände. Berlin, Siegfried Cronbach.

Schon bei Mirabeaus Tode ist gesagt worden, daß „zu seinem Talente bei Gabe gehörte, alles zur rechten Zeit zu thun; auch den Augenblick seines Todes habe er sich gewählt". Die Vorstellung, daß die französische Revolution damals noch zu hemmen und in die Bahnen einer gesetzlichen Reform einzudämmen gewesen sei, daß der Graf Mirabeau der Einzige gewesen, der dieses Werk hätte bewältigen können und daß dieser Einzige starb, ist zwar später von Zeit zu Zeit aufgetaucht, hat sich aber doch vor intimerer Kenntniß der Thatsachen wieder verflüchtigt. Durch die Stern'sche Biographie wird diese Auffassung nur bestätigt und vertieft: man braucht nicht zu sagen, daß bereits objectiv Alles verloren gewesen wäre, als Mirabeau starb (4. April 1791), aber es stand bereits endgültig fest, daß die subjectiven Bedingungen für das rettende Eingreifen dieses einzigen Staatsmannes der Epoche nicht zu schaffen waren. Er hätte keine große Wirkung mehr hervorzubringen vermocht, starb also in der That im rechten Moment für seinen Ruhm. Als Grund, weshalb er seine so tief wie richtig ergriffene Grundidee, das Königthum mit dem modernen Gedanken politischer Freiheit und Gleichheit auszusöhnen, nicht durchzusetzen vermochte, pflegt angegeben zu werden, daß sein übelberüchtigtes Privatleben ihn dem König habe als Minister unmöglich erscheinen lassen. So soll er selber öfter ausgerufen haben: „Ach, welchen Schaden fügt die Immoralität meiner Jugend der öffentlichen Sache zu", wie Stern (II, 94) es citirt oder „welchen Schaden fügt die Unsterblichkeit meiner Jugend der öffentlichen Sache zu", wie Häußer es citirt. Merkwürdig genug, daß „Immoralität" und „Unsterblichkeit" (immoralité — immortalité) in einer Satzverbindung denselben Sinn geben kann. Nach den landläufigen Darstellungen aber war es immer schwer zu verstehen, daß die Sünden, die er begangen, den Franzosen des 18. Jahrhunderts so ganz und gar unverzeihlich erschienen sein sollten. Daß er Schulden gemacht und einmal oder öfter mit der Frau eines Andern durchgegangen war, scheint doch für so ungeheure Folgen nicht ganz ausreichend. Die Stern'sche Biographie lehrt nun diesen Punkt wohl verstehen. Sein schlechter Ruf war nicht sowohl der eines Wüstlings, obgleich auch das mitspielte, sondern vor Allem der eines

absolut unzuverlässigen Charakters. Er war vor der Revolution nahezu das, was wir heute einen Revolver-Journalisten nennen; ein Sprößling des vornehmsten Adels, der in ganz derangirten Vermögensverhältnissen von der Feder lebte und sein enormes Talent gebrauchte, wie die preußischen Minister es einmal ausdrückten, „alles was achtbar in Europa ist, wie ein toller Hund anzufallen", der, um Geld zu machen, plagiirte und Privatbriefe veröffentlichte, der in den ekelhaften Processen zwischen seinem Vater und seiner Mutter, die Beide gleich schuldig waren, bald die Partei des Einen, bald der Anderen ergriff und in öffentlichen Schmähschriften die Schande der Familie durch unwahre Uebertreibungen noch vergrößerte. Es erscheint noch heute fast unglaublich, daß dieser Mann ein Genius ersten Ranges war, ein Staatsmann, der sich vermessen konnte, die Revolution zu machen und zu beherrschen, Frankreich umzugestalten und über dem Chaos der Anarchie das Staatswesen aufrecht zu erhalten. Sehr glaublich aber erscheint, daß dieser Retter, von dem, den er retten sollte, zurückgewiesen wurde, als er sich ihm anbot unter der Bedingung, daß er seine Schulden bezahle, ihm eine monatliche Pension von 1500 Thalern und nach gethanem Werk eine Million Franken extra verspreche. Der Vertrag freilich kam zu Stande, aber nicht in dem Sinne, daß Ludwig und Marie Antoinette nun geglaubt hätten, den Mann der Epoche gefunden zu haben, dessen Führung sie sich blind überließen, sondern eine feile Seele gekauft und damit einen gefährlichen Gegner unschädlich gemacht zu haben. Nichts ist sicherer, als daß Mirabeau in seinen politischen Ideen und Bestrebungen durchaus lauter war: sein Blick war viel zu klar, als daß er durch momentane Vortheile von dem wahren Ziel, das doch zuletzt auch seine eigene Zukunft einschloß, hätte abgelenkt werden können. Aber in der Politik ist es nicht bloß die That, sondern oft genug schon der Verdacht, der tödtet: nichts half Mirabeau, daß er in Wirklichkeit nicht käuflich war: daß die Welt, in der er lebte, ihn dafür hielt, machte es ihm unmöglich, sein Ziel zu erreichen. Nur zu wahr hatte schon sein Vater von ihm gesagt: „Man wird ihm nie Vertrauen schenken, selbst wenn er es verdienen möchte; er wird je nachdem Anhänger, vielleicht Bewunderer haben, aber niemals Jemanden, der sich ganz auf ihn verläßt."

Wohl das wesentlichste neue Resultat des Stern'schen Buches ist die Erklärung der Taktik Mirabeaus in den letzten Monaten seines Lebens. Es handelt sich namentlich um die Schaffung der Assignaten und die Civilconstitution und den Eid der Priester. Mirabeau hat Beides befürwortet, obgleich er noch ein Jahr vorher Assignaten eine „wandernde Pest" genannt hatte und der Eid des Klerus eine Maßregel war, die nothwendig den Bürgerkrieg im Gefolg haben mußte. Ein Staatsmann, der das verkannte, dürfte kaum mehr auf den Rang der prima plana Anspruch machen. Stern macht nun glaublich, daß Mirabeau das sehr wohl gewußt, aber bereits mit Absicht nach dem Recept des Pessimismus gearbeitet habe: er wollte ganz bewußt die Nationalversammlung zu extremen Beschlüssen hinreißen, um eine kräftige Reaction in den Provinzen hervorzurufen und mit ihrer Hülfe die königliche Autorität wiederherzu-

stellen. Die Assignaten sollten gleichzeitig das Interesse aller Besitzenden so sehr an die Revolution knüpfen, daß eine wirkliche Reaction unmöglich wurde. Eine großartig verwogene Verflechtung, die aber immer an dem Punkt zerreißen mußte, daß der Schöpfer nicht selbst die Fäden in die Hand bekam, sondern sich begnügen mußte aus der Ferne nach Intrigantenart einzublasen, während die vollendete Unfähigkeit am Webstuhl saß und das Schiffchen regieren wollte.

Wenn auf der einen Seite der König sich nicht entschließen konnte, sich weder Mirabeaus Ideen noch seiner Person zu unterwerfen, so war bekanntlich auf der anderen Seite bei der Nationalversammlung der Widerstand nicht geringer gegen die Vorstellung, ihr eigener hervorragendster Führer möchte die Leitung des Ministeriums übernehmen. Ein ausdrückliches Gesetz verbot die Theilnahme der Minister an den Verhandlungen der Versammlung und nach Mirabeaus Tode wurde sogar den Mitgliedern auf vier Jahre verboten, überhaupt einen Ministerposten anzunehmen. Ueber die vollendete Absurdität dieser Vorschrift, daß „der König alle zu Minister machen dürfe, nur nicht die, zu denen das Volk Vertrauen habe", ist bei der Nachwelt nur eine Stimme und immer nur eine Stimme gewesen. Es ist aber wohl der Mühe werth hervorzuheben, daß die Stimmung, aus der diese Vorschrift hervorgegangen, noch heute und zwar grade im lieben Deutschland eine praktisch-politische Rolle spielt: nicht nur unsere deutsch-freisinnige Partei sieht es als eine Art Vorwurf für eine Partei an „regierungsfähig" zu sein, sondern auch von der entgegengesetzten Seite wird dieser Auffassung wacker secundirt. Der Daseinszweck jeder Partei, Einfluß auf die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten zu gewinnen, wird behandelt, als ob es eine unerlaubte Nebenabsicht wäre und als „Herandrängen" und „Begehrlichkeit nach Minister-Portefeuilles" gebrandmarkt. Auch Vincke und Schwerin galt es ihrer Zeit für unerlaubt, daß ein Parlamentarier Verbindungen mit den Ministern unterhalte, da er dadurch in der (von Sachkunde ungetrübten) Unbefangenheit seines Urtheils beeinflußt werden könne.

So dankbar die historische Wissenschaft Stern für seine correcte und umfassende Forschung über einen so bedeutenden weltgeschichtlichen Gegenstand wie Mirabeau sein muß, so darf doch nicht verhehlt werden, daß es dem Autor nicht gelungen ist, den mächtigen Stoff zu einem wirklichen plastischen Bildniß zu gestalten; auch wirkt die Einstreuung recht trivialer Urtheile aus der Schule des platten Alltags-Liberalismus zuweilen äußerst störend (z. B. II, 232, 233).

Einen ganz andern Charakter als das Stern'sche Buch trägt

Ludwig XVI. und Marie Antoinette auf der Flucht nach Montmedy i. J. 1791. Aus dem Nachlasse des Freiherrn Ernst v. Stockmar, ehem. Kabinetssecretär Ihrer Königl. Hoheit der Kronprinzessin Victoria von Preußen, herausgegeben von Emil Daniels. Berlin, Wilhelm Hertz, 1890.

Hier ist der Versuch gemacht, in künstlerischer Weise in einem Ausschnitt aus der riesenhaften Gesammt-Erscheinung ein Bild für sich und zugleich ein Miniaturbild des Ganzen zu geben. Der Versuch ist in hohem Grade ge-

lungen, obgleich der Verfasser selbst die letzte Hand nicht mehr an sein Werk hat legen können. Der Herausgeber aber, ein den Lesern dieser Zeitschrift bereits durch mehrere Aufsätze vortheilhaft bekannter jüngerer Gelehrter, hat es vortrefflich verstanden durch Herausschälen dieser in sich geschlossenen Einzelheit aus einer größeren Anlage und Wegschneiden des gelehrten Apparats ein den Ansprüchen der Lesewelt und der Wissenschaft gleich gerecht werdendes Werkchen hinzustellen. Der vorwaltende Eindruck, den man erhält ist nicht nur der der Verkommenheit der Institutionen, Ideen und Gesellschaftsschichten des ancien régime, sondern vor Allem der der vollendeten Unfähigkeit des Königs und auch der Königin. Der alte Staat war nicht zu retten, aber daß sie auch persönlich in so grauenhafter Weise zu Grunde gegangen sind, ist doch hauptsächlich die Folge ihrer eigenen Schwäche und Thorheit. So sehr Marie Antoinette ihren Gemahl an Verstand und Charakterkraft überragte, so war doch auch sie nicht entfernt im Stande, die Dinge des Lebens richtig zu sehen und richtig und mit wirklicher Thatkraft und Beharrlichkeit zu behandeln. Nicht nur, daß sie stets den principiell „reactionären" Gedanken festhielt, daß sie die einzig mögliche Rettung, das ehrliche Eingehen auf die neue Gedankenwelt verschmähte, sondern auch die kleinen Schwierigkeiten des alltäglichen Lebens, die Anlage und Durchführung der Flucht-Reise wußte sie nicht wahrhaft klug und geschickt zu leiten. Eine recht unschöne Rolle spielt in dem Stockmar'schen Buch der Bruder der Königin, der Kaiser Leopold. Während er sonst als ein wahrhaft staatsmännischer Kopf dargestellt zu werden pflegt, erscheint er hier als unklar, unentschlossen und unzuverlässig.

Frau von Staël, ihre Freunde und ihre Bedeutung in Politik und Literatur. Von Lady Blennerhasset, geb. Gräfin Leyden. Mit einem Porträt der Frau von Staël. Drei Bände, Berlin Gebr. Paetel. 1887—1889.

Aehnlich wie das Stockmar'sche Buch zeigt uns dies Leben der Frau von Staël einen Durchschnitt der gesammten Epoche, aber nicht an der schmalen Stelle eines einzelnen Ereignisses, sondern im Gegentheil an der breiten eines reichen, beziehungsvollen Lebens. Nicht nur von Frau von Staël handelt das Buch, sondern auch von ihren Freunden, von der französischen Revolution, von der Geschichte des napoleonischen Kaiserreichs und von der Restauration der Bourbonen (Frau von Staël starb 1817). Das Buch der Lady Blennerhasset hat durchaus nicht den streng zunftgerechten Charakter der modernen Wissenschaft, wie das Stern'sche über Mirabeau, aber nicht zu seinem Nachtheil. Nicht was das Schema der wissenschaftlichen Correctheit verlangt, sondern was interessant ist, will diese Schriftstellerin uns vorführen. Dabei ist sie ebenso belesen, ja gelehrt wie verständig in ihrem Urtheil und talentvoll in ihrer Ausdrucksweise. Was der Verbreitung des Buches im Wege stehen wird, ist der gar zu große Umfang, an den sich der gewöhnliche Leser nun einmal nicht wagt und der auch vielfach sachlich nicht berechtigt ist. Große Flüchtigkeit und grobe Fehler in der Sprache dürfen ebenfalls nicht ungerügt bleiben. Das

Buch der Frau von Staël „Ueber den Einfluß der Leidenschaften" wurde von einem Recensenten empfohlen „als das Erzeugniß eines bedeutenden, in außergewöhnlichen Verhältnissen herangebildeten Geistes. Auf jeder Seite des Buchs tritt uns die schriftstellerische Begabung, aber freilich ebenso oft eine unrichtige Ausdrucksweise entgegen. Für die Komposition und erste Ausgabe des Buches war die Schweiz der geeignete Boden. Zur endgültigen Revision erwarten die Freunde guten Geschmackes und philosophischen Denkens die Verfasserin in Paris." Man könnte diese Worte der Biographin wiederholen und ihr Freunde wünschen, die ihr denselben Dienst leisten. D.

Nationalökonomisches.

Handwörterbuch der Staatswissenschaften, herausgegeben von Dr. J. Conrad, Dr. L. Elster, Dr. W. Lexis, Dr. Edg. Loening. I. Band. Abbau — Autorrechte. Jena, Gustav Fischer.

Das „Handwörterbuch der Staatswissenschaften" ist auf sechs mächtige Bände angelegt; der erste umfaßt noch nicht einmal den ganzen Buchstaben A. Das formal Verfassungs- und Verwaltungsrechtliche ist ausgeschlossen, aber das gesammte Material der wirthschaftlichen und socialen Ordnung aller Culturländer in ihrer historischen Entwicklung, mit Statistik und Literatur wird zusammengebracht. Man liest die Art des Ackerbaus bei den Griechen und Römern, neben dem modernen Problem der Arbeiterschutzgesetzgebung und der Arbeitseinstellungen, über Actienrecht und die politischen Lehren des Aristoteles. Der Kreis der Mitarbeiter umfaßt unsere ersten Nationalökonomen und Staatsrechtslehrer mit den Besten ihrer Schüler und des jüngeren Nachwuchses. Der Politiker, der Historiker, der praktische Beamte, der Zeitungsleser kann eine reichere und zuverlässigere Quelle der Belehrung in einer bequemern Form nicht finden. Der Preis des gesammten Werkes soll 100 Mark nicht übersteigen.

Musterstätten persönlicher Fürsorge von Arbeitgebern für ihre Geschäftsangehörigen. Von Dr. Jul. Post, Professor an der technischen Hochschule in Hannover. Bd. I. Die Kinder und jugendlichen Arbeiter. Mit 44 Abbildungen. Berlin, Robert Oppenheim.

Der Verfasser dieses, auch in unser Politischen Correspondenz erwähnten, Buches ist unseren Lesern in früheren Jahrgängen öfter genannt als der Erste, der den Versuch gemacht hat, das „Recht auf Arbeit" rationell und praktisch zu construiren (in der Schrift „Arbeit statt Almosen"). Das vorliegende breit angelegte Werk ist im Wesentlichen technisch-praktischen Charakters, von allgemeinem und von sehr hohem Werth aber ist die ausführliche Einleitung, die von den rechten Grundsätzen der Fabrik-Wohlfahrt handelt. Nicht die Wohlthat an sich ist es, auf die es ankommt, sondern die sociale Stellung, welche dem Arbeiter gegeben wird, das ist das immer wieder durchklingende Leitmotiv. Diese Einleitung ist unter dem Titel „Patriarchalische Beziehungen in der Großindustrie" auch separatim zu haben (1,50 Mk.). D.

Literarisches.

Das Associationsprincip und der Anthropomorphismus in der Aesthetik, ein Beitrag zur Aesthetik des Naturschönen. Von Dr. Alfred Biese. Kiel. Schmidt und Klauning 1890.

Lehre vom Schönen von Otto Trautmann. I. Form, Ornament und Farbe. Dresden. R. Bertling 1890.

Beiden Schriften ist der Ausgangspunkt gemeinsam: Fechner's „Vorschule der Aesthetik" mit ihrer experimentellen Erforschung des Gefallenden und Mißfallenden. Daß auf diesem Wege gewisse Ergebnisse zu erzielen sind, daß dem Gedanken einer „Aesthetik von unten" im Gegensatz zu der „Aesthetik von oben" eine gewisse Berechtigung zukommt, verkennen wir nicht, wenn wir uns auch die Begründung nicht aneignen möchten, daß sie die „unserer Zeit geziemende" sei. Denn wissenschaftliche Methoden sind nicht nach dem Zeitgeschmack, sondern nach bestem Wissen und Gewissen des Forschers zur erwählen; und auf je verschiedenartigeren Wegen das Ziel der Erkenntniß erstrebt wird, desto mehr darf die Hoffnung wachsen, es vielleicht einmal zu erreichen.

Zu betonen ist indeß, daß auch für den, der sich rückhaltlos zur experimentellen Feststellung des Schönen bekennt, mit den statistischen Zahlenergebnissen Fechner's doch nicht viel geleistet ist. Denn es ist bei ihnen nicht beachtet, was seit Kant und Schiller doch Gemeingut geworden, daß das ästhetische „interesselose" Wohlgefallen ein eigenartiges ist, anders als das rein sinnliche und als das nach Zwecken sich bestimmende, daß unter einer Masse gleichgiltiger Personen, deren Urtheil verzeichnet werden soll, nur wenige im Stande sein werden, unter Ausschließung der gewöhnlichen Nebenmotive rein ästhetisch zu urtheilen. Fechner aber verbaut sich diese Erkenntniß sogar absichtlich, indem er die Wirkung des Schönen auf das „Prinzip der Association" zurückführt, d. h. auf eine Vereinigung verschiedener mit dem Sinneseindruck sich verbindender Erinnerungsbilder, welche allerdings Lust und Unlust der verschiedensten Art erzeugen, aber von ästhetischer Beurtheilung den Geist nur ablenken. Mit ihnen hat sich die Aesthetik nur zu beschäftigen, um sie mit möglichster Schärfe ausscheiden zu können; Fechner aber will von ihr, daß sie nach diesen fremden Gästen ihr eigenes Haus ordne und einrichte. Ein Satz wie der Fechner'sche: „Was von der Sixtinischen Madonna nach Abzug aller Association noch übrig bleibt, ist eine kunterbunte Farbentafel", hebt nicht nur jede Aesthetik auf, sondern leugnet auch jeden selbstständigen Werth des Schönen wie der Kunst, und führt zu den fremdartigen Erklärungsweisen ästhetischer Wirkung zurück, die vor hundertundfünfzig Jahren üblich waren.

Wenden wir uns nun zu dem speziellen Inhalt beider Schriften, so finden wir Biese wieder auf dem von ihm schon öfters mit so viel Glück betretenen Gebiete der Aesthetik des Naturschönen*). Wir brauchen nicht zu sagen, daß

*) In einer Anmerkung verwahrt sich Biese gegen die von mir ihm (Preuß. Jahrb. 1889, S. 611) „in den Mund gelegte" Aeußerung, die Metapher sei

wir ein tiefes Verständniß poetischer Naturdarstellung hier mit ausgebreiteter Literaturkenntniß vereinigt finden; hervorheben müssen wir aber, daß er der Assoziation nicht jene beherrschende Bedeutung beilegt, sondern sie vielmehr, nachdem er mit Recht den poetischen Vergleich aus ihr abgeleitet, nur als eine niedere Weise der Phantasiethätigkeit gelten läßt, gegenüber dem nicht mechanisch aneinander reihenden, sondern durch Beseelung und Vergeistigung umbildenden Anthropomorphismus, der unserer Phantasie eigen sei. Diese Neigung, jede Erscheinung um uns zu vermenschlichen oder wenigstens mit menschlichen Zügen auszustatten, bewährt mit weiterem Umblick betrachtet, den Schiller'schen Satz, daß unsere ästhetische Auffassung der Natur darin bestehe, den Erscheinungen Freiheit zu leihen. Uns scheint der Verfasser hätte besser gethan, von diesem Punkte aus seine eigenen Sätze zu begründen als von Fechner auszugehen, mit dem er thatsächlich wenig gemein hat. Seiner Darstellung möchten wir an manchen Stellen (besonders Cap. VI.) mehr Nüchternheit und Selbstbeschränkung wünschen.

Die zweite Schrift schließt sich in dem Nachweis schön wirkender Proportionen enger an Fechner's Vorgang an; es wäre nur zu empfehlen, daß der Verfasser den Gedanken diese Verhältnisse nach der „Methode der Wahl", d. h. nach dem Urtheil beliebiger Personen zu bestimmen gänzlich fallen ließe, und sich auf die „Methode der Herstellung", d. h. auf die Bestimmung beschränkte, welche Proportionen von bedeutenden Künstlern in bedeutenden Werken angewandt sind und angewandt werden. Er gelangt, wie wir glauben mit Recht, zu dem Ergebnisse, daß es feste Formen des Schönen gebe, und trägt hierbei sowie in den folgenden Einzelabschnitten über „Form und Ornament", über die „Farbenharmonie" eine Reihe feiner Bemerkungen vor. Zu dem Abschnitt „Ist eine Wissenschaft vom Schönen möglich?" muß jedoch bemerkt werden, daß die Beantwortung dieser Frage nicht wie der Verfasser meint, von dem Fortschritte jener Einzeluntersuchungen abhängig ist. Denn die Phantasie des Künstlers ist nicht nach den Ergebnissen solcher Untersuchungen zu richten und zu meistern; was sie hervorgebracht hat, können wir bestimmen, charakterisiren, nach gewissen Gesichtspunkten ordnen, aber keine Wissenschaft wird den Schlüssel dazu liefern, um zu erschließen, was künstlerische Schaffenskraft noch für neue Wege sich eröffnen wird. Gewiß: es giebt Formen, die nie aufhören werden als schöne auf uns zu wirken; aber eine Wissenschaft, welche nach ihnen die Gesetze aller künftigen Kunst bestimmen wollte, wird auch aus ihrer deutlichsten Erkenntniß nie gewonnen werden.

Einen „Beitrag zur Geschichte der Kunstphilosophie" bietet

Emil Reich, Gian Vincenzo Gravina als Aesthetiker. (Wien 1890. F. Tempsky.)

Mit Recht beklagt Reich, daß die Literarhistoriker bisher der italienischen Aesthetik des 17. und 18. Jahrhunderts im Gegensatz zur französischen und

die einzige Form der dichterischen Anschauung. Wenn ich ihn hierin mißverstanden habe, so ist dies Mißverständniß durch den Schlußsatz des Nachtrages

englischen so wenig Beachtung zugewendet haben, und daß nur Heinrich von Stein mit seiner übrigens auch nur flüchtigen Behandlung Gravina's eine Ausnahme mache. Nachdem die unhaltbare Hypothese Stein's von einem entscheidenden Einflusse Shaftesbury's auf den Italiener zurückgewiesen worden, wird die Bedeutung Gravina's nicht nur aus seinem Hauptwerke „Della ragion poetica libri due“, sondern auch aus seinen weniger bekannten Schriften erwiesen. Zur Loslösung der Kunst von Belehrungs- und Nützlichkeitszwecken, zur muthigen Anerkennung ihrer Souveränetät ist auch Gravina noch nicht gelangt; aber er gehört zu den Geistern, in welchen dieser Umschwung sich vorbereitete, welche in einzelnen, freilich noch nicht folgerechten Aeußerungen ihn vorausnahmen und behauptet somit eine sehr bedeutsame Stelle in der Geschichte der Kunstphilosophie.

Firdosi's Königsbuch (Schah-Name) übersetzt von Friedr. Rückert. Aus dem Nachlaß herausgegeben von E. A. Bayer. Sage I—XIII. Berlin. G. Reimer 1890.

Diese Publikation verdient in zweifacher Richtung Interesse zu erregen, sowohl als nachgelassenes Werk Rückert's wie als eine neben anderen werthvollen Versuchen doch mit besonderer Autorität ausgerüstete Verdeutschung des großen persischen Epos.

Rückert ist kein Dichter der augenblicklichen Mode; aber glücklicherweise ein Dichter, der von der Mode unabhängig ist. Seine einzigartige Sprach- und Verskunst wie sein aus den unergründlichen Schätzen alt-orientalischer Lebensweisheit geschöpfter Gedankenreichthum sichern ihm für alle Zeit dichterische und menschliche Geltung. Seine Vertrautheit mit Firdosi ist bereits aus seiner Nachdichtung der Episode von „Rostem und Suhrab“ bekannt. Hier indes handelt es sich nicht um Nachdichtung, sondern um eine Uebersetzung, welche sich auf einen andern Theil des großen Werkes erstreckt, und der ursprünglichen Absicht nach wohl auf das Ganze ausgedehnt werden sollte. Was jetzt vorliegt, enthält 12 Abschnitte in Rückert's abschließender Recension; während der 13. vom Herausgeber aus verschiedenen Bruchstücken in flüchtigen Concepten gesammelt worden. Die Bearbeitung des auf der Berliner Kgl. Bibliothek befindlichen Manuskriptes bot bei seinem trümmerhaften Zustande große Schwierigkeiten. Die herausgegebenen Abschnitte enthalten Partien, welche bisher noch nicht, auch nicht von Schack ins Deutsche übertragen waren. In Hinsicht des Versmaßes hat auch Rückert's Sprachkunst doch nicht für möglich gehalten, in einem Werke solchen Umfangs das persische Vorbild nachzuahmen, sondern hat sich frei behandelter, mit Daktylen gemischter vierfüßiger Jamben bedient, welche der Erzählung leichteren Fluß geben als die von Schack angewandten regelmäßigen jambischen Fünffüßler.

---

seiner Studie über „Das Metaphorische“ veranlaßt, worin er letzteres „die nothwendige Form dichterischer Anschauung“ nennt.

Möge die Herausgabe dieses Nachlaßwerkes die Wirkung haben, die Aufmerksamkeit der Leser überhaupt auf Rückert zu lenken, der sie mehr verdient als manche der ihm gleichzeitigen und im Bewußtsein der Gegenwart mehr lebendig gebliebenen Dichter.

Wie aus der Stille der Gelehrtenstube der Heraustritt auf den Markt der lärmenden Stadt, so berührt der Uebergang von Rückert zu Heine, dem vielgerühmten und vielgeschmähten:

Heinrich Heine's Verhältniß zur Religion.
Von Dr. Alfred Christlieb Kalischer. Dresden. Ferdinand Oehlmann 1890.

Die Schrift hat den Werth eine Anzahl der geistreichsten Stellen aus Heine's Werken zusammenzustellen, unter ihnen so mit Recht berühmte wie die über Luther. Man liest sie daher mit einigem Interesse; aber der Verfasser hat wenig Verdienst daran. Seine Darlegungen lassen auf keine klare Vorstellung davon schließen, was sowohl Religion im Allgemeinen, als im Besondern christliche Religion und Lutherthum sei. Seine Auseinandersetzungen wirken daher ermüdend und unbefriedigend. Am Meisten tritt dies im letzten Abschnitt zu Tage, wo er sich bemüht, die schon vielfach behauptete religiöse Umwandelung Heine's auf seinem langwierigen Krankenlager zu erweisen. Er ruft hier den peinlichen Eindruck hervor, einen Beweis anzutreten, ohne deutliche Erkenntniß dessen, was er beweisen will. So ist es nicht zu verwundern, wenn der Gedankengang unklar ist und kein klares Ergebniß erzielt wird. Um so mehr muß der Schluß überraschen, welcher um Heine's Stirne einen wahrhaften Heiligenschein erglänzen läßt, ohne zu bemerken, daß dieses Satyrgesicht dadurch nur einen grotesken Ausdruck erhält. O. H.

Von neuen Erscheinungen, die der Redaction zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

Balan. Duell und Ehre. Ein Beitrag zur praktischen Lösung der Duellfrage unter besonderer Berücksichtigung der Verhältnisse des deutschen Officierkorps. Von C. Balan, Königl. Konsistorialrath. II. Aufl. Berlin, Walther und Apolant, W. Markgrafenstr. 60.

Böhtlingk Festrede zur Bismarck-Feier am 1. April 1890 gehalten in der städtischen Festhalle zu Karlsruhe von Arthur Böhtlingk, Prof. an der Technischen Hochschule daselbst. Karlsruhe, Commissionsverlag von A. Bielefelds Hofbuchhandlg. Liebermann u. Co. Der Ertrag gehört dem in der Gründung begriffenen städtischen Lehrlingsheim.

Bornhak. Preußisches Staatsrecht. Von Conrad Bornhak. Dritter Band. Freiburg i. B., J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).

Brecht. Schwarz weiß rot, eine Ethik des Patriotismus von Th. Brecht. Heft I. Preis 1 M. Halle a. S. Verl. von Eugen Strien.

Breslau. Er geht! . . . Was nun? Blicke in die Politik der Zukunft von Kurt von Breslau. Berlin, Cassirer u. Danziger.

Defoe. Sociale Fragen vor zweihundert Jahren (An Essay on Projects) von Daniel Defoe 1697. Uebersetzt von Hugo Fischer. Leipzig, C. L. Hirschfeld.

Verantwortlicher Redacteur: Professor Dr. H. Delbrück Berlin W. Link-Straße 42.
Druck und Verlag von Georg Reimer in Berlin.

Der heutige Stand der Festungsfrage.

Seit dem Kriege von 1870/71, sowie dem russisch-türkischen von 1877/78 und seit der Erfindung der neuesten Brisanzgeschosse der Artillerie hat sich wie auf so vielen anderen, so auch auf dem Gebiet der Landesbefestigung eine derartige Umwälzung vollzogen, daß es des Interesses nicht entbehren dürfte, wenn wir es im Folgenden unternehmen, den heutigen Stand der Festungsfrage einer Erörterung und Darstellung zu unterziehen.

Das heutige Befestigungssystem der verschiedenen hervorragenden Militärmächte Mittel-Europas bildet in seinen großen Zügen den Ausdruck der Anschauungen, welche für seine Anlage und moderne Umgestaltung maßgebend gewesen sind, und welche heute im Wesentlichen Geltung in den betreffenden Staaten besitzen.

Wir sehen Frankreich in gewissem Sinne an seinem alten Cordonsystem, wenn auch nicht eines dreifachen Festungsgürtels, wie zu Zeiten Ludwigs XIV., so doch an einer bis auf die beiden bekannten Lücken zwischen Epinal und Toul, sowie Verdun und Montmédy, sich in ihren Gliedern an einander reihenden Kette von Sperrforts, welche die Ostgrenze des Landes fast hermetisch abschließen, festhalten. In dieser Kette erblicken wir die großen Lager-Festungen Belfort, Epinal, Toul und Verdun und hinter denselben die gewaltigen Befestigungsgruppen von Besançon, Langres, Rheims und Laon, sowie hinter diesen endlich den Hauptstützpunkt der französischen Landesvertheidigung die gewaltige verschanzte Lagerfestung Paris.

Welche nach vielen hunderten von Millionen zählenden Herstellungskosten, welche Besatzungen schon im Frieden und welche erst im Falle eines Krieges, welches Geschützmaterial, welche Unterhaltungskosten und Vorräthe, welche Friedensübungen erfordern derartige ausgedehnte und gewaltige Festungsanlagen, wenn sie im Kriege zur richtigen Geltung kommen sollen! Man rechnet in Frankreich auf ihre Besatzung im Kriege nicht weniger als circa 800,000 Mann.

Bei Deutschlands östlichem Nachbar, Rußland, finden wir ein anderes System. Hier fehlen die Sperrforts an der Grenze gänzlich. Rußland hat sich darauf beschränkt, an dem seiner äußersten Westgrenze naheliegenden wichtigen Stromabschnitt der Weichsel zwei große Lagerfestungen, Warschau und Nowogiorgiewsk anzulegen, sowie als dritten befestigten Weichselübergang und Eisenbahnsperrplatz die minder bedeutende Gürtelfestung Iwangorod, den Anforderungen des heutigen Festungskrieges einigermaßen entsprechend umzugestalten, und im Süden dieses Abschnitts gegenüber der österreichischen Grenze die Eisenbahn-Sperrfestungen Michailogrod und Dubno, sowie das Fort Proskurow zu schaffen. In zweiter Linie liegen hinter dieser vorgeschobenen Reihe von Festungen nur die Lagerfestungen Brest Litewski, Bialystock und Kiew, sowie das verschanzte Lager von Kowno und der Eisenbahnsperrpunkt Gonionds. Beide Landeshauptstädte Rußlands, sowohl Petersburg, wie Moskau sind keine Festungen, sondern offene Städte, da der Zugang zu Petersburg nur nach dem Meere hin durch Kronstadt gesperrt ist.

Während dem französischen Befestigungssystem der Sperrfortskette und ihrer Lagerfestungen die Idee zu Grunde liegt, unter seinem Schutz den strategischen Aufmarsch der französischen Armeen im Falle eines Krieges mit Deutschland an der Ostgrenze des Landes in Sicherheit vollziehen zu können — denn nur so lange bedarf man des Schutzes der Sperrforts — handelt es sich bei dem russischen System der Weichselfestungen darum, gestützt auf diese Festungen und die starken Hindernisse des Weichselstroms und der sumpfigen Niederung des Bug und der Narew, durch deren Vertheidigung eine längere Zeit für die Versammlung der Streitkräfte des inneren Rußlands an der Westgrenze des Reichs zu gewinnen, und einem Gegner nicht von vornherein einen großen Theil des westrussischen Gebietes Preis zu geben.

Oesterreich-Ungarn, bei welchem bedeutende Gebirgszüge einen das Vordringen eines Gegners erschwerenden Wall an seiner Nord- und Ostgrenze bilden, besitzt ein verhältnißmäßig nur wenig entwickeltes Festungssystem. Wir erblicken in seinem nördlichen Gebiet nur die Lagerfestungen Olmütz, Cracau und Przemysl, ferner die Eisenbahn-Sperrplätze Theresienstadt, Jaroslaw, und im Süden des Landes Karlsburg, Arad, Peterwardein, Essieg, Komorn, Karlstadt, sowie mehrere Alpenpaßsperren; außerdem die Küstenbefestigungen. Bei Linz ist ferner ein verschanztes Lager projectirt.

Die 1866 unter dem Druck der auf dem nördlichen Kriegsschauplatz sich vollziehenden Ereignisse begonnene Befestigung der Landes-

hauptstadt Wien ist nur in ihrem nördlichen Theil, dem Florisdorfer Brückenkopf einigermaßen zur Durchführung gelangt. Oesterreich-Ungarn hat dagegen im Hinblick auf die an seiner Ostgrenze entstandenen russischen Festungen seine Feld- und Festungsartillerie durch 15 cm und 21 cm Batterien von außerordentlicher Geschoßwirkung verstärkt, und erachtet allem Anschein nach, und nicht mit Unrecht, diese Verstärkung seiner Artillerie und die Offensive seiner neuerdings durch numerisch sehr starke Reserve- und Landwehrtruppen unterstützten Feldarmeen gegen die Hauptstreitkräfte des Gegners als das beste Mittel, die feindlichen Festungen in ihrer Wirkung unschädlich zu machen.

Das meerumgürtete England hat es seiner besonderen geographischen Lage entsprechend, nur für erforderlich gehalten, seine Hauptflottenstationen, wie Portsmouth, Plymouth und Dover, sowie einzelne Punkte seiner Küsten wie Harwich, die Themsemündung, Chatam, Sheerneß, die Insel Wight, Pembroke und Liverpool durch zum Theil ihrer Construction nach heute völlig veraltete Befestigungen zu schützen. Es hat darauf verzichtet, die Landeshauptstadt London durch Festungswerke zu sichern und erwartet deren Schutz von der Vertheidigung einer südlich London gelegenen Stellung der North Downs.

Unter den Befestigungen der kleineren mitteleuropäischen Staaten treten besonders diejenigen Belgiens mit dem großen verschanzten Lager von Antwerpen, dem Hauptreduit des Landes und der gegen einen französischen oder deutschen Durchmarsch neuerdings angelegten Maasbefestigungslinie, sowie die der Niederlande mit der „Festung Holland", d. h. des befestigten Gebiets der Provinz Holland zwischen der „neuen holländischen Wasserlinie" bei Utrecht, der Centralstellung von Amsterdam, dem Maas- und Leck-Abschnitt und der Nordsee, hervor. Auch in Dänemark hat man sich neuerdings, selbst ohne hinreichende Mittel von der Landesvertretung dazu erhalten zu können, zu der Befestigung der Landeshauptstadt Kopenhagen als große Lagerfestung entschlossen, und dieselbe in Angriff genommen.

Zur Beurtheilung der in Deutschland und speciell in Preußen heute an maßgebender Stelle gültigen Anschauungen über die Bedeutung der Festungen sehen wir uns veranlaßt, auf die dem Reichstage im Jahre 1873 unterbreiteten Vorschläge der Landesvertheidigungscommission und das Gesetz über deren Ausführung zurückzugreifen. Die hier vorgeschlagenen Maßregeln betrafen die Schaffung einzelner größerer Centralpunkte für die Landesvertheidigung, das Aufgeben eines Theils der vorhandenen älteren Festungen und die wesentliche Verbesserung der bestehen bleibenden Festungen durch Errichtung detachirter Forts, Ver-

mehrung der bombensicheren Magazine und Unterkunftsräume, verbesserte Deckung der zu schützenden Objecte und Räume überhaupt, und endlich Verstärkung der artilleristischen Dotation, insbesondere an gezogenen Geschützen.

Es würde nicht im Rahmen dieser Arbeit liegen, wenn wir die überdies bereits hinter uns liegende Ausführung dieser Maßregeln, soweit sie die einzelnen Festungen betreffen, schildern wollten. Für unsere Aufgabe ist es wichtiger, aus denselben zu erkennen, daß, während Frankreich nach dem Kriege von 1870/71 seine Befestigungen nicht nur an seiner Ostgrenze, sondern auch im Innern des Landes vermehrte und erweiterte, Deutschland seine Festungen auf einzelne größere Centralpunkte für die Landesvertheidigung, einige wichtige Flußübergangs-Depot- und Eisenbahn-Sperrpunkte beschränkte, und einen Theil der älteren Festungen eingehen ließ, (welchem Beispiel Frankreich erst im vorigen Jahre hinsichtlich eines Theils der Festungen an seiner Nordostgrenze folgte), dagegen die verbleibenden Festungen wesentlich verstärkte.

Die starken Centralpunkte der Landesvertheidigung Deutschlands sind Köln, Coblenz, Mainz, Metz, Straßburg, Ulm, Ingolstadt, Posen, Thorn, Danzig, Königsberg. Diese großen Waffenplätze dienen im Großen und Ganzen dem Schutze der West- und Ostgrenze des deutschen Reiches. Die Rheinbarriere weist vier große verschanzte Lager, Köln, Coblenz, Mainz und Straßburg, sowie die Fortfestung Rastatt und außer den innerhalb der ersteren befindlichen Stromübergängen noch vier befestigte Rheinübergänge bei Wesel, Düsseldorf, Germersheim und Breisach auf; der strategische Aufmarschraum vor dieser Linie zwischen den Vogesen und der Mosel wird durch den mächtigen Waffenplatz Metz mit den festen Mosel- und Saarübergangspunkten Diedenhofen und Sarlouis und dem Eisenbahn-Sperrpunkt Bitsch gedeckt. Gegen Osten sichern Danzig, Thorn und Posen, sowie neuerdings wieder hinzutretend Graudenz den Weichsel- und Warthe-Abschnitt und bildet der weit vorgeschobene große Waffenplatz Königsberg einen Stützpunkt der Landesvertheidigung Ostpreußens und der Verbindung dieser Provinz mit dem Hinterlande zur See.

An der Südgrenze des Reiches bilden Ulm und Ingolstadt die einzigen großen Waffenplätze. Gegen die österreichische Grenze hin existirt bis auf Glatz und den stets als Eisenbahn-Sperrpunkt zu benutzenden Königstein keine deutsche Festung mehr, da Cosel, Silberberg, Schweidnitz, sowie kürzlich auch Neisse eingegangen sind, und letzteres nur den Charakter eines place de moment behält. Wir gedenken nur

kurz, ohne auf dieselben näher einzugehen, der mit Ausnahme von Kiel verhältnißmäßig wenig umfangreichen, wenn auch sehr wichtigen deutschen Küstenbefestigungen, und erwähnen nur noch im Innern des Reiches der starken Gürtelfestung Magdeburg, eines wichtigen Elbübergangs- und Eisenbahnsperrpunktes, der Berlin nach Westen hin deckt; ferner Küstrins, ein die Oder- und Warthe-Linie beherrschender Manöverplatz, Spandau, ein vor Bombardement gesichertes Centraldepot, Glogau ein fester Oderübergangs- und Eisenbahnsperrpunkt.

Auf die Befestigung der Landeshauptstadt Berlin hat man deutscherseits verzichtet. Magdeburg, Spandau, Küstrin und die leicht zu befestigende Nuthe- und Notte-Linie übernehmen bezw. gegen Westen, Norden, Osten und Süden diesen Schutz, und würden gebotenen Falls provisorische Befestigungen um Berlin denselben verstärken können.

Aus dem den vorstehenden Angaben zu entnehmenden, von der Landesvertheidigungscommission ausgearbeiteten Plan für das Reichsbefestigungs-System geht deutlich hervor, daß man seitens der deutschen Heeresleitung den Schwerpunkt der kriegerischen Operationen heute fast mehr noch wie früher, in der traditionellen Offensive der Feldarmee sucht, daß man jedoch keineswegs größerer permanenter Centralwaffenplätze für die Landesvertheidigung entbehren will und ferner auch auf eine Anzahl wichtiger befestigter Flußübergangs-Depots- und Eisenbahnsperrpunkte Werth legt.

Eine beträchtliche Anzahl der, ohnehin für die heutigen gewaltigen Feld-Armeen räumlich nicht mehr ausreichenden älteren Festungen wie Minden, Erfurt, Landau, Wittenberg, Dresden, Stettin, Kosel, Schweidnitz und Graudenz gab man auf. In neuester Zeit sind Torgau, die Stadtbefestigung von Coblenz und wie erwähnt die Festung Neisse dazu gekommen, dagegen steht Graudenz in Anbetracht seiner Wichtigkeit als Weichselbrückenkopf im Begriff, wieder ausgedehntere Befestigungen zu erhalten, während Neisse und wohl auch die Feste Königstein zur Sperrung des Elbthals als „places de moment“ erhalten bleiben werden.

In seinen großen Umrissen besteht daher das durch die Landesvertheidigungscommission vom Jahre 1873 geschaffene deutsche Festungssystem heute noch; aus der Thatsache jedoch, daß man noch nach Feststellung desselben, eine Anzahl von Festungen eingehen ließ, geht der geringe Werth hervor, den man heute den kleinen und mittleren Waffenplätzen in den maßgebenden Kreisen beimißt, falls sie nicht wichtige Flußübergangspunkte, wie beispielsweise Küstrin und Glogau, Wesel, Germersheim, Breisach, oder Eisenbahnsperrpunkte, wie Fort Hamm, Bitsch ꝛc. bilden.

Diese Auffassung erscheint um so begründeter, da bei den heutigen großen Heeren, verhältnißmäßig sehr schwache Abtheilungen genügen, die Besatzungen derartiger Festungen in ihren Offensivunternehmungen durch Einschließung oder nur Beobachtung vollkommen unschädlich zu machen. Selbst große Lagerfestungen können, wenn ihre normale Kriegsbesatzung, die selten 1½—2 Divisionen auf Kriegsstärke überschreitet, nicht durch andere große Heereskörper oder ganze Armeen, verstärkt wird, ein Unternehmen, welches nur für eine ganz kurze Zeit angängig ist, durch einige Brigaden oder Divisionen im Schach gehalten werden, eine Truppenzahl, die jedoch bei den heutigen, nach Hunderttausenden zählenden Feldarmeen nicht erheblich in Betracht kommt. Derartige Lagerfestungen erhalten, abgesehen von ihrer Beherrschung wichtiger Uebergänge über bedeutende Terrain-Abschnitte, und dem Werth des in ihnen angehäuften Kriegsmaterials erst dann ihre volle Bedeutung, wenn sie Armeen für längere Zeit Aufnahme gewähren können oder ihnen zum Stützpunkt ihrer Operationen dienen.

Tritt dieser Fall jedoch ein, so wird ihr Werth ein sehr großer, wie Metz, Straßburg, Paris und im letzten russisch-türkischen Kriege die improvisirte Lagerfestung Plewna deutlich bewiesen haben.

Eine besondere Bedeutung für die Gestaltung der Befestigungen überhaupt und die Construction ihrer Forts und bombensicheren Räume, sowie besonders für die Entwickelung der deutschen Fußartillerie gewannen nun die französischen Sperrforts, welche bald nach dem Kriege von 1870/71 zum Schutz der französischen Ostgrenze unmittelbar an derselben angelegt wurden. Dieselben schließen, wie erwähnt, bis auf die beiden, absichtlich in ihnen gelassenen großen Lücken die französische Grenze hermetisch ab, und haben die Aufgabe, den Aufmarsch der französischen Feldarmeen, im Falle eines Krieges mit Deutschland, an der Ostgrenze Frankreichs zu sichern, so daß sich derselbe ungestört durch eine Offensive der in Folge ihres bewährten Mobilmachungssystems und der erprobten Regelung ihres Bahntransports erfahrungsmäßig rascher schlagfertigen deutschen Heere, dort zu vollziehen vermag.

Für die deutsche Heeresleitung entstand daher die Aufgabe, diese Sperrfortsbefestigungen, welche die Möglichkeit zum Angriff auf die französischen Feldarmeen während ihres Aufmarsches hinter der Maas- und Mosellinie zu schreiten ausschlossen, binnen wenig Stunden zu überwältigen, und da weder ein gewaltsamer Sturmangriff noch ein förmlicher dazu die Möglichkeit bot, durch einen abgekürzten artilleristischen Angriff eine Anzahl jener Forts in Trümmer zu legen und die Vertheidigung ihres Zwischenterrains unmöglich zu machen. Das Mittel

zur Lösung dieser Aufgabe wurde nach langen Constructions- und praktischen Schießversuchen in der Schaffung eines neuen Belagerungs-Artilleriematerials und besonders neuer verbesserter Geschosse mit gewaltiger Wirkung, nämlich in neuen, verhältnißmäßig leichten und gut transportablen und doch äußerst wirksamen Belagerungsgeschützen und deren Schießwollgranaten gefunden. Die neuen Geschütze und Geschosse aber riefen eine wesentliche Umwälzung im Festungsbau hervor. Kein Wall, keine bisher bombensichere Erddeckung bot mehr Schutz vor der enormen Sprengwirkung der neuen Geschosse, und die Festungen erhielten daher, da auch die übrigen Staaten Geschütze von ähnlicher Wirkung einführten, Beton- und Kiesschichten zum Schutze ihrer wichtigsten Theile, besonders ihrer bombensicheren Räume, sowie ferner an einzelnen, besonders wichtigen Punkten durch diese Geschoßwirkung unverwundbare Panzerthürme. Diesem Beispiele folgte Frankreich bald, ohne daß es ihm jedoch dadurch bis auf die Stelle, an denen es Eisenpanzerung bei Kuppelthürmen und Batterien anwandte, gelungen wäre, seine Sperrforts und sonstigen Befestigungen unverwundbar zu machen, sondern hiermit nur erreichte, deren Zerstörung durch den artilleristischen Angriff erheblich zu erschweren.

Bereits bald nach dem Kriege von 1870/71 hatte sich ferner an die Erfahrungen desselben, sowie später an die des russisch-türkischen Krieges anknüpfend, eine Controverse in den Kreisen der Ingenieure und Artilleristen entwickelt, die sich auf Bedeutung, Zweck, Anlage und Bau der Festungen und Befestigungen bezog. Dieselbe erhielt durch die nunmehr faktisch eintretenden Veränderungen im Artilleriematerial und im Festungsbau neue Nahrung und eine neue Richtung. Im Folgenden sei der heutige Stand dieser Controverse und ihrer Ergebnisse, wie er sich nach den Anschauungen ihrer Hauptheilnehmer darstellt, einer Erörterung unterzogen.

Als erste Autorität unter den Vertretern der älteren Befestigungsschule tritt uns der als Ingenieur berühmte belgische General Brialmont entgegen. General Brialmont hat seine praktische Berufsthätigkeit vor einigen Decennien mit der Herstellung des verschanzten Lagers von Antwerpen begonnen und derselben in jüngster Zeit den Entwurf zu der belgischen Maasbefestigungslinie und zu der Befestigung von Bukarest hinzugefügt.

Bei aller Achtung vor dieser besonders im westlichen Europa in hohem Ansehen stehenden Autorität auf fortifikatorischem Gebiet, dürfen wir hier nicht unerwähnt lassen, daß in neuerer Zeit nicht nur aus den Kreisen der belgischen Ingenieure, sondern auch von anderer fach-

männischer Seite her die Anlage der Befestigung von Antwerpen empfindlichem und begründetem Tadel unterworfen worden ist. So bemerkt u. A. der belgische Genie-Major Girard hinsichtlich ihrer, daß diese große Lagerfestung derart angelegt sei, daß die in ihr vor einem überlegenen Gegner ihre Zuflucht suchende belgische Feldarmee von 100,000 Mann nur 100,000 Mann zu ihrer erfolgreichen Einschließung zu fesseln vermöge, und daß eine Armee von 200,000 Mann mit dem erforderlichen Geschütz mittleren Kalibers, welche 14 Tage nach der Kriegserklärung vor Antwerpen erscheint, die begründetste Aussicht hat, durch einen energischen, gut geführten Angriff im Innern des verschanzten Lagers selbst, die Festung Antwerpen innerhalb 48 Stunden zur Kapitulation zu zwingen. Antwerpen sei trotz der neuerdings ihm gegebenen Ausdehnung nicht gegen ein Bombardement geschützt. Von Braschaet im Norden, von Schilde im Osten und von Beveren im Westen sei es mit 15 cm Geschützen ausführbar. Das sehr bedeckte Umterrain der Festung sei der Vertheidigung sehr ungünstig. Das Befestigungssystem Antwerpens mit seinen immensen, 2—3 lieues von einander entfernten Forts sei ein völlig verfehltes. Kleine, nahe aneinander gelegene Redouten für Infanterie-Vertheidigung und leichte Geschütze, mit starken Zwischenbatterien gegen den feindlichen Angriff wären vorzuziehen gewesen. —

Es würde uns zu weit von unserer Aufgabe ablenken, wenn wir den Nachweis für die Begründung dieser Ausstellungen unternehmen wollten. Wir schreiten daher zur Betrachtung der Anschauungen des hervorragenden belgischen Kriegsbaumeisters, wie sich dieselben aus seinen beiden neuesten Werken: „Influence du tir plongeant et des obus torpilles“ und „les régions fortifiées“ ergeben.

In dem ersteren Werke sucht General Brialmont nachzuweisen, daß auch den neuesten gewaltigen Angriffsmitteln gegenüber sich noch hinreichende Deckungen von Beton und Eisen, durch künstliche Felsmassen und Panzerbauten schaffen lassen.

Die Ansichten des letzteren Werkes aber gipfeln in den Sätzen, daß jeder Staat in die Lage kommen könne, zur strategischen Defensive genöthigt zu werden, und daß eine Landesvertheidigung der Landesbefestigung bedürfe. Die permanente Befestigungsweise könne nicht nur, sondern sie müsse angewendet werden, da jedes Land bestimmte strategische Punkte besitze, von denen sich mit Sicherheit voraussagen lasse, daß sie auf den Verlauf des Krieges Einfluß haben werden, und da ihr Ersatz durch Improvisationen im Augenblicke des Bedarfs sowohl unzuverlässig als unzureichend sei, indem die Zeit zur Ausführung

leicht fehlen und es unmöglich sein werde, in der Eile Deckungen aus so widerstandsfähigem Material zu schaffen, wie es der permanenten Fortification zu Gebote steht. Die Hauptstädte seien überall strategisch und politisch von so großer Bedeutung, daß ihre Befestigung geboten sei. Wo sie unterbliebe, geschehe dies thatsächlich nur aus Geldmangel (?).

Wir gestatten uns hier die Bemerkung einzuschalten, daß für die Nichtbefestigung Berlins, der Hauptstadt des deutschen Reiches, dieser Grund nicht zutreffen dürfte, sondern daß sich die deutsche Heeresleitung anerkannter Maßen auf die Offensive und die ihnen inne wohnende Vertheidigungskraft ihrer Feldarmeen verläßt.

General Brialmont ist ein ausgesprochener Gegner der durch den Bayerischen General v. Sauer, sowie die preußischen Ingenieur-Majors Scheibert und Heyde vertretenen neuen Schule der „beweglichen Festungsanlagen". Er führt an, daß der auf die strategische Defensive Angewiesene der festen Punkte bedürfe, um sich im Lande zu behaupten, sich vor dem Gegner zu retten, um bald und möglichst oft Gegenstöße, wenn auch nicht gegen die Hauptmacht des Feindes, so doch gegen seine Verbindungslinien und Etappenplätze zu führen.

Der belgische Kriegsbaumeister legt besonderes Gewicht auf den Umstand, daß die Kriegserfahrung gelehrt habe, daß für eine in der Defensive befindliche Armee große strategische und taktische Vortheile sich daraus ergeben, wenn sie ihre Operationen auf mehrere einander benachbarte Festungen basiren kann. Er bezieht sich hier auf das Quadrilatero Oberitaliens und das bulgarische Festungsviereck. Aber es liegt auf der Hand, daß die Herstellung derartiger „fortificirter Regionen", welche, wie Brialmont bemerkt, da wo sie bis jetzt vorhanden, zufällig entstanden sind, doch nur Aufgabe solcher Staaten sein kann, welche ihrer Größe und Lage nach, wie z. B. Belgien wesentlich auf die Defensive angewiesen sind. Für die großen Militärmächte, welche vorzugsweise die Kriegsentscheidung in einer Offensive ihrer gewaltigen Heere in das feindliche Land hinein suchen werden, dürfte die besondere Schaffung derartiger fortificirter Regionen, in welchen sie den Krieg defensiv zu führen gedenken, nur ganz ausnahmsweise angezeigt sein, da sie sich mit der Besetzung derselben aller Vortheile des Bewegungskrieges im freien Felde begeben, der überlegene Angreifer aber die in der fortificirten Region postirte Armee mit hinreichenden Kräften in Schach halten kann und gleichzeitig mit seinem Ueberschuß an Truppen, gegen die feindliche Hauptstadt zu operiren oder wichtige Gebietstheile des Gegners zu besetzen und in Contribution zu nehmen vermag.

Die Landesgrenzen will der belgische Ingenieur nicht durch eine Kette von Befestigungen, sondern durch eine oder selbst mehrere der oben erwähnten Centralstellungen in den fortificirten Regionen vertheidigt wissen. Die Kosten mehrerer derartiger fortificirter Centralstellungen an den langgestreckten Grenzen großer Staaten würden jedoch, wie man zugeben wird, zu deren Nutzen in keinem Verhältniß stehen, und es würde daher unbedingt besser sein, die nach vielen hunderten von Millionen zählenden Ausgaben für dieselben zur Verstärkung der Feldarmee, zur Schaffung neuer Regimenter und Batterien zu verwenden und derart erhöhte Chancen für eine erfolgreiche Offensive zu gewinnen.

In den Kreisen der französischen Genie-Officiere hat sich, beiläufig bemerkt, der Oberstlieutenant Delair ebenfalls im Sinne der fortificirten Regionen ausgesprochen.

Eine Umgehung derselben mit starken Kräften seitens des Vertheidigers würde nur die in ihnen postirte Armee voraussichtlich zum Verlassen der Region und zu dem vom General Brialmont und Oberstlieutenant Delair erwähnten Angriff gegen die Flanke der umgehenden Streitkräfte auffordern; in diesem Falle aber bietet sich dem Angreifer das, was er anstrebt, der Kampf in der offenen Feldschlacht, unter allerdings für ihn strategisch ungünstigen Bedingungen.

Brialmont verlangt für die fortificirten Regionen eine derartige Ausdehnung, daß sie selbst von mehreren Armeen nicht eingeschlossen zu werden vermögen.

Hinsichtlich des Werthes der Einschließung von Festungen standen sich nun bereits in den Kreisen der deutschen Heeresleitung vor Paris zwei Ansichten gegenüber, und zwar diejenige des Feldmarschall Moltke, welche zur Geltung gelangte, und die sich für eine möglichst enge Einschließung entschied. Im Gegensatz zu derselben aber befand sich die Auffassung des General von Blumenthal, der sich nur für eine Beobachtung von Paris, aus in beträchtlicher Entfernung abbleibenden Beobachtungsstellungen, aussprach. Die in den fortificirten Regionen befindlichen Streitkräfte dürften daher wohl auch von derartigen Beobachtungsstellungen aus im Schach gehalten werden können. —

Der belgische Kriegsbaumeister, auf dessen Anschauungen und Befestigungs-Entwürfe augenscheinlich die besondere militärische Situation seines Landes nicht ohne wesentlichen Einfluß geblieben ist, klassificirt die verschiedenen Arten von Befestigungen folgendermaßen: Sperrforts, deren Wirkungsbereich mit ihrem Geschützbereich, also etwa 10 km im Umkreise, aufhört, und die keine in Betracht kommende Truppenzahl

in's Feld zu senden vermögen. Alsdann Festungen, welche ein Regiment ihrer Besatzung zu Angriffsunternehmungen verfügbar machen können. Ihre Wirkungssphäre reicht nicht über einen kleinen Tagemarsch oder etwa 20 km im Umkreise hinaus. Ferner Festungen, welche eine Division entsenden können, deren Wirkungssphäre auf zwei Tagemärsche oder 45 km im Umkreise angenommen ist. Endlich verschanzte Lager, deren Wirkungssphäre auf drei Tagemärsche oder 70 km bemessen wird.

Festungsgruppen, d. h. fortificirte Regionen sollen nach Brialmont aus 3, 4, höchstens 5 Einzelfestungen bestehen und die Seitenlängen dieser Regionen für die Armeen kleinerer Staaten nur 25—30 km betragen, so daß die Einschließung auf einer Strecke von 130—150 km, wenn die Seitenabmessungen nur so gering gehalten sind, noch von einer großen Militärmacht durchgeführt zu werden vermöchte. Große Staaten sollen daher befestigte Regionen von 40—50 km Seitenlänge nebst einem Centralplatz herstellen. Dieser Centralplatz, oder ein bis zwei der Plätze der Festungsgruppe soll die Anordnung eines großen verschanzten Lagers erhalten, im übrigen jedoch nur Stützplätze, beide jedoch Gürtelfestungen sein, und aus einem Kern und einem Kranze detachirter Forts bestehen, die bei den großen Lagerplätzen 8 km, bei den Stützplätzen nur 3 km von einander entfernt liegen. Brialmont hält an einer den Festungskern sichernden permanenten Umwallung (enceinte) für sämmtliche Plätze der Festungsgruppe mit Ausnahme des Centralplatzes fest; die Umwallung soll im Frieden fortfallen und im Kriegsfall provisorisch rasch hergestellt werden. Als Besatzung der Stützplätze rechnet Brialmont 1 Brigade bis 1 Division. Als Schema für die Anordnung dieser Plätze giebt er als Kern eine große sechseckige Sternschanze und an den Ecken eines größeren Sechsecks detachirte Forts in Fleschenform an. Zwischen diesen Forts bleibt je 4 km Zwischenraum und soll in diesen Zwischenräumen die Feldbefestigung ergänzend eintreten, ebenso in den Zwischenräumen von Festung zu Festung der fortificirten Region oder Festungsgruppe. Schanzenbau, Brücken- und Wegebau, Telegraphie, Telephonie, Brieftauben- und Ballonbenutzung und Beleuchtung des Terrains sollen vorgeübt und zur Anwendung gebracht werden.

Es würde uns zu weit führen, wenn wir hier auch nur auszüglich von dem Notiz nehmen wollten, was Brialmont hinsichtlich der Commando-Verhältnisse in den befestigten Regionen hinsichtlich der festen Besatzungen und der Reserven; in Bezug auf die Verwendung von Feldtruppen und Territorialtruppen, sowie auf Verpflegungs- und Kriegs-

materialbedarf bemerkt; allein wir müssen hervorheben, daß sein ganzes System sich als eine Schablone im großen Styl darstellt, welche speciell den Verhältnissen seiner Heimath Belgien angepaßt und größtentheils entnommen ist, und welches er in seiner Anwendung der Theorie der befestigten Regionen auf Frankreich, Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Italien, Rußland und Rumänien überträgt. Er abstrahirt dabei vollkommen von den vorhandenen Befestigungen dieser Länder.

Welcher Staat aber ist in der Lage, von der Benutzung seiner durch die geographischen, politischen und Gelände-Verhältnisse gegebenen und meist mit enormem Kostenaufwande im Laufe der Jahrhunderte ausgebauten und vervollkommneten Festungen mit einem Male abzusehen, um einem vorzugsweise auf die strategische Defensive zugeschnittenen Schema zu Liebe eine gewaltige Anzahl neuer großer Waffenplätze, Sperrplätze und Forts anzulegen, deren Herstellungskosten eine enorme Belastung seines Budgets im Gefolge haben würden!?

Wir bemerkten bereits, daß es zur Herbeiführung des Endzweckes aller Kriegsrüstung, des Sieges, weit richtiger erscheint, die kämpfenden Truppen der Feldarmeen zu verstärken, als viele hunderte von Millionen in todtem Material an verschiedenen Punkten des Landes fest zu bannen, von welchem der größte Theil voraussichtlich nie zur Geltung kommt. Die vorhandenen gegebenen Festungen von kriegsgeschichtlich erwiesener notorischer Bedeutung für die jeweilig eintretenden Zwecke der Kriegsführung zu verwerthen, dieselben den heutigen Anforderungen des Festungskrieges angemessener umzugestalten, nur im unabwendbar gebotenen Falle Neuanlagen von Festungen vorzunehmen und die Hauptwehrkraft in der Verstärkung der Feldarmee zu erblicken, diese Grundsätze finden sich im Gegensatz zu den Brialmont'schen Vorschlägen in dem System der deutschen Landesvertheidigung deutlich ausgesprochen.

Im vollsten Gegensatz zu dem methodischen, wie erwähnt, einem gewissen Schematismus im Befestigungswesen huldigenden belgischen Kriegsbaumeister befindet sich der preußische Ingenieur-Major Scheibert, welcher in seinen Schriften für die Entfestigung der großen Festungen und für die Anwendung beweglicher Festungsanlagen im großen Styl, eintritt.

Während der belgische General einem Lande angehört, welches seinen ganzen Verhältnissen nach heute sowohl, wie in früheren Perioden seiner Geschichte vorzugsweise auf die reine Defensive angewiesen war und ist, und dessen Bewohner im 16. Jahrhundert an dem glorreichen Freiheitskriege der Niederlande ruhmvollen, wenn auch nicht von

Erfolg gekrönten Antheil genommen hatten, hat Major Scheibert im amerikanischen Secessionskriege Armeen starke Defensivstellungen und Positionsbefestigungsanlagen, besonders unter Lee, im großen Maßstabe improvisiren und ihre Aufgaben oft mit Erfolg erfüllen sehen. Auf die Anschauungen beider hervorragenden Ingenieure aber vermochte der Entwicklungsgang, welchen sie genommen, nicht ohne Einfluß zu bleiben.

Der nordamerikanische Secessionskrieg zeigte mehrere eklatante Beispiele, wo Festungen und befestigte Stellungen, bevor die in ihnen befindlichen Armeen sich der Einschließung aussetzten, rechtzeitig aufgegeben und dadurch die Kräfte der letzteren für die Verwendung im freien Felde erhalten wurden. So verließen die Generale Hardee und Beauregard die Festungen Savannah und Charleston und General S. Johnston die Stellung von Williamsburg im richtigen Moment, während General Pemberton in Vicksburg mit seiner Armee eingeschlossen und gefangen genommen wurde.

Die Fälle, daß Armeen, die sich in Festungen einschließen ließen, kapituliren mußten, sind in der That zahlreich in der Kriegsgeschichte und dienen den Gegnern der Festungen zum Anhalt. Die französischen Armeen in Metz und Paris, die türkische in Plewna, in früheren Tagen die österreichische in Ulm, die französische unter Gouvion St. Cyr in Dresden und unter Massena in Genua, lieferten derartige Beispiele.

Major Scheibert zeigt sich in seiner Befestigungskunst und Lehre vom Kampfe als ein entschiedener Gegner der permanenten Befestigungen. Er will die Rheinfestungen nach der Rückseite öffnen, die Festungen an der Ostgrenze jedoch in Anbetracht der verschiedenartigen, an der West- und Ostgrenze des Reiches zu erwartenden Gestaltung der Kriegführung, als Vollfestungen erhalten wissen. Sein System gipfelt in der Vorbereitung offener, verschanzter Stellungen, welche im gegebenen Fall je nach der Kriegslage eingenommen und mit provisorischen Mitteln hergestellt werden sollen, und für die das Material von verschiedenen Hauptdepotplätzen, meist an wichtigen Eisenbahnknotenpunkten schon im Frieden bereit gestellt werden soll; er will statt der Festungen zahlreiche Eisenbahnen, welche die wichtigsten strategischen Punkte mit einander verbinden, bauen und vermöge derselben das Artillerie- und sonstige Vertheidigungsmaterial im gegebenen Moment an die erforderlichen Punkte werfen, den Erfahrungen der Neuzeit entsprechende Terrainverstärkungen und Batterien dort anlegen, und derart die gewaltigen Ausgaben für die Festungen ganz außerordentlich herabmindern. Major Scheibert hat die Genugthuung gehabt, daß verschiedene deutsche Festungen seit dem Erscheinen seiner Schrift eingegangen sind und daß noch vor

kurzem die Stadtbefestigung von Coblenz, jedoch nur diese, der Schleifung preisgegeben worden ist; allein man bezweifelt in fachmännischen Kreisen, daß alles zu den beweglichen Festungsanlagen Erforderliche im Frieden derart vorräthig gehalten und organisirt werden könne, um den Anforderungen des Krieges im ausreichenden Maße zu entsprechen. „Wohl erscheint es möglich, bemerkt ein anderer Autor, Eisenbahnen, vorbereitete Befestigungsstücke und Theile ihrer Bewaffnung im Frieden derartig vorräthig zu haben, daß dieses Material im Kriegsfall per Bahn in das Gebiet geschafft zu werden vermag, wo es voraussichtlich zur Verwendung gelangen wird. Allein bei den unvorherzusehenden Wechselfällen des Krieges sind hierbei Irrthümer nicht ausgeschlossen, auch ist es unerläßliche Vorbedingung, daß man das Gebiet, auf welchem derartige Anlagen stattfinden sollen, beherrscht. Auf einem sehr communikationsreichen Ländergebiet, wie das mittlere Europa, z. B. Frankreich, Deutschland und Oesterreich würden derartige Irrthümer bereits verhängnißvoll werden, auf einem Kriegsschauplatz wie der russische, jedoch werden, wenn auch nach glücklicher Offensive unsere Eisenbahnen nachgeschoben werden können, doch niemals zu jeder Zeit diejenigen „verschanzten Positionen" herzustellen sein, wie der Ingenieur Scheibert sie sich denkt", d. h. mit allen Hinderniß- und Deckungsmitteln der modernen Feldbefestigung und mit gepanzerten Geschützständen ausgestattete.

Zur Anlage derartiger Positionen für ganze Armeen, wie sie Lee in unglaublich kurzer Zeit schuf, gehört, daß auch die ganze Armee so zu schanzen verstehe wie die Amerikaner, die darin eine ganz außergewöhnliche Begabung entwickelten. In unserem Heere aber fehlt bis jetzt Neigung, Geschick und Sicherheit dazu und es ist kaum anzunehmen, daß unsere Heeresleitung bei der mit vollem Recht traditionellen Pflege des offensiven Geistes sich darauf einlassen wird, die Herstellungen von Positionen zu einem Hauptgegenstand der Uebung der Truppen zu machen, wenngleich sie, wie die letzen Kaisermanöver des X. Armeekorps zeigten, es nicht unterläßt, so weit es erforderlich, auch diesen Zweig der Kriegskunst zu kultiviren. Eine Armee, wie die deutsche, muß unseres Erachtens, ihr ganzes Dichten und Trachten vor Allem auf den strategischen und taktischen Angriff richten und dabei doch befähigt sein, bei der Vertheidigung vom Spaten und den feldfortifikatorischen Hülfsmitteln des Ingenieurs besonders auf Grund der Schulung ihrer Ingenieurofficiere und ihrer im Pionnierdienst ausgebildeten Officiere, Unterofficiere und Mannschaften entsprechenden Gebrauch machen zu wissen.

Für den beweglichen Positionskrieg, für welchen Major Scheibert eintritt, ist ferner zu berücksichtigen, daß die heutige Organisation des Krieges bereits eine so künstliche ist, daß ein Zufall, ein Unglück die Technik der Kriegführung ins Stocken bringen kann, und daß die Möglichkeit des Eintretens solcher Zwischenfälle in demselben Grade zunimmt, als die Organisation der Technik eine noch ausgedehntere wird. Der komplicirte Mechanismus der heutigen Kriegführung verträgt kaum eine Steigerung mehr. —

Der Umbildungsprozeß nun, welcher sich, wie wir bei Beginn unserer Studie bereits bemerkten in den Anschauungen über die strategische Bedeutung der Festungen gegenüber der heutigen Kriegführung und hinsichtlich der heut zu wählenden Befestigungssysteme vollzog, wurde, worauf die Vorschläge Major Scheibert's hindeuten, außer den von uns bereits erwähnten Verhältnissen besonders durch die außerordentliche Entwickelung des Eisenbahnnetzes und durch den veränderten Charakter des Festungskrieges hervorgerufen, welcher letztere seinerseits wieder in Folge der wesentlichen Verbesserungen der Artillerie und im Anschluß daran der Deckungen, einen veränderten Typus annahm, der auf die Wahl der Art der Befestigungen und der Befestigungssysteme von bestimmendem Einfluß geworden ist.

Major Scheibert und neben ihm der Ingenieur-Major Heyde repräsentiren in ihren Anschauungen über Befestigungen, welche sie in dem Werke: „Die Befestigungskunst und die Lehre vom Kampfe“, sowie in der Schrift: „Ideen über Befestigungen“ niederlegten, in erster Linie diesen Umbildungsprozeß und last but not least mit ihnen der kürzlich verstorbene geniale Construkteur der Panzerthürme und portativen Panzergeschützstände, Oberstlieutenant Schumann. Der letztere ist es besonders, welcher gegenüber der heutigen enorm gesteigerten Artilleriewirkung der Schaffung genügend widerstandsfähiger Deckungsmittel für Geschütze und deren Bedienung Rechnung trug und dessen Panzerstruktionen berufen sein dürften, eine immer wichtigere Rolle, sowohl im Festungskriege, wie neuerdings auch im Feldkriege zu spielen. Ist doch bereits die Ansicht aufgetreten, daß dem neuen Artillerie-Material gegenüber, da die Anlage der entsprechenden Deckungen zu gewaltige Kosten verursachen würde, abermals eine große Anzahl von Plätzen entfestigt werden müsse, daß ferner befestigte Plätze in Form geschlossener Forts in Folge der Verwendung des rauchlosen Pulvers überhaupt werthlos seien, da der Angreifer sich heute hinter Gehölzen, Hügeln 2c. nicht nur gedeckt aufstellen und von dort aus sein Ziel mit Ruhe und Sicherheit festlegen, sondern dasselbe auch unter vernichtendes Feuer

nehmen könne, ohne daß er seine Aufstellung verräth, während er selbst kaum mit Hülfe der Beobachtung aus einem Luftballon gefunden werden könne.

In der That hat die heutige Belagerungs-Artillerie ein beträchtliches Uebergewicht über den Vertheidiger von Befestigungen gegen früher insofern erlangt, als dessen bisher bombensichere Deckungen von den Geschossen der 15cm und 21cm Geschütze trotz aller Beton- und Kiesbeschüttungen binnen kurzer Zeit durchschlagen und zu einem jeden menschlichen Aufenthalt ausschließenden Trümmerhaufen gemacht werden können*); man wird daher nach Ansicht vieler Fachmänner an den wichtigsten Punkten der Befestigungen zur vermehrten Anwendung der Eisenconstruktionen, wie Panzerthürme, gepanzerte Batterieſtände und Laffetten greifen müssen; die Vertreter einer ausgedehnten Entfestigung aber, welche alles von den beweglichen Positionsanlagen erwarten, gehen in ihren Forderungen zu weit und berücksichtigen nicht genügend, daß die erste Vorbedingung für die Wirkung der neuen Geschosse der Batteriebau für die betreffenden Geschütze ist, welcher bei richtiger Anlage eines Forts und gehöriger Aufmerksamkeit seiner Besatzung, Rekognoscirung, Distanzbezeichnung, elektrische Beleuchtung des Vorterrains bei Nacht ꝛc. im Feuer der überlegenen Caliber des Vertheidigers erfolgen muß, und daß diese Caliber denn doch auch mit Brisanzgranaten und zwar von noch größerer Wirkung als die des Angreifers feuern. Ist dem Angreifer aber der Batteriebau gelungen, so wird es sich für ihn immer noch um das richtige Treffen der Befestigungslinien, um richtige Beobachtung und Correktur, während er selbst unter Feuer genommen wird, kurz, um die siegreiche Durchführung des Artilleriekampfes gegen die Befestigung handeln. Mit welchem Erfolge er aber dabei voraussichtlich wirken wird, dafür dienen bis jetzt nur die Schießplatzresultate als Anhalt, im Kriege gewonnene Erfahrungen fehlen in dieser Hinsicht noch gänzlich.

Auf diese Schießplatzerfahrungen und diejenigen des unter ganz eigenartigen Bedingungen stattgehabten amerikanischen Positionskrieges hin dürfte jedoch keine Heeresleitung es unternehmen, einen Theil ihrer bisherigen geschlossenen festen Plätze nach einer Seite hin zu öffnen und sie im Vertrauen auf das ungestörte Funktioniren ihres Bahnnetzes im gegebenen Moment in ausgedehnte, auf provisorischem Wege verstärkte Positionen zu verwandeln. —

---

*) Vgl. den Aufsatz „Der Uebergang vom glatten zum gezogenen Geschützsystem in Preußen" in dieser Zeitschr. Bd. 61. S. 622.

Wir schreiten nunmehr zur Wiedergabe der Anschauungen über die heutigen Befestigungen, welche der andere gemäßigter auftretende Vertreter der beweglichen Festungsanlagen, Major Heyde, entwickelt. Derselbe bemerkt in seiner genannten Schrift: „Das ganze Land sei heute die direkte Basis der Armee, die großen Festungen hätten ihre Bedeutung als Operationsbasis verloren, und es werde nicht mehr ersprießlich sein, darin das Kriegsmaterial für die Feldarmee anzuhäufen. Auch könne eine Festung, wenn sie auch noch so groß sei, dem Angreifer, der an ihr vorbeigegangen ist, die Verbindungen nicht mehr gefährden, sobald letzterer noch über anderswo weit um die Festung herumführende Eisenbahnlinien gebiete.“

Diesen Behauptungen wird, obgleich sie manches Richtige enthalten, von vielen Seiten nur sehr bedingungsweise zugestimmt. Es muß zunächst mit dem Gegebenen, Vorhandenen, gerechnet werden. Die geschützten Räume für die Aufbewahrung des Kriegsmaterials der Feldarmee, d. h. Gewehre, Geschütze, Fahrzeuge, Proviant 2c. sind nun einmal in den großen Festungen vorhanden, ihr rasches Verladen auf der Bahn durch besonders gelegte Schienenstränge, Rampenanlagen 2c. ist dort vorbereitet, ihr Verwaltungspersonal und die geeigneten Unterbringungsräume befinden sich dort. Diese Depotplätze liegen sämmtlich an wichtigen Bahnlinien. Sie sind durch ihre Lage in der Festung vor jedem Handstreich geschützt. Soll man die Hauptmasse des Kriegsmaterials für die Feldarmee in offenen, den Streifzügen der Kavallerie und selbst Unruhen der Bevölkerung ausgesetzten Plätzen (Elsaß-Lothringen, Provinz Posen, Industrie-Bezirke) unterbringen?

Wohl besitzt Deutschland eine Anzahl offener unbefestigter Artilleriedepots, allein die Hauptmasse seines Kriegsmaterials liegt und gehört in die großen Festungen, die wegen der militärischen Einrichtungen verschiedenster Art, welche sie in sich schließen, auch zur Neuformirung und zum Retablissement von Truppen im Fall von Rückschlägen am geeignetsten sind und bleiben werden. Dort findet die Truppe am raschesten ihre geregelte Verpflegung, ihre Uebungsplätze, Lazarethe, Wachtlokale, kleine Bedarfsartikel des Soldaten 2c., wenn es auch mit der Unterkunft zuweilen schlechter bestellt sein wird als anderwärts, ferner aber auch, was nicht zu unterschätzen ist, Anregung des militärischen Geistes und der Disciplin, Belebung des Vertrauens und völligen Schutz nach erlittenen Niederlagen.

Die von Heyde und Scheibert vorgeschlagenen beweglichen Positionsanlagen dürften jedoch nach der Meinung vieler Fachmänner im gegebenen Falle bei der Raschheit der heutigen Kriegsopera-

tionen nicht immer in der Schnelligkeit und Solidität zur Durchführung kommen, wie die Umstände es erfordern. Denn nicht immer wird man Wochen und Monate Zeit haben, um ausgedehnte Positionsbefestigungen während eines Feldzuges zu improvisiren, wie dies bei Sebastopol und Plewna, den beiden Hauptbeispielen der Vertheidiger der beweglichen Festungsanlagen der Fall war. Beide hervorragende Ingenieure geben überdies zu, daß die großen Festungen Paris, Metz, Straßburg und Belfort, sowie einige Bahnsperrfestungen von wesentlicher Einwirkung auf den Krieg von 1870 gewesen sind. Major Heyde zieht daneben die richtige Folgerung aus diesem Kriege, daß Feldarmeen, die sich in großen Festungen einschließen lassen, deren Widerstandsfähigkeit nicht erhöhen, während Scheibert so weit geht, anzunehmen, daß die Festungen überhaupt ihre vier Zwecke: den Feind zeitlich aufzuhalten, der feindlichen Wehrkraft Abbruch zu thun, dem Lande Besatzung und Kriegsmaterial zu erhalten und als gesicherte Depotplätze zu dienen, fast gar nicht erfüllen. Diesen Annahmen stehen die Thatsachen gegenüber, daß sowohl Metz, wie Paris, besonders das letztere, der Vertheidigung Frankreichs großen Zeitgewinn verschafften, während dessen Dauer ein günstiger Umschwung sowohl in der politischen, wie in der strategischen Situation eintreten konnte. Wohl kann es als ein Fehler bezeichnet werden, daß sich Bazaine mit seiner Armee in Metz einschließen ließ und nicht rechtzeitig abmarschirte, allein die Armee des Prinzen Friedrich Karl wurde in Folge dessen doch auch in ihren Operationen gefesselt. Die Lagerfestung Paris und der sich unter ihrem Schutze in ihr organisirende Widerstand aber zogen die übrigen deutschen Hauptstreitkräfte auf sich und ermöglichten die Bildung von starken Heeren in den Provinzen, von denen es nicht unbedingt ausgeschlossen war, daß sie ihre Aufgabe des Entsatzes der Hauptstadt durchzuführen vermocht hätten. Wir erinnern hierbei an die Thatsache, daß beim Vordringen der Loire-Armee man in Versailles die Koffer gepackt hatte.

Während die zahlreichen mittleren und kleinen festen französischen Plätze in Folge ihrer veralteten Befestigungsanlagen und des überlegenen gegen sie auftretenden Artilleriematerials des Angreifers ohne erheblichen Effekt für den Vertheidiger rasch in die Hand des Angreifers fielen, verschafften dagegen die an wichtigen Eisenbahnlinien gelegenen Sperrplätze unter ihnen, wie Toul, Verdun, Thionville, Montmédy, Mézières, dem Vertheidiger wichtigen Zeitgewinn, da sie den Nachschub für den Angreifer erschwerten und besonders den artilleristischen Angriff auf Paris verlangsamten, der eher begonnen, voraussichtlich

auch die Capitulation dieser Hauptstadt früher herbeigeführt haben würde.

Was die Ansicht Major Heyde's, in der er mit Scheibert übereinstimmt, betrifft, daß die Festungen nicht mehr als Depotplätze für die Feldarmee angesehen werden können, so steht derselben der bereits von uns berührte Umstand entgegen, daß die großen vorhandenen Festungen die gesicherten Stapelplätze für Kriegsvorräthe aller Art bilden und sämmtlich an wichtigen Communikationen liegen, sowie daß in ihnen alle Vorkehrungen für einen raschen Bahntransport ihres Materials schon getroffen sind. Es schließt dies nicht aus, daß auch an anderen geeigneten unbefestigten Kommunikationspunkten Kriegsmaterial und Vorräthe bereit gestellt werden; dieselben werden jedoch dann einem Angriff und der Zerstörung etwa durch kühn unternommene Raids der Kavallerie nicht selten ausgesetzt sein.

Die unerwartet lange Dauer der Vertheidigung von Paris ließ nach dem Kriege andere Nationen die Befestigung ihrer Hauptstadt in Erwägung ziehen; in Oesterreich hatte man schon 1866 mit den Florisdorfer Schanzen für die Befestigung Wiens einen Anfang gemacht; aber nur Italien entschloß sich, Rom mit permanenten Festungswerken, jedoch nicht mit einer geschlossenen Umwallung zu versehen. Der Grund dieser Erscheinung lag darin, daß Paris für Frankreich anerkanntermaßen von einer ganz anderen Bedeutung ist, als die Hauptstädte anderer Länder es für diese sind, von denen Berlin, Moskau, Wien, Rom, Madrid, kurz fast alle in neuerer Zeit den Feind in ihren Mauern gesehen haben, ohne daß deshalb der Friede geschlossen wurde. Daß Wien 1866 nicht befestigt war, trug allerdings wesentlich zum Friedensschluß bei. Da es jedoch von Vortheil sein kann, wie Major Heyde bemerkt, die Hauptstadt ihrer Reichthümer, industriellen Etablissements, ihres Regierungsapparats und ihrer militärischen Etablissements halber zu vertheidigen und in einiger Zeit eine dem Feinde gewachsene Macht zu versammeln und die Stadt wieder zu befreien, so will derselbe in Anbetracht des Umstandes, daß die jedesmalige strategische und politische Situation darüber entscheide, zwar auf die permanente Befestigung der Hauptstadt verzichten, jedoch auf die provisorische Bedacht nehmen.

Er theilt die Festungen in drei Kategorien ein: 1) Große Festungen, welche durch ihre Lage und Ausdehnung dazu bestimmt sind, die Operationen einer auf die Defensive verwiesenen Feldarmee derart zu begünstigen, daß dieselbe nicht mehr das Gesetz des Gegners unbedingt anzunehmen genöthigt ist, sondern die Initiative wiedergewinnen und unter Umständen zur Offensive übergehen kann. Er nennt sie „operative

42*

Festungen". 2) Festungen, die einen Stromübergang, eine Eisenbahnlinie, einen Paß auf Zeit zu halten haben, „Sperrfestungen", meistens kleinere Festungen. 3) Festungen, welche den Zweck haben, eine große, volkreiche Stadt (Hauptstadt, militärische Etablissements, Fabriken ꝛc.) womöglich dauernd gegen die Besitznahme des Feindes zu schützen. Sie werden „Festungen als Selbstzweck" genannt. Diese Kategorien greifen in ihren Eigenschaften vielfach in einander über.

Hinsichtlich des Werthes der Sperrfestungen, die für uns in ihrer Anordnung an der französischen Grenze bekanntlich von ganz besonderer Bedeutung und Interesse sind, bemerkt Major Heyde sehr richtig, daß er nur im Zeitgewinn besteht, und daß sie ihre Aufgabe gelöst haben, wenn sie sich bis zum Entsatz, bis zum strategischen Umschwung der Kriegslage (Aufmarsch der französischen Feldarmee) halten, sowie, daß dieser Zeitgewinn nur bis zu dem Moment reicht, in welchem die Belagerungsartillerie des Angreifers in Thätigkeit tritt, da dann ihr Widerstand heute nur nach Stunden und höchstens einigen Tagen bemessen sei. Sie würden werthlos, wenn sie ohne wesentlichen Zeitverlust per Bahn oder auf andere Weise umgangen werden könnten. Wenn er jedoch die Ansicht ausspricht, daß viele solcher kleiner Sperrfestungen nebeneinander, welche zusammen eine Grenze decken sollen, ihren Werth verlieren oder doch erheblich einbüßen, sobald eine derselben vom Feinde erobert, somit die Vertheidigungslinie durchbrochen ist, so steht dem gegenüber, daß die französischen Sperrforts, auf welche hier augenscheinlich exemplificirt wird, und denen die wichtige Aufgabe, den Aufmarsch der französischen Armee an der Ostgrenze zu sichern, zufällt, sich für diesen Zweck nur ganz kurze Zeit, etwa ½ bis 1 Tag zu halten brauchen; daß ferner, wenn eins dieser Forts vom Angreifer genommen ist, damit keineswegs die aufhaltende Kraft der ganzen Kette sofort beseitigt ist, da nur durch die entstandene Lücke, der gegenüber der Vertheidiger starke Kräfte versammeln kann, ein Vordringen des Angreifers möglich ist. Es müssen daher mehrere Forts gleichzeitig angegriffen werden und das Belagerungsmaterial dafür bereit gehalten sein. Die Etablirung der Batterien des Angreifers, der Artilleriekampf und das Vordringen über die Fortlinie hinaus, die Herstellung genügender Uebergänge über den Maas- und Mosel-Abschnitt aber werden dem Vertheidiger der Sperrfortskette voraussichtlich den erstrebten Zeitgewinn von ½—1 Tage verschaffen, während derer er seinen Aufmarsch vollendet haben und in vorbereiteter fortifikatorisch verstärkter Stellung hinter der Maas und Mosel, an die großen Lagerfestungen Toul, Verdun und Epinal gelehnt, bereit stehen kann.

Den französischen Sperrforts dürfte daher nach wie vor eine große Bedeutung nicht abzusprechen sein und das um so mehr, da neuerdings die wichtigsten derselben Panzerkuppeln erhalten haben und da sie sämmtlich mit den erforderlichen Beton- und Kiesbeschüttungen versehen worden sind.

Was die von Major Heyde charakterisirten „Festungen als Selbstzweck" betrifft, welche die Hauptstädte und in erster Linie die Hauptstadt des Landes, dauernd gegen die Besitznahme des Feindes schützen sollen, so hat man bei der Durchführung der verschiedenen Landesvertheidigungssysteme bei der überwiegenden Anzahl der Staaten auf die Anlage derselben verzichtet, da sie außerordentliche Kosten verursacht und man dieselben zweifellos besser auf die Feldarmeen zu verwenden gedenkt. Für Länder, welche wie Belgien und Dänemark, ihren mächtigen Nachbarn gegenüber ausschließlich auf die Defensive angewiesen sind, erscheint allerdings die permanente Befestigung der Landeshauptstadt unerläßlich, da ihr Gebiet von einer feindlichen Armee in wenig Tagen zu durchschreiten ist, und die Anlage großer, verschanzter Positionen um die Hauptstadt nicht mehr zur rechtzeitigen Durchführung zu gelangen vermag.

Neben den genannten preußischen Ingenieuren ist noch der bayerische Artillerie-General von Sauer als eine Autorität auf dem Gebiete des Befestigungswesens und besonders des Festungskrieges zu nennen. General von Sauer betont in seinem vortrefflichen Werke über Angriff und Vertheidigung fester Plätze, besonders, daß die Existenzberechtigung zahlreicher Festungen eine wechselnde ist, daß sowohl die Bedeutung des Punktes, an welchem sie liegen, eine völlig veränderte und hinfällige geworden sein kann, wie auch ihr Befestigungssystem ein veraltetes und deshalb der reiflichsten Prüfung bedarf. Er billigt die erfolgte Aufgabe zahlreicher veralteter Festungen und scheint dieselbe noch weiter ausgedehnt wissen zu wollen. Er deutet an, daß permanente Befestigungen heute keineswegs stets den förmlichen Angriff zu ihrer Bezwingung erfordern, sondern daß dazu bei richtig geleiteter Beschießung neben Feldartillerie höchstens noch eine mobile Mörserabtheilung erforderlich ist. General von Sauer will nur solche Plätze beibehalten wissen, „welche allen und jeden noch so hoch gespannten Anforderungen und Voraussetzungen entsprechen". Was die Sperrfestungen betrifft, so erwartet er die Erfüllung ihrer Aufgabe einfacher und kostenloser durch Hemmungsarbeiten, wie Sprengungen, Inundationen &c. zu erreichen. Er ist der Ansicht, daß die Widerstandsfähigkeit der meisten heutigen Festungen durch passagere Werke allein, genügend erhöht zu

werden vermag, daß aber ebenso leicht auch ausreichend starke völlig improvisirte Fortifikationen mit einem Wort „bewegliche Festungsanlagen" geschaffen werden können. Er betont den in Folge der heute fast überall bis auf Sperrbefestigungen bei den Festungen mit weit abliegenden Gürtelforts außerordentlich erhöhten Bedarf an Besatzungen und kommt zu unserem eingangs gemachten Schluß, daß es besser sei, anstatt einer heute erforderlichen Besatzungsarmee von 800,000 Mann für die Festungen eines Landes (Frankreich) es bei den früheren 100,000 Mann Vertheidigungstruppen (in wenigen besonders wichtigen festen Plätzen) zu belassen und die anderen 700,000 Mann lieber zur Offensive zu verwenden. General von Sauer hebt die Leichtigkeit hervor, mit der man Festungen improvisiren könne und bemerkt, völlig im Scheibert'schen Sinne, daß die Entwickelung der heutigen Verkehrsmittel die Herstellung von „Gelegenheitsfestungen" erleichtert.

In diesem Sinne will er „mobilisirbare" Defensionsausrüstungen unter Benutzung der Vorräthe entfestigter Punkte an gewissen Depotplätzen aufstapeln und zur Ausführung von „Gelegenheitsfestungen" verwenden. Er bezeichnet als die Vorzüge derartiger Festungen, die mit den Scheibert'schen „beweglichen Positionen" identisch sind, die Wahl ihrer strategischen Lage, die Anpassung ihrer Größenverhältnisse an die verfügbaren Vertheidigungskräfte, die Terrainbenutzung und ferner ihre höhere Offensivkraft, wie die der geschlossenen permanenten Festungen. General von Sauer tritt, wenn er auch mit der Beibehaltung weniger, besonders wichtiger großer Festungen einverstanden ist, warm für die „Gelegenheitsbefestigungen" ein und empfiehlt Feldtruppen, welche zur Defensive gezwungen sind, lieber in solchen zu verwenden, als sie in permanente Festungen einzuschließen, wo sie sich meistens nur nachtheilig für die Vertheidigung erwiesen haben.

In wie weit die deutsche Heeresleitung der von Sauer, Scheibert, Heyde, Schumann und anderen vertretenen Forderung der beweglichen Positionsbefestigungen, welche durch Plewna, den amerikanischen Secessionskrieg, die Belagerung von Sebastopol sowie die fehlerhafte und zum Theil unnütze Anlage vieler französischer Festungen, welche 1870 genommen wurden, illustrirt wird, durch Anlage geeigneter Materialiendepots und grundsätzliche Verwendung des in derselben aufgestapelten Materials im Kriegsfall in dem bezeichneten Sinne Rechnung zu tragen geneigt ist, dafür fehlt bis jetzt ein Anhalt.

Aus der im vorigen Jahre bei den Kaisermanövern des X. und VII. Armeekorps zur Durchführung gelangten Herstellung einer starken, durch Schumann'sche Panzergeschützstände und alle Hinderniß- und

Deckungsmittel der modernen Feldingenieurkunst künstlich verstärkten verschanzten Vertheidiger-Position des X. Armeekorps, welche vom VII. Armeekorps angegriffen wurde, dürfte jedoch hervorgehen, daß sich die deutsche Heeresleitung den Forderungen der genannten Militärs und den Lehren der Kriegsgeschichte gegenüber, wie zu erwarten war, nicht ablehnend verhält. Da „Gelegenheitsfestungen“ aber, wie General von Sauer selbst ausdrücklich bemerkt, „nichts Anderes sind wie gute Vertheidigungsstellungen, wie sie der Feldkrieg eben auch und nur vielleicht in minder starker und widerstandsfähiger Ausführung kennt“, so erscheint die Annahme berechtigt, daß man sich an maßgebender Stelle in Anbetracht unserer wesentlich offensiven Kriegführung den Forderungen der genannten Ingenieure für die Führung des beweglichen Positionskrieges durch Anlage umfassender Materialiendepots ad hoc an verschiedenen Punkten des Eisenbahnnetzes, nicht in der von ihnen gewünschten Ausdehnung anschließen wird, sondern denselben im gegebenen Fall, wenn die Anlage starker Defensivpositionen erforderlich wird, in der oben erwähnten Form durch Panzergeschützstände und sonstige fortifikatorische Mittel verstärkter Vertheidigungsstellungen Rechnung tragen dürfte. Die fahrbaren Panzergeschützstände sind verhältnißmäßig leicht, wenn auch in ihrer jetzigen Construktion noch nicht völlig genügend transportabel, vermögen den Armeen (die Erleichterung ihrer Construktion vorausgesetzt) überall zu folgen, und können daher im gegebenen Moment an richtiger Stelle sicher zur Hand sein, was mit den per Bahn aus den Depots zu transportirenden Materialien keineswegs immer der Fall sein wird.

Hat man aber Zeit genug, eine „Gelegenheitsfestung“, welche der Gegner anzugreifen gezwungen ist, anzulegen, so gestatten die überall an Eisenbahnen gelegenen vorhandenen Festungen und Artilleriedepots immerhin auch beim jetzigen Stand der Dinge diese Anlage.

Wie bei vielen Forderungen sich einander gegenüberstehender Richtungen, scheint das Richtige auch hier in der Mitte zu liegen.

Die Anschauungen jedoch, welche heute hinsichtlich der Festungen in den maßgebenden Kreisen der deutschen Heeresleitung bestehen, gehen, wie bereits erwähnt, in ihren Hauptmomenten aus dem Resultat des von der Landesvertheidigungs-Commission ausgearbeiteten und danach ausgeführten Plans hervor, und finden sich ferner im Uebrigen in einem vor Kurzem erschienenen Werk des Ingenieur-Oberstlieutenant Scholl über „das Befestigungswesen der Neuzeit“ zum Ausdruck gebracht, dessen jene ergänzenden Momente wir daher noch einer kurzen Betrachtung unterziehen wollen.

Scholl unterscheidet 3 Hauptsysteme. Dasjenige der Sperrforts, welche die Grenze abschließen; ein System einzelner Festungen, welche für die Vertheidigung der Provinzen als Stützpunkte dienen, und verschanzte Lager, welche ganze Armeen aufzunehmen vermögen.

Er charakterisirt treffend die Bedeutung des Sperrfortssystems, welches nur in Frankreich zur Durchführung gelangt ist; schildert dann das deutsche System einzelner Festungen und klassificirt die Festungen in solche erster Ordnung, zweiter und dritter Ordnung je nach dem Vorhandensein eines Fortsgürtels bei den ersteren und dem Fehlen desselben bei den letzteren, sowie nach der Stärke der Besatzung, welche bei den ersteren 18,000—25,000 Mann, bei denen zweiter Ordnung 10,000—12,000 Mann, bei denen dritter Ordnung und Sperrforts 2000—3000 Mann beträgt. Er nimmt, wohl etwas zu hoch gegriffen, an, daß eine Fortfestung mit 50,000 Mann Besatzung, unter denen sich eine Anzahl mobiler Feldtruppen befindet, eine Armee von 150,000 Mann festzuhalten vermag und weist darauf hin, daß das beste und nahezu einzige Mittel, den Feind in großer Stärke vor der Festung festzuhalten, in sich häufig wiederholenden Anfällen liegt, daß dagegen Ausfälle mit der Absicht, die Einschließungslinie zu durchbrechen, wenig Aussicht auf Erfolg haben.

Er berechnet, daß der Widerstand einer Fortfestung gegen den förmlichen Angriff mindestens 3—6 Monate betragen kann und scheint daher mit Recht auch für den Vertheidiger auf die gesteigerte Wirkung der modernen Brisanzgeschosse zu rechnen, während General von Sauer dieselben in wohl zu überwiegendem Maße für den Angreifer (des besseren Zieles halber) in Anspruch nimmt. Scholl bemerkt ausdrücklich, „es unterliege daher keinem Zweifel, daß der Vertheidigung des Landes aus Fortfestungen, welche auf der Operationslinie des Feindes oder in deren Nähe liegen, große Vortheile erwachsen".

Hinsichtlich der kleineren Festungen, zweiter und dritter Ordnung, theilt Scholl die hinsichtlich ihrer zur Zeit geltende Ansicht, daß sie ohne detachirte Forts für die Vertheidigung der Landesgrenzen lokal nothwendig sein können, wie z. B. Glatz und Lötzen, daß sie jedoch auf den Ausgang des Krieges bei der heutigen Stärke der Armeen und der durch die Cultur gesteigerten Gangbarkeit des Terrains nur von untergeordneter Bedeutung sind. Sie können Kriegs- und Lebensbedürfnisse für die in freiem Felde operirenden Heeresabtheilungen aufnehmen, vermögen dieselben aber vor Zerstörung durch Bombardement nicht zu schützen, und gewähren, selbst an Flüssen gelegen, bei einer beschränkten Anzahl überdies oft der Beschießung ausgesetzter Brücken, für den Ufer-

wechsel wenig Vortheil und sind vom Bombardement sehr gefährdet. Ihr Hauptwerth liegt in der Sperrung von Eisenbahnen, Gebirgsstraßen oder anderen Defileen, für kurze Zeit, während der der Vertheidiger jene Communikationen zu benutzen vermag. Sie entziehen der Feldarmee des Angreifers nicht viele Kräfte, da Festungen zweiter Ordnung nach Scholl mit 12,000—20,000 Mann, dritter Ordnung mit 4000—6000 Mann eingeschlossen und von einer nur wenig stärkeren Truppenzahl belagert werden können. Ihr Widerstand wird auf 4 bis 6 Wochen bezw. 2 bis 3 Wochen veranschlagt. Das verbesserte Geschützmaterial und die Zunahme der Heere vermindert ihre Bedeutung immer mehr, und sie sind daher in Deutschland fast sämmtlich geschleift worden.

In seiner Beurtheilung der verschanzten Lager hebt Scholl sehr richtig hervor, daß der Uebelstand, daß Festungen und verschanzte Lager eingeschlossen werden können, sich nur dadurch vermeiden läßt, wenn der Durchmesser des Lagers mindestens 20—25 Meilen, sein Umfang daher 70—80 deutsche Meilen beträgt. Er vertritt daher in dieser Beziehung den für kleine Staaten keineswegs unberechtigten, jedoch kleinere Abmessungen verlangenden Brialmont'schen Standpunkt der régions fortifiées, wie sie Belgien in dem zwischen Antwerpen und der Maasbefestigungslinien liegenden Gebiet, die Niederlande in der „Festung Holland“, die Lombardei im Quadrilatero, Bulgarien und das russische Polen in ihren Festungsvierecken besitzen und wie eine solche für die erfolgreiche Vertheidigung Portugals in der Stellung von Torres Vedras 1807 zur Geltung kam.

Auch die Anordnung, welche Scholl für große, im obigen Sinne verschanzte Lager beansprucht, ist eine ähnliche wie die Brialmont'sche; er hält deren Anlage auch für Großstaaten unter gewissen Bedingungen für wünschenswerth. Wir erwähnen an dieser Stelle, daß Deutschland ein großes verschanztes Lager in diesem Sinne, eine région fortifiée, welche geeignet wäre, auch nur eine seiner Armeen in sich aufzunehmen, nicht besitzt. Bei der heutigen Stärke der Feldarmeen werden nur Theile einer solchen in Stärke von einigen Armeekorps, größere Heeresmassen jedoch nur ganz vorübergehend, Aufnahme in den großen deutschen Lagerfestungen finden können.

Der Angriff gegen die Linie der französischen Sperrforts wird sich nach Ansicht Scholl's zu einem Festungskriege in großartigem Maßstabe gestalten, für welchen auf beiden Seiten nach und nach alle disponiblen Belagerungstrains mobil gemacht und in Thätigkeit gebracht werden, so daß genügende Zeit für die Verproviantirung der in zweiter Linie liegenden französischen Festungen gewonnen wird.

Nach Ansicht anderer, vielleicht gewichtigerer Autoritäten, wird dieser Angriff jedoch mit der sofortigen Beschießung einer Anzahl Sperrforts aus überlegenem Belagerungsgeschütz beginnen, diese zum Schweigen bringen, und unmittelbar darauf unter genügender Entsendung gegen Epinal bezw. Toul oder Verdun zum Angriff der französischen Armeen hinter dem Mosel- und Maas-Abschnitt schreiten, so daß derselbe bis auf den artilleristischen Angriff auf einige Sperrforts zunächst nicht sowohl den Charakter eines Belagerungskrieges, wie den einer offenen Feldschlacht gegen eine ausgedehnte, auch feldfortifikatorisch verstärkte Position tragen wird. Erst nach der Durchbrechung der Sperrforts-kette wird der Angreifer zur Belagerung der die Hauptbahnlinien sperrenden Festungen schreiten, um wenigstens 2 Bahnlinien für seinen Nachschub zu gewinnen, einen Zweck, den er jedoch voraussichtlich auch durch den Bau von Umgehungsbahnen zu erreichen vermag. Die Invasions-Armee würde unter den von Scholl angenommenen Verhältnissen nach dessen wohl zu weit gehender Ansicht „im ersten Jahre die französische Hauptstadt nicht erreichen" können und stände dann vor der stärksten Festung der Welt.

Das französische Befestigungssystem begünstigt allerdings die Vertheidigung des Landes in hohem Maße, beansprucht aber nach Ansicht Scholls über eine Million Besatzung und ist die Ursache, daß Frankreichs Heere im Großen und Ganzen auf den Angriffskrieg verzichten müssen. Dieser Anschauung steht jedoch die Möglichkeit gegenüber, daß für Frankreich nach eintretendenfalls glücklich erfolgter Versammlung seiner Feldarmeen hinter der Sperrfortslinie und Zurückweisung des Angriffes auf dieselbe, kein Grund vorliegen würde, seinerseits nicht zur Offensive zu schreiten.

Das Festungssystem Rußlands berücksichtigt die durch ihre Entfernung geschützten Hauptstädte Petersburg und Moskau bis auf den Zugang zu ersterer vom Meere, Kronstadt, nicht; sondern es sichert nur in erster Linie das von fremdem Gebiet umschlossene Königreich Polen durch die befestigte Region zwischen Nowo Giorgiewsk, Warschau, Iwangorod, Brest Litewski und Bialystock. Es sperrt ferner die wichtigsten nach dem Innern Rußlands führenden Bahnlinien, an denen die Offensive des Angreifers sich vorzubewegen genöthigt ist, durch die Festungen Kowno, Bialystock, Goniondz, (Fortbefestigung) Warschau, Iwangorod, Michailogrod und Dubno. Das russische Festungssystem ermöglicht es somit nach der Ansicht Scholls, sich mit den Hauptmassen in dem Lager bei Warschau zu concentriren und gestattet es, mit denselben den Vormarsch in jeder beliebigen Richtung antreten zu können. Dieser

Ansicht steht jedoch die Anschauung gegenüber, daß, bevor der russische, Monate beanspruchende Aufmarsch der Hauptmasse des Heeres, von welchem die in Polen stehenden 230000 Mann einen verhältnißmäßig nur kleinen Theil bilden, in dem polnischen Festungsviereck vollendet ist, ein Angriff auf diese Festungsgruppe und die in ihr versammelten Truppen mit Erfolg durchgeführt sein kann, und aller Voraussicht nach mit numerisch stark überlegenen Kräften unternommen werden dürfte.

Das russische Festungssystem, bemerkt Scholl, läßt vermuthen, daß die Vertheidigung des Landes in ähnlicher Weise geplant wird, wie im Jahre 1812, nur würde das verschanzte Lager in Polen der Invasions-Armee einen ungleich nachhaltigeren Widerstand entgegen zu setzen vermögen, wie derselbe zu jener Zeit auf westrussischem Gebiet möglich war.

Hinsichtlich der Entbehrlichkeit der Festungen und ihres Ersatzes durch Verschanzungen, die zunächst als flüchtige Feldverschanzungen angelegt, und nach und nach zu Werken in provisorischem Charakter ausgebaut werden, sagt Scholl sehr richtig, „daß Feldverschanzungen, also bewegliche Positionsanlagen für ein einzelnes Gefecht von großem Nutzen sein können, daß sie aber eine gut angelegte Festung und noch weniger ein gutes Festungssystem nicht zu ersetzen vermögen. Feldverschanzungen und Festungen in provisorischer Bauart besitzen ein so geringes Maß von Sturmfreiheit, daß sie des Schutzes der Armee nicht entbehren können und hindern dadurch die freie Bewegung der Feldarmee. (Scheibert und Heyde wollen dieselben allerdings erst in dem Moment und dort, wo sie zweifellos zur Geltung kommen müssen, angelegt wissen.) Sie leiden Mangel an dem nothwendigen Kriegsmaterial, dasselbe wird nicht immer per Bahn rechtzeitig und genügend zur Stelle geschafft werden können und, ein sehr wichtiger Umstand, an gesicherten Unterkunftsräumen und können deshalb einem energisch geführten förmlichen (und wohl auch überlegenen abgekürzten) Angriffe nicht lange widerstehen. Auch wird ihre Verproviantirung oft unzureichend sein, und sie werden, sobald der Angreifer den Betrieb der Zufuhrbahnen stört, geräumt werden müssen.

Ehe neue Erfahrungen vorliegen, werde man gut thun, dem Beispiele Friedrichs des Großen, welcher unmittelbar nach glücklich beendeten, fast durchweg offensiv geführten Kriegen zur Wiederherstellung seiner Festungen schritt, zu folgen, und dürfe in dem Bestreben, minderwerthige Festungsanlagen durch bessere zu ersetzen, selbst dann nicht erlahmen, wenn die kaum vollendeten Werke den Fortschritten des Geschützwesens von Neuem weichen müssen."

Das deutsche Festungssystem charakterisirt Scholl augenscheinlich übereinstimmend mit den an maßgebender Stelle bestehenden Anschauungen wie folgt: Dasselbe besteht in der Hauptsache, abgesehen von den Küstenbefestigungen, sowie einigen Eisenbahn- und Paßsperren, aus einer größeren Zahl von Fortfestungen, welche wichtige Flußübergänge für den Durchzug der Armee decken, die offensive Vertheidigung der Ströme begünstigen und feste Stützpunkte für die Vertheidigung der Provinzen bieten.

Die deutschen Befestigungen begünstigen hauptsächlich die Offensive bei der Landesvertheidigung und sichern den Armeen die freie Bewegung im Innern des Reichs. Für die reine Defensive sind sie dagegen von untergeordneter Bedeutung, da sie weder die Landesgrenzen, noch die großen Städte schützen, noch die wichtigen Bahnlinien sperren. Sie vermögen den deutschen Feldarmeen bei einem unglücklichen Kriege nicht den nöthigen Schutz zu gewähren, da selbst die größten derselben, wie erwähnt, nur Theile einer Armee in sich aufzunehmen vermögen. Trotzdem wird das deutsche Festungssystem einer Invasionsarmee große Schwierigkeiten bereiten und einen großen Theil der Streitkräfte derselben, Scholl meint wohl zu hoch gegriffen 600000 Mann bis 1 Million bei einem Angriff von Osten resp. von Westen, auf sich ziehen. Seine artilleristische Ausrüstung ist dabei so stark, daß eine gleichzeitige Belagerung zweier Fortfestungen nicht angängig ist. Gleichzeitig bedarf Deutschland zur Besetzung derselben verhältnißmäßig nicht sehr beträchtlicher Streitkräfte, etwa 350000 Mann, die erst dann der Verstärkung durch Feldtruppen bedürfen, wenn der Feind sich den Festungen nähert.

Mit der vorstehend wiedergegebenen, in allen wesentlichen Punkten mit unseren vorangesandten Erörterungen übereinstimmenden und dieselben ergänzenden Charakteristik des deutschen und der für uns nächst wichtigen Festungssysteme beschließen wir unsere Darstellung. Es sei uns gestattet, derselben noch die Bemerkung hinzuzufügen, daß, obgleich man neuerdings in einzelnen Fällen eine geschlossene Umwallung (Enceinte) der Festung aufgegeben hat, man doch grundsätzlich an dem Vorhandensein einer solchen hinter dem Gürtel der Forts, ihrer vielen wichtigen Vortheile halber, deren Erörterung uns jedoch zu weit führen würde, auch künftig festhält, und daß nur in ganz besonderen Fällen von diesem Grundsatze abgewichen werden wird.

Gegenüber dem die Construktion der heutigen Festungen wesentlich bedingenden Moment der außerordentlich gesteigerten Geschoßwirkung der Artillerie aber, welche allerdings nicht in demselben Maße wie dem

Angreifer, so doch auch dem Vertheidiger zu gute kommt, ist allem Anschein nach künftig das Eisen berufen, eine hervorragende Rolle als Deckungsmittel der Festungen zu spielen und deren bombensicheren Räume wieder so unverwundbar wie früher herzustellen. Dafür aber, daß man seitens der deutschen Heeresleitung oder anderwärts zu der Annahme der Vorschläge für die Anlage beweglicher Positionsbefestigungen im Kriege, und deren Vorbereitung schon im Frieden, in dem von ihren Verfechtern gewünschten Maße zu schreiten beabsichtigt, dafür fehlt bis jetzt ein jeder Anhalt. v. B.

Das Schulwesen in den Vereinigten Staaten*).

Von

Thos. H. Jappe.

Wenn es sich darum handelt in kurzem eine Idee von dem ausgedehnten Erziehungswesen der Vereinigten Staaten von Nordamerika zu geben, so kann man kaum mehr thun als andeuten und Einzelnes hie und da herausgreifen, was als charakteristisch erscheint. Denn wenn auch der leitende Gedanke wenigstens bei der öffentlichen Schule überall derselbe ist, so sind doch die Handhabung, der ganze Zustand derselben, äußerlich wie innerlich, so verschieden, daß nichts bedenklicher sein kann als zu generalisiren; besonders wenn man nicht in vielen

---

*) Das beste Buch über die Public Schools ist noch immer das von dem Engländer Francis Adams, betitelt „The Free School System of the U. St.", London, Chapman & Hall, 1875. Bequemer und für die des Französischen Kundigen sehr passend ist der ebenso höflich wie verständig gehaltene Rapport von Paul Passy, der zugleich wesentlich neuer ist. Das Büchlein nennt sich „L'Instruction Primaire aux Etats-Unis", Paris, Ch. Delagrave, 1885. — Ich selbst habe mich außerdem und mit Vorliebe auf folgende Sachen gestützt:

1—6. Reports of the commissioner of Education for 1879, 1882—1883, 1883—84, 1884—85, 1885—86, 1886—87; darunter schienen mir besonders interessant der für 1879 und der letzte. Ein Report für **1887—88** erschien Januar 1890, konnte aber nicht mehr benutzt werden.

7—9. Circulars of Information 1884, No. 6; **1885, No. 1;** 1887, No. 3. Von diesen kann für die City School Systems und überhaupt wegen seiner wahrhaft pädagogischen und besonnenen Haltung das zweite gar nicht genug empfohlen werden; es ließen sich übrigens noch mehr nennen.

10. Report of the Board of Educ. of Denver, Col., 1883. (A. Gove.)

11—12. Third & Fourth Biennial Reports of the State Supt. of Minnesota, 1883—84, 1885—86, St. Paul, Minn. (D. Kiehle).

13. Biennial Report of the State Supt. of Jowa, 1884—85, 85—86.

14. The American Cyclopaedia, D. Appleton & Co., New York, 1874 Vol. VI „Education" (E. S. Drone).

15. A. Gloß, Das Leben in den Ver. Staaten, 2 Bde, Leipzig. Wiegand 1864.

16. A. Carnegie, Triumphant Democracy, Chas. Scribner's Sons, New York, 1886, Chapt. VI.

Letztere beiden Werke führe ich nur der Kuriosität halber an, da sie sich so diametral gegenüberstehen; ersteres kommt natürlich der Wahrheit viel näher.

Staaten persönliche Erfahrungen als Lehrer gemacht hat und nur beschränkte Litteratur über den Gegenstand zur Verfügung steht.

Was ich gebe, ist die eigene Erfahrung, sine ira et studio gegeben; sollte dennoch jemand hie und da zu große Schärfe entdecken, so bitte ich in Betracht zu ziehen, daß ein berufsmäßiger, noch dazu deutscher Lehrer sie kaum vermeiden kann, denn er wandelt hier auf sehr dornigen Pfaden. Seine Landsleute bieten ihm nur selten den erforderlichen Rückhalt, und die ganze Masse der Nichtdeutschen steht ihm in nahezu geschlossener Phalanx gegenüber.

In erster Linie muß scharf zwischen Stadt- und Landschulen unterschieden werden, und von den letzteren ist denn freilich nicht sehr viel Gutes zu sagen*). Selbst in einem so alten und bevölkerten Staate wie New York (2200 Q.Meilen, 5.5 Mill. Einwohner) herrscht auf dem Lande krasse Unwissenheit und Unkultur; es fehlt dort, wie überall, an geeigneten Lehrkräften, die eine einklassige Volksschule erfolgreich zu leiten verstehen. Es weiß aber jeder Einsichtige, daß das schwerer ist als einer einzelnen Klasse der mehrklassigen Schule vorzustehen. Die Lehrkräfte werden eben nicht so bezahlt, daß es sich für wirklich intelligente junge Leute lohnt das Lehren als Beruf zu wählen; man spielt eine Zeitlang Lehrer um sich auf etwas Besseres (im Sinne des dem Dollar Nachjagenden) vorzubereiten. Also, um es gleich zu sagen, einen Stand der Lehrer, wie etwa Deutschland, besitzt diese Republik noch nicht. — Man sonnt sich zwar allgemein in der Glorie einer unentgeltlichen, konfessionslosen, alle Bevölkerungsklassen vereinigenden Volksschule, aber man hat keine Ahnung von den praktischen Schwierigkeiten und der unendlichen Kostspieligkeit einer solchen, wenn sie den im 19. Jahrhundert zu stellenden Ansprüchen auch nur annähernd gerecht werden soll. Die verschiedenartigen Anlagen, die verschiedene häusliche Erziehung oder Nicht-Erziehung, die verschiedene Ernährung schon, und endlich die verschiedenen Unterrichtsziele bei den Schülern, die mit einander fortkommen sollen, — noch dazu in gemischter Schule, — bis sie in einen praktischen Beruf übergehen oder wissenschaftlichen resp. Fach-Studien näher treten, machen die Sache sehr prekär.

Abgesehen von den ausgesprochenen Gegnern der konfessionslosen öffentlichen Schule, unter denen die katholische Kirche mit nahezu einem Fünftel der ganzen Bevölkerung der Republik weitaus der mächtigste

---

*) cf. C. of Inf. No. 6, 1884 (wichtig für Lehrer).

ist, giebt es viele Leute, die nur mit dem Munde dafür sind, ihrem Thun nach jedoch als Gegner der Public School erscheinen. Wieder andere, und nicht wenige, sind principielle Anhänger und treue Freunde derselben, wenn sie sich auch über den augenblicklichen Zustand sehr unzufrieden ausdrücken, ja zum Teil die Besorgniß hegen, es gehe mit ihr bergab, sie werde immer schlechter*). Das ist sicherlich eine irrige Meinung, wie sich mit Hülfe der Reports leicht zeigen läßt. Man soll eben in so jungen, ungeklärten Verhältnissen keinen raschen Fortschritt erwarten; es können sogar zeitweilige Rückschritte vorkommen, und doch kann kein Zweifel sein, daß die letzten 20 Jahre überall mehr oder minder große Besserung zeigen. Wenn man die Reports von 1879 und von 1884—1885 in ihren statistischen Angaben (die wiewohl natürlich nicht vollständig, doch aber ein durch Ausfälle wenig beeinträchtigtes Gesammtergebniß bieten) vergleicht, so weisen ersterer einen Rückschritt, letzterer dagegen einen guten Fortschritt nach:

Rep. f. 1879	Bevölkerung im Schulalter:	1871: 9.6 Mill.;	1879: 15 Mill.
	Zahl d. wirklich Angemeldeten:	1871: 6.4 „ ;	1879: 9.4 „
	Tägliche Präsenz i. Durchschn.:	1871: 3.7 „ ;	1879: 5.3 „

Die mittleren Ziffern sind gleichgültig; die letzten zeigen den relativen Rückschritt.

Rep. f. 1884/5	Bevölkerung im Schulalter:	1875: 14 Mill;	1884: 16.75 Mill.
	Zahl d. wirkl. Angemeldeten:	1875: 8.75 „ ;	1884: 10.75 „
	Tägl. Präsenz i. Durchschn.:	1875: 4.25 „ ;	1884: 6.7 „

Vergleicht man nun 1871 mit 1884, so bleibt immer noch eine Besserung des Verhältnisses der schulbesuchenden zur gesammten Bevölkerung um 2 Prozent.

Ein ähnlicher, obwohl keineswegs überall gleichmäßiger Fortschritt ist in dem Verhältniß von ein- zu mehrklassigen Schulen zu erkennen. Von 73 260 Schulen, die die Staaten Rhode Island, Pennsylvania, New Hampshire, Connecticut, Illinois, Michigan, Iowa, Tennessee, Virginia, West Virginia und Nebraska 1879 hatten, waren damals 62 722 einklassig also 85 Prozent; im einzelnen z. B. Pennsylvania 65 Prozent, Iowa über 90. Dagegen giebt der Report für 1886/87 Pennsylvania nur noch 55 Prozent einklassige (gegen 65), und der Iowa Report von 1886 zeigt nur noch 78.4 Prozent einklassige (gegen 90).

Nun das Verhältniß zwischen Stadt- und Landbevölkerung. Städte mit 7500 Einwohnern oder mehr giebt es jetzt etwa 300**) und diese

*) cf. z. B. The Century Magazine, March 1888, p. 804 f.
**) 1884 waren es 266 mit 10 790 034 Einwohnern.

müssen etwa 12 Mill. Einwohner haben; dann kommen etwa 1000 Städte mit 5000 bis 7500 Einwohnern, die kaum weniger als 6 Mill. enthalten können*), sodaß sich das Verhältniß der 1300 Städte mit 5000 Einwohnern oder mehr zur Landbevölkerung wie 2 zu 7 stellt, wenn man die Gesammtbevölkerung auf 63 Mill. veranschlagt. Dies Verhältniß mag sich auf 1: 4 modificiren, da bei Angabe der Einwohner manche Städte sich größer machen als sie sind, immerhin ergäbe auch das noch ein stärkeres Zusammendrängen der Bevölkerung in den Städten, als man es in Deutschland zu glauben geneigt sein wird. Es kommt das hauptsächlich daher, daß so viele Einwanderer in den größeren Städten bleiben und dort das Proletariat vermehren helfen, das ohnehin hier immerfort zunimmt. Ich wenigstens kann mich des Eindrucks nicht erwehren, als wenn die gute Mittelklasse der Bürger und Bauern sich hier zum mindesten nicht vermehrt, also relativ geringer wird, wogegen die Zahl der arg verschuldeten Bauern und der Pächter von Farmen, sowie die Zahl der „von der Hand in den Mund" lebenden Städter, die also beide vom Kapital ganz abhängig, in Wahrheit dessen Sklaven sind, sich stetig vergrößert. Von den Tausenden und aber Tausenden derer, die fortwährend unbeschäftigt sind, gar nicht zu reden, da sie allein nicht ins Gewicht fallen würden. Vergleichen wir endlich das Verhältniß von Stadt- und Landbevölkerung mit dem der mehr- und einklassigen Schulen, so könnte es nach den gemachten Angaben scheinen, als wären nicht einmal alle Stadtschulen mehrklassig; das sind sie nun aber doch mit kaum nennenswerthen Ausnahmen, ob zwar nicht immer von 9 Klassen, sondern bis zu 2 und 3 herunter. Solche Schulen findet man bisweilen selbst in Dörfern von 500 Einwohnern; es bleibt fraglich, wie weit die gerechnet oder zu rechnen sind. Jedenfalls wird, wenn wir die ganzen Vereinigten Staaten betrachten, das Verhältniß wie 2 zu 7 schwerlich überstiegen.

Anfügen möchte ich, obwohl es eigentlich selbstverständlich ist, daß die Städte in den einzelnen Staaten eine sehr verschiedene Rolle spielen. In New York z. B. haben allein die Städte New York und Brooklyn mit ihren 2.3 Mill. Einwohnern zwei Fünftel der Bevölkerung des ganzen Staates; in Iowa haben sämmtliche Städte bis zu 5000 Einwohnern herunter sicherlich nicht mehr als ein Fünftel, vielleicht noch weniger. Ist dort den Städten die ignorante Landbevölkerung nur ein unangenehmer Hemmschuh, so ist hier der etwas weiter blickende Städter durchaus unter dem Fuße des bigotten und fanatischen Bauern.

---

*) 1887 waren im Ganzen 1225 über 5000 mit 15 Mill.

Das Alter des hiesigen Schulsystems kann man auf 100 Jahre ansetzen, da man 1785 anfing den Schulen eine gesichertere Basis durch Reservirung der 16. „Section" in jedem Township zu geben*). Dagegen erscheint der erste „Schoolmaster" in Boston 1635, also genau 150 Jahre früher. Der Süden war in Bezug auf Schulen stets hinter dem Nordosten zurück, — gab es doch 1724 noch keinen einzigen Buchladen in Virginien, — und ebenso ist er jetzt vom Norden überholt; der Westen aber ist so jung, daß ohne massenhaftes Dahinströmen neuenglischer „Schoolma'ams" die Schulen dort denen des Ostens noch nicht so nahe stehen könnten, wie es in Wirklichkeit der Fall ist. Ein selten erreichtes Muster westlicher Schulen bietet Denver.

Räume und Ausstattung der Schule lassen in den Vereinigten Staaten wenig zu wünschen übrig und übertreffen nicht selten die entsprechenden Einrichtungen in Deutschland. Die Zimmer sind meist geräumig, das Licht ist im Ganzen gut, nur die Ventilation nicht immer genügend. Jeder Schüler hat sein Pult nebst Sitz für sich allein, von den nächsten zu beiden Seiten durch je ein bis zwei Fuß freien Raums getrennt, während sich allerdings der Sitz des Vordermannes und das Pult des Hintermannes unmittelbar aneinanderschließen; es ist eben immer ein Sitz mit Rücklehne und dem Pult dahinter in einem Stück, und diese Möbel werden in Reihen hintereinander auf dem Fußboden festgeschraubt. Die Wände sind ringsherum in einer Breite von 4 bis 5 Fuß schwarz oder dunkelgrün gestrichen, sodaß man mit Kreide darauf schreiben kann. Selbst in Zimmern, wo durch Fenster und Thüren viel Wandraum verloren geht, können doch zu gleicher Zeit wenigstens 12 bis 14 Schüler an der Wandtafel beschäftigt werden.

Die Common School**) ist in 9 Klassen oder grades getheilt, die zunächst auf je 1 Jahr berechnet sind, durch die indeß ein leiblicher

*) Jedes T. hat (oder soll haben) 6 engl. miles im Geviert und zerfällt in 36 sections zu je 1 sq. mi. auf diese Art:

6	5	4	3	2	1
7	8	9	10	11	12
18	17	**16**	15	14	13
19	20	21	22	23	24
30	29	28	27	26	25
31	32	33	34	35	36

**) Primary grades, Intermediate grades und Grammar Room umfassend.

Schüler in 7 Jahren gehen kann. Das niedrigste Alter, mit welchem Schüler in den ersten, d. h. untersten grade aufgenommen werden, ist gemeiniglich 5 Jahre*); mit 12 Jahren sollten sie also für die High School, eine Art von Progymnasium, reif sein, wo sie nun 3 bis 5, gewöhnlich 4 Jahre weiter arbeiten, um dann in einen praktischen Beruf, oder auf ein Fach-Colleg, oder auf eine Universität 2. Ranges (anders kann man die State-Universities oft nicht nennen) zu gehen. Für die besten Universitäten, wie Harvard, Ann Arbor, Cornell u. s. w., sind sie noch nicht genügend vorbereitet. Da bedarf es noch mindestens eines Jahres tüchtiger Arbeit, wie z. B. in Andover für zukünftige Studenten von Harvard. Der Universitätskursus mag (im collegiate department, d. h. der philosophischen Fakultät) zu vier Jahren angenommen werden; dem folgen aber bei bessern Studenten noch post-graduate courses (z. B. an der John Hopkins Univers.) oder Besuch deutscher u. a. Universitäten. Rechnen wir dafür zwei Jahre, so haben wir für den ganzen Erziehungsgang $7 + \begin{Bmatrix}3\\4\\5\end{Bmatrix} + 1 + 4 + 2 = 17-19$ Jahre. Es kann somit der Amerikaner, der mit 5 Jahren in die Schule kommt, eben so früh fertig werden wie der Deutsche; im Durchschnitt macht der deutsche „cand. phil." sein Staatsexamen wohl kaum mit 23 Jahren, dafür ist seine Schulung und Bildung auch gründlicher; im Allgemeinen wenigstens.

Der Besuch der Public School (Common & High Sch.) ist für die ortsansässigen Schüler unentgeltlich, an einzelnen Orten werden ihnen auch Schreibmaterialien und Schulbücher geliefert; auswärtige Schüler zahlen einen Dollar per Monat, also 10 (resp. 9) per Jahr; in der High School 3 und wohl zuweilen noch mehr per Monat. Die jährliche Schulzeit ist nicht überall von gleicher Dauer, in den großen Städten beträgt sie meist 10 Monate in den kleinern oft nur 9. Auf dem Lande geht die Dauer des Schuljahrs soweit herunter, daß ein Durchschnitt von 6 Monaten knapp erreicht wird. Das zehnmonatliche Schuljahr zerfällt in 3 „Terms": Vom 1. September bis zu Weihnachten 16 Wochen; vom Januar bis zum März 12 Wochen; vom April bis zum Juni 12 Wochen. Es folgen 10 Wochen Sommerferien, während die beiden anderen Ferienzeiten nur je eine Woche betragen. Dies Arrangement, besonders der Ferien, ist hier durch die extreme Sommerhitze, die 100° Fahrh. 30 Réaumur im Schatten erreicht, durchaus geboten. Aber es hat für Schüler wie Lehrer seine böse Schattenseite: erstere verwildern

*) siehe weiter unten.

und vergessen viel, letztere sind ohne Erwerb; denn das Gehalt wird am Schlusse jedes Schulmonats gezahlt und zwar nur für jede thatsächlich ertheilte Unterrichtsstunde. Hat er, gleichgültig aus welchem Grunde, den Unterricht ausgesetzt und wäre es nur für einen halben Tag, so wird ihm die betreffende Gehaltsquote abgezogen. Das System, den Lehrer dem niedrigsten, auf Tag und Stunde in Dienst genommenen Arbeitsmanne gleichzustellen, ist konsequent durchgeführt; ja man sieht hierin sogar einen Vorzug. Dabei darf freilich nicht vergessen werden, wie bereits angedeutet, daß die Zahl der berufsmäßigen Lehrer sehr klein, und ein Lehrerstand erst im Entstehen begriffen ist.

Was das numerische Verhältniß männlicher und weiblicher Lehrkräfte anlangt, so muß man sich durch die Zahlen der Reports nicht irre führen lassen. Danach könnte es scheinen, als wäre das Verhältniß etwa wie 4 zu 7; reducirt man die Anzahl beider aber auf die durchschnittliche Dauer ihres Dienstes, so wird das Verhältniß wie 1 zu 10. Dies ist eher noch zu günstig für die Lehrer gerechnet, als daß ihre Zahl zu gering genommen wäre. Sie dienen eben oft nur einen „Term“, was an manchen Stellen das ganze Schuljahr bedeutet, da für die übrige Zeit das Geld fehlt, besonders in den Südstaaten. Indeß ist mit der Statistik des hiesigen Schulwesens freilich nicht sicher zu operiren*).

Ich gebe nun alles Weitere bezüglich der Lehrerschaft in den Vereinigten Staaten, was von Interesse sein könnte.

Junge Mädchen dürfen in der Regel nach vollendetem 17. Lebensjahre als Lehrerinnen fungiren, während die jungen Herren erst mit 18 Jahren ein Certifikat erhalten. Diese Regel wird aber wohl selten streng inne gehalten, da an sehr vielen Stellen, natürlich zumeist auf dem Lande, leidlich kompetente Personen im vorgeschriebenen Minimalalter oder darüber nicht immer für die vorhandenen Geldmittel zu erlangen sind. Die durchschnittliche Dienstzeit einer Lehrkraft ist nur

*) John Eaton, in seinem Report für 1884/85, Washington, D. C., 1886, sagt S. XV: „Over large areas we find inadequacy, not only in the character and amount of information disseminated through this channel, but in the means of procuring it and in the method of collating, presenting, and interpreting the results. We find, also, a too general insufficiency of provision for diffusing among the mass of the people, by means of general and local reports, the information which they need for inspiration and guidance in the performance of their duties toward school interests, both as parents and citizens.“ Ferner S. XVI: „. . . it seems almost incredible that the Commissioner should have been able to make it (the Report) what it is by the aid of merely voluntary contributions of information afforded by educational officials. — . . . there are too many regrettable failures to respond to the inquiries (of the Bureau).

drei Jahre; es verändert sich somit jährlich ein Drittel des ganzen Personals, d. h. reichlich 100,000 Lehrer und Lehrerinnen. Von den letzteren geht eine beträchtliche Anzahl durch Verheirathung der Schule verloren; von den Lehrern andererseits geht eine um so größere Zahl in andere Berufe über, als es wenig Stellen giebt, in denen sich etwas erübrigen läßt, und die Idee der Pensionirung alter Lehrkräfte erst in den letzten Jahren anfängt hie und da ernstlich erwogen zu werden*). Ueberdem haftet der Stellung der Lehrenden das Unsichere und Demüthigende an, daß sie nicht etwa nach 1 oder 2 Probejahren definitiv angestellt werden, sondern jedes Jahr neu zu ernennen, also ihrer Stelle nie sicher sind, es sei denn, daß sie den Schulvorsteher, Superintendenten (Leiter des Schulwesens) oder eine genügende Anzahl der Schulräthe zu Freunden haben. An einigen Stellen im Osten und, wie ich höre, auch in New-Ulm, (Minnesota) vollzieht sich hierin jetzt eine Aenderung; auch hat man an manchen Stellen die Schule der Politik entzogen, d. h. die Schulräthe werden ohne Rücksicht auf ihr politisches Glaubensbekenntniß gewählt und die Lehrer demgemäß angestellt. Aber die persönliche Patronage spielt eine um so beträchtlichere Rolle. Daß nach der Religion der Lehrenden nicht gefragt wird, da die Public School konfessionslos ist, nehme ich als bekannt an.

Für die Anstellung als Lehrer ist erforderlich, daß man sich durch ein schriftliches und mündliches Examen beim Superintendenten der County, in welcher man zu lehren wünscht, ein Certifikat erwerbe, wofür ein Dollar Gebühr zu zahlen ist, ein solches Certifikat gilt aber nur für ein Jahr. Nur wenige Lehrer erwerben sich Staatscertifikate, die höhere Kenntniß voraussetzen und 5 Jahre in Kraft bleiben, oder Staatsdiplome, die eine Art Staatsexamen fordern und auf Lebenszeit gelten. Die Bezeichnungen hierfür, sowie die Anforderungen, variiren. Gehen Inhaber der niedern Certifikate in eine andere County über, so müssen sie sich dort wieder examiniren lassen. Inhaber der höheren unterliegen dieser Bestimmung nicht, gehen sie aber in einen andern Staat, so hängt es ganz von dem guten Willen der dortigen Behörden ab, ob man ihr Zeugniß honoriren oder sie wieder prüfen will. In allen Fällen aber muß das Examen vor Beginn des Unterrichts stattfinden, denn auf Gehalt für Lehrthätigkeit ohne Certifikat hat man keinen Anspruch. Als Beispiel, wie weit der Bureaukratismus, hier „red-tape" genannt, darin geht, führe ich an, daß ein gewesener Staats-

*) Man vergleiche damit die Pensionirung der Veteranen, die jetzt per Jahr 80 000 000 Dollars kostet, also etwa 330 Mill. R.-M. und noch ständig zunimmt.

superintendent in Illinois, ein langjähriger und zweifelsohne tüchtiger Lehrer, der Wiederwahl abgelehnt hatte und eine Stelle als Schulvorsteher antreten wollte, sich von dem Superintendenten der betr. County zum Zweck der Erwerbung eines Certifikats erst examiniren ließ. Allerdings sind die Aemter des Staats- und County-Superintendenten politische, und daher an keinen bestimmten Bildungsgrad geknüpft, doch bemüht man sich jetzt gemeiniglich, den geeignetsten Mann der Partei zu nehmen, wenn er sich dazu hergiebt. Mancher tüchtige Lehrer in leidlich gesicherter Stelle besinnt sich da.

Der Staats-Superintendent wird vom Volke jedes Staates auf zwei Jahre erwählt. Ihm stehen verschiedene „Boards" zur Seite, z. B. für die Staats-Universität ein Verwaltungsrath (Boards of Regents), für die höhern Prüfungen ein Examinationsrath (Board of Examiners) 2c.

Der direkte Untergebene des State Superintendenten ist der County-Superintendent.

Diesem direkt unterstellt sind eigentlich nur die Landschullehrer, welche freilich zugleich von den Vertrauensmännern des Township abhängen, in dem sie unterrichten. In irgend nennenswerthen Städten hat man einen Schulrat (Board of Education), bestehend aus sechs oder mehr Personen, meistens doch keineswegs überall, Männern, die ihren Superintendent of City Schools anstellen; die Stadt wird dann als unabhängiger Schulbezirk bezeichnet. Die Schulräthe oder Schuldirektoren, wie sie auch genannt werden, könnten durch diese Benennungen den Glauben erwecken, als wären sie besoldet. Das sind sie indeß nicht, und man muß es rühmend anerkennen, daß zu solchen undankbaren Ehrenämtern genug Personen zu finden sind, die sich in wahrer Pflichterfüllung und mancherlei Unannehmlichkeiten aufreiben.

Auf die weitern Staats-Institute, die dem State Superintendent mehr oder weniger unterstehen, als Ackerbau- und polytechnische Schulen, Blindenanstalten, Waisenhäuser 2c. gehe ich nicht ein.

In jedem Staate giebt es einen Schulfond, dessen Einkünfte aus dem Pachtgelde der Schulländereien, den Zinsen vom Kapital verkauften Schullandes, z. T. Staatszuschüssen und Strafgeldern bestehen. Die Gesammtsumme aller Landzuweisungen an die verschiedenen Staats-Schulfonds beträgt etwa 78 Mill. acres*) (= 5700 deutsch. Qu. Meilen). Die jährlich verfügbare Geldsumme vertheilt der Staat an seine Counties nach Maßgabe der im Schulalter stehenden Jugend; dazu kommen lokale Schulsteuern nach Bedürfniß; ein Maximum derselben ist durch Gesetz bestimmt.

---

*) 640 acres gleich einer sq. mile.

Das Schulalter, von dessen Dauer ja die Größe der Quote aus dem Staatsfond für das County abhängt, ist in jedem einzelnen Staate uniform; in den verschiedenen Staaten aber variirt es sehr. Von 37 Staaten, deren Bestimmungen mir bekannt sind, beträgt es:

in	3	Staaten	17 Jahre	(4.—21. Lebensjahr),
„	15	„	16 „	(13 : 5—21; 2 : 4—20),
„	9	„	15 „	(6 : 6—21; 3 : 5—20),
„	1	„	14 „	(6—20),
„	1	„	13 „	(5—18),
„	4	„	12 „	(3 : 6—18; 1 : 4—16),
„	4	„	10 „	(3 : 5—15; 1 : 6—16).

Bemerkt muß hierzu werden, daß das bei so vielen Staaten als Ende der Zeit unentgeltlichen Schulbesuchs erscheinende Alter von 21 Jahren in den Vereinigten Staaten für die Jünglinge das des Eintritts in die Mündigkeit und den Genuß der Bürgerrechte ist. Da bei der jährlichen Aufnahme des Schulcensus wegen des vom Staate zu erlangenden Zuschusses alle ohne Ausnahme gezählt werden, die dem Alter nach frei die Schule besuchen könnten, so finden sich darunter eine ganze Anzahl verheiratheter Frauen, auch wohl mal ein verheiratheter Mann. Es kann sogar vereinzelt der lächerliche Fall eintreten, daß Mutter und Kind beide zur „school population" gehören.

Ich beschließe nun diese Skizze mit Angabe des Nöthigsten über die Vorbereitung und Schulung der Lehrkräfte. — Fast in allen Staaten giebt es ein paar Normal Schools, entsprechend den deutschen Lehrerseminarien, die in einem gewöhnlich 2, mitunter auch 3 Jahre dauernden Kursus den sie besuchenden jungen Herren und Damen leidliche pädagogische wie allgemeine Kenntnisse vermitteln. Die Zahl der so gelieferten Lehrkräfte beträgt aber in der ganzen Union schwerlich 5000 per Jahr, 1870 waren es nur 4000.

Daher ist denn in den Städten vielfach eine sich an die High School anschließende Training School zu finden, so etwas wie eine Präparandenanstalt, deren einjähriger Besuch im allgemeinen Vorbedingung für die Anstellung am Orte ist. Diese Einrichtung ist weniger zweckentsprechend als bequem für die Aspiranten des Lehramts. Sie betreiben nach Beendigung der 4jährigen Highschool noch ein Jahr lang eine mäßige, nützliche Beschäftigung, um dann als fertige Lehrer und Lehrerinnen aus dieser Schnellpresse hervorzugehen.

In vielen Staaten wird in jedem County während der großen Ferien, also in der heißesten Jahreszeit, unter Leitung des County Supt. ein Normal-Institute abgehalten, bald 2, bald 3, auch wohl 4 Wochen

dauernd, welches in erster Linie für die Aufbesserung der Bildung der „Dorfschulmeister“ bestimmt, doch auch den städtischen Lehrern offen ist; von letztern kümmern sich aber viele nicht darum, sie dünken sich darüber hinaus und gehen lieber in die Sommerfrische. Bei dem Charakter dieser pädagogischen Curse kann man ihnen das allerdings nicht verdenken! Gelingt es freilich dem County-Superintendent tüchtige Pädagogen als Lehrer zu gewinnen, so kann das Normal-Institute sehr wohlthätig wirken; doch wird er sich immerhin sagen müssen, daß viele dort als Lehrschüler nur auftauchen, um auf Grund des Besuchs sich ihr Certifikat für das nächste Schuljahr zu sichern.

Eine Anzahl Lehrer und Lehrerinnen hat selbstredend höhere Bildung, so ein Theil der Schulvorsteher (Hauptlehrer) und High School Lehrer; die Damen haben etwa Vassar College oder Wellesley College, die Herren eine der bessern Universitäten besucht. Doch kann die Zahl dieser wenigstens halbwissenschaftlich gebildeten Lehrer nicht wohl mehr als höchstens die Hälfte der Normal School Abiturienten betragen. Da kann es nun kaum anders sein, als daß diese wenigen größern Lichter sich als eine Art höherer Kaste ansehen, während doch in Wirklichkeit weder sie noch die Masse ihrer niedern Kollegen und Kolleginnen zu dem Punkte durchgedrungen sind zu wissen, wie wenig sie wissen. Man will ähnliches hie und da an deutschen Seminaristen beobachtet haben. — Es ist allgemein bekannt, daß der Durchschnitts-Amerikaner sich zu weit über den Europäer erhaben dünkt, um vergleichende Studien der Mühe werth zu halten, sodaß er von drüben lerne; und über diesem Durchschnitt scheinen auch die Lehrer hier vielfach nicht zu stehen. Kommt dazu nun Fremdenhaß, Bigotterie und die Auffassung des Lehrens als eines Handwerks, das man jederzeit in die Lage kommen kann freiwillig aufzugeben oder aufgeben zu müssen, so kann der Leser sich einen Begriff von der Unkollegialität machen, die fremdgebornen Lehrern gegenüber wie unter eingebornen herrschen muß. Ein solches Zusammenarbeiten aller Lehrkräfte einer Schule, solche regelmäßigen wöchentlichen Konferenzen, wie z. B. an den deutschen Gymnasien, ein gegenseitiges unumwundenes Sichaussprechen über die einzelnen Schüler, alles das gehört hier naturgemäß zu den Ausnahmen. Lehrerversammlungen („Teachers' Meetings“) giebt es freilich genug, aber sie sind ein Humbug.

Hervorragendes pädagogisches Talent und, was beim Lehrer doppelt richtig ist, den unbezwingbaren Muth der Ueberzeugung scheint der Yankee selten zu besitzen; wohl finden sich auch Männer, deren Thätigkeit hoher Anerkennung würdig ist; doch stehen sie in dem Heer von über 300,000 Lehrenden vereinzelt da.

Ludwig Anzengruber.

Von

Franz Servaes.

Zwölf Tage nach seinem fünfzigsten Geburtstage, am 10. December 1889, hat Anzengruber seine Augen für immer geschlossen. Zwei Monate vorher war das neue „Deutsche Volkstheater" in Wien mit dem Letztling seiner Muse, dem „Fleck auf der Ehr'", eingeweiht worden. So starb er, unmittelbar nachdem er, was er sein ganzes Leben hindurch schmerzlichst entbehren mußte, erreicht hatte: eine Bühne, auf der er sich vollkommen zu Hause fühlen konnte, und die seiner altgewordenen dramatischen Kraft neue Lebenssäfte zuzuführen versprach. Bis dahin hatte er sich mühsam durchzuschlagen gehabt und, um des Brotverdienstes willen, sogar ein Witzblatt redigiren müssen. Er lag bereits auf seinem Sterbelager, als er sich zum letzten Male Korrekturbogen jenes Witzblattes vorlesen ließ. Eine Weile hörte er geduldig zu, aber dann unterbrach er die Vorleserin, hieß sie schweigen und wandte sich angewidert ab. Es war sicherlich nicht das Einzelne, Momentane, was diese starke Regung in ihm hervorrief; es war der tiefe Schmerz eines ernst strebenden Mannes, daß er einen großen Theil seiner Lebenskräfte an die Hervorbringung von Nichtigkeiten hatte verwenden müssen.

Wie Gottfried Keller ist Anzengruber ein echter Autochthone. Wenn bei anderen Dichtern die Werke eines großen Philosophen oder die Persönlichkeit eines bedeutenden Schriftstellers den Ausgangspunkt ihres Schaffens bilden, so war dieser Ausgangspunkt bei Anzengruber seine österreichische Heimath. Er war nichts anderes und wollte nichts anderes sein als ein echtes Volkskind. Seine besten Sachen dichtete er in der heimathlichen Mundart. Die Grenzen seiner Heimath hat er persönlich nie überschritten. Für den verflossenen Winter war zum ersten Male ein Besuch in Berlin geplant. In welchem Monate er stattfinden soll — schrieb er kaum drei Wochen vor seinem Tode an einen Berliner

Freund — ist unbestimmt, „aber stattfinden, das thut er!“ Der Tod hat auch dieses vereitelt.

Heimathliche Begrenzung bedeutet in der Kunst nicht eine Beschränkung, sondern eine Kräftigung. Aus Localschulen ging die erste Blüthe deutscher Malerei hervor, und in der Gegenwart hat ein Dichter wie Fritz Reuter nicht trotz, sondern wegen seines entschiedenen Provinzialcharakters eine bis tief nach Amerika hineinreichende nationale Bedeutung für uns Deutsche erlangt. Der Erdgeruch ist es, der diese Dichter uns lieb macht, und er verliert dadurch für uns keineswegs an Reiz, daß falsche moderne Centralisationsgelüste das landschaftliche Aufkeimen der Kunstübung zu erschweren beginnen. Die gewaltig aufstrebende deutsche Reichshauptstadt wird freilich der Kunst eine Fülle neuer Anregungen bieten und hat sie vielfach bereits geboten, aber so lange die Deutschen Deutsche bleiben, wird es Berlin niemals gelingen, ein Kunstmonopol an sich zu reißen. Eine um so segensreichere Wirksamkeit verspricht dagegen die Reichshauptstadt auf dem Gebiete der künstlerischen Vermittelung zu entfalten, und so wird es ihr stets unvergessen bleiben, daß sie dem Oesterreicher Anzengruber durch neid- und rückhaltloses Entgegenkommen in Norddeutschland sein Heimathsrecht gesichert hat.

Die Vorfahren Anzengruber's waren oberösterreichische Bauern und in der Ortschaft Mayrhof ansässig. Noch sein Vater, Johann Anzengruber, ist daselbst geboren, alsdann aber frühzeitig von dort verschlagen worden und zum Schluß in Wien ansässig gewesen. Er starb bereits mit vierunddreißig Jahren, hinterließ eine Wittwe und ein fünfjähriges Söhnchen in ärmlichen Verhältnissen, dazu einen Stoß Manuskripte, Gedichte und Dramen, von den eines, Berthold Schwarz, in Schiller'scher Jambensprache gedichtet, nach dem Urtheil Anton Bettelheims einen geborenen Dramatiker verräth. Auf den Vater geht daher Ludwig Anzengruber's dramatische Begabung zurück, wie er selbst in einem Verslein bekundet:

Ein Dichter hoff' auch ich zu sein,
Und das ist meines Vaters Erbe.

Ein anderes Mal erzählt er, daß neben Schiller, Shakespeare und Grillparzer die Arbeiten seines Vaters in der Jugend seine Muster gewesen wären. Neben der poetischen Vererbung vom Vater her war aber auch das Bauernblut seiner Vorfahren in Anzengruber lebendig. Hierdurch erklärt sich das merkwürdige Phänomen, daß dieses echte Wiener Kind, das weitaus den größten Theil seines Lebens in der Vaterstadt hockte und nicht einmal im Sommer aufs Land ging, ein

unübertrefflicher Schilderer bäuerlicher Charaktere geworden ist. Es giebt nur eine Zeit seines Lebens, eine unstete und unruhige, wo er nicht in Wien ansässig war, sondern von Ortschaft zu Ortschaft im Lande umherirrte, die Zeit von 1860 bis 1866, in der er als fahrender Schauspieler alle Abenteuerlichkeit und Noth des sogenannten „Schmierenlebens" kennen lernte. Er hat in späteren Jahren auf diese Jugendepisode ungern zurückgeblickt. Trotzdem ist es höchst wahrscheinlich, daß sie in doppelter Weise die Grundlage zu seinem späteren Schaffen gelegt hat: sie vermittelte ihm eine ausgedehnte und eindringliche Bühnenkenntniß, und sie hielt ihn in steter, unmittelbarer Berührung mit ländlichen Volkskreisen. Wer weiß, ob das Bauernblut jemals so in ihm durchgeschlagen wäre, wenn er auf seinen Schauspielerfahrten nicht eine so reiche Gelegenheit gehabt hätte, Bauern zu beobachten und kennen zu lernen, mit ihnen zu sprechen und zu leben, ihnen zu lauschen und ins Herz zu schauen?! Daß er überall die Augen aufmachte, wo er hinkam, hat er außer in seinen Dramen durch mehrere Bändchen von Charakterskizzen bewiesen, von denen eines den Titel „Bekannte von der Straße" führt. Er selbst lebte damals auf der Straße und mag sich oft nicht besser als ein Landstreicher, in schlechten Stunden selbst als ein von der bürgerlichen Gesellschaft Ausgestoßener vorgekommen sein. Die zahlreichen Figuren dieser Art, die uns in seinen Dichtungen begegnen, erhalten hierdurch ein persönliches Gepräge. Daß er in jenen Jahren mürrisch und in sich gekehrt war, ist uns ausdrücklich bezeugt. Er hatte als Schauspieler keine Erfolge und bezog wahre Hungerlöhne. Als er sich einmal mit einem eigenen Stück hervorwagte, machte man sich auf einen Hauptspaß gefaßt und war entschlossen, den Dichter auszupfeifen; indeß errang das Stück, „der Versuchte" (leider vernichtet), nach den ersten Akten einen wachsenden Erfolg. Allmählich gewann so in Anzengruber der Schriftsteller die Oberhand über den Schauspieler, und als er wieder nach Wien zurückgekehrt war, hing er alsbald das ganze Schauspielerwesen an den Nagel und beschloß, blos von den Erträgnissen seiner Feder zu leben.

Doch ging es ein paar Jahre lang noch recht schlecht und die Einkünfte waren schmal, sodaß er mit der treuen Mutter, die ihn auf seinen Landfahrten stets begleitet hatte, sorgenvolle Zeiten durchlebte. Seine Volksstücke wurden nicht aufgeführt, und seine Novellen warfen wenig ab. Erst mit dem „Pfarrer von Kirchfeld", der 1870 im Theater an der Wien zur ersten Aufführung gelangte, erzielte er einen großen Erfolg und machte seinen Namen mit einem Schlage berühmt. Eine Zeit des glücklichsten Schaffens brach jetzt für ihn an. Seine dichterische

Kraft wuchs in unglaublich schnellem Maße, so daß er in den nächsten fünf Jahren den Grundstock derjenigen Stücke, die seinen Namen unsterblich machen werden, niederschrieb. Danach ist Stillstand zu beobachten, der freilich gelegentlich, wie 1878 durch das „Vierte Gebot", durch siegreiche Errungenschaften auf neuen Gebieten durchbrochen wurde. Der Erfolg seiner dramatischen Thätigkeit hatte den Dichter doch nicht ganz befriedigen können; der gewaltigen Intensität entsprach keineswegs die Extensität. Große Theile des Publikums blieben lau oder kalt, verhielten sich stellenweise selbst feindlich, wie denn noch vier Monate nach dem Tode des Dichters die rheinische Metropole ihrem Kunstverständniß ein vernichtendes Urtheil ausgestellt hat, indem sie Anzengruber's genialste Bauernkomödie, „Die Kreuzelschreiber", aus religiöser Beschränktheit, nicht ausgezischt, nein ausgetrampelt hat. Die Verstimmung gegen die modernen Theaterverhältnisse war oft groß in Anzengruber, und er lieh ihr gelegentlich bitteren Ausdruck. Sie mag es in erster Linie herbeigeführt haben, daß er Jahre hindurch seine Kraft vorzüglich dem Roman und der Novelle widmete. Er leistete auch auf diesem Gebiete Großes und oft Vorzügliches, aber er war hier doch nicht so sehr der Einzige, wie er es auf seinem besonderen dramatischen Felde war. Gelegentlich zeigen diese Arbeiten eine gewisse Ermüdung, die sich in Breite äußert. Man kann mitunter ganze Reihen von Seiten, ohne an Verständniß und Genuß einzubüßen, hastig überfliegen, während in seinen besten Dramen auch nicht eine Zeile dieser Art ist. In den letzten Jahren hat sich dann das Theaterblut wieder stark in ihm geltend gemacht, und er hat uns vor seinem Hinscheiden noch einige tüchtige Dramen beschieden. Ihm wie uns hat sicherlich kein Gedanke ferner gelegen, als daß seinem Schaffen ein so plötzliches Ziel gesteckt sein sollte.

Es sollen im Folgenden die Werke Anzengruber's besprochen werden, und zwar glaubt der Verfasser dem Interesse und der Belehrung seiner Leser am meisten zu dienen, wenn er die Hauptleistungen aus der großen Masse kräftig hervorhebt und vorwiegend an ihnen Art und Geist von Anzengruber's Kunst erläutert.

Anzengruber ist ausgegangen vom Volksstück, und er hat es erreicht, ein Klassiker der Volksbühne zu werden. So ist er das für Wien und Oesterreich geworden, was wir für Berlin und Norddeutschland noch immer vergeblich erhoffen.

„Bauernseele ist Volksseele", heißt es in dem kürzlich von Wilhelm Bode hier besprochenen Buche „Rembrandt als Erzieher". Von den

Dichtern der Neuzeit hat Keiner in dem Grade wie Anzengruber die Volksseele aus der Bauernseele herzuleiten gewußt. „Das Kostüm des Bauern ist mir das bequemste", pflegte er nach dem Berichte seines Freundes Chiavacci zu sagen, „weil darin der ursprüngliche Mensch noch am deutlichsten zum Ausdruck kommt, ohne daß ich nothwendig habe, die Kulturschminke und Konvenienz des modernen Menschen erst abzukratzen. Da, hier in der Brust, muß der Keim liegen und wachsen; das Andere entwickelt sich dann organisch von selbst." Nur ein Dichter, der sich der Vollkraft seiner eigenen Natur bewußt war, konnte so sprechen.

Was Anzengruber wollte, oder wohin er von seinem Instinkte geleitet wurde, drückte sich in bestimmtem Maße zuerst im „Pfarrer von Kirchfeld" aus. Das Stück ist für ihn typisch geblieben und erfreut sich weiter Beliebtheit, obwohl es die Spuren der Anfängerschaft ziemlich deutlich an sich trägt und durch spätere Arbeiten Anzengruber's nach der poetisch-menschlichen Seite hin weit übertroffen worden ist. In „Kirchfeld" streiten der Pfarrer „Hell" und der Graf Peter von „Finsterberg" um die geistige Herrschaft. Das Abstrakt-Symbolische des Conflikts drückt sich deutlich bereits in den Namen aus. Hell wird zum siegreich Unterlegenen, Finsterberg zum moralisch gerichteten Sieger — streng nach dem Muster der von der Antike überkommenen Tradition. Das dramatisch Fehlerhafte ist dabei, daß die Gegner einander nicht gleichwerthig gegenüber gestellt werden. Sie haben im Anfang des Stückes eine theoretische Auseinandersetzung; dann tritt Finsterberg ab, und der Pfarrer beherrscht allein den Vordergrund. Ein innerer Conflikt tritt an ihn heran, der seine Kraft im Kampf mit den ihm feindlichen Mächten lähmt. Ein hübsches, frisches Bauerndirndl tritt als Magd in sein Haus ein. Aus harmlos freundlicher Theilnahme erwächst, unbewußt den Zweien, ein stärkeres Gefühl, dessen Niederkämpfung den Pfarrer seine Seeleneintracht kostet. Als er die Dirne schließlich mit einem Bauernburschen zusammentraut, besteht in seinem Herzen ein Riß, der nie wieder vernarben wird. Die Absetzung, die ihn seiner freisinnigen Anschauungen wegen trifft, berührt ihn nur obenhin. Er hat Schwereres erfahren und überwunden, er würde auch das Schwerste jetzt ertragen können; denn er hat seine sittliche Lauterkeit gerettet, freilich um den höchsten Preis. In diese verhältnißmäßig einfache Entwicklung hat Anzengruber durch Einführung wirksamer Figuren zweiten Ranges ein reiches Leben gebracht. Eine dieser Figuren ist ihm sogar in dem Grade gelungen, daß sie die thatsächliche Wirkung einer Figur ersten Ranges ausübt: der Wurzelsepp. Er ist, vom

technischen Gesichtspunkte betrachtet, dazu da, damit der Pfarrer an ihm ein Experiment in seiner Seelenheilkunst macht und hierdurch den Werth seiner Person und Anschauungsweise zum Bewußtsein bringt. Die Goldprobe besteht darin, daß der Wurzelsepp den Pfarrer vorher schwer beleidigt und bitter gekränkt hat, aber schließlich, durch seine sittliche Hoheit bezwungen, aufs neue zum Menschen gemacht wird. Er war ein mit Gott und der Welt zerfallener Strolch, ein Pessimist auf eigene Faust, dem es Freude machte, in jeder Blüthe den Wurm zu finden, und der den Pfarrer haßte, weil er ihm so lange keinen Angriffspunkt bot. Das Verhältniß zu dem Mädchen hat er zuerst ausgewittert und an die große Glocke gehängt; er hat dem Pfarrer selbst die Unschuld der Auffassung in schneidender Rede vom Herzen weggestritten und so den Zwiespalt in dessen Seele gesenkt. Jetzt wird er der Hülfe des Pfarrers bedürftig. Seine Mutter hat sich ertränkt, und er begehrt für dieselbe ein ehrliches Begräbniß. Er kommt, es trotzig abzufordern, und es wird ihm milde gewährt. An sich selbst erfährt er die Segnungen der Feindesliebe; er fühlt die gute Natur in sich erwachen und wird der wärmste Verehrer des Pfarrers, dessen Sturz er nicht aufhalten kann. Die Figur selbst ist besser als das ihr angedichtete Schicksal. Die plötzliche Sinnesänderung schmeckt etwas nach Programm, und der theoretische Grundgedanke hat sich nicht völlig in Fleisch verwandelt. Durch das ganze Stück hindurch fühlt man ein gewaltiges schöpferisches Talent, das indeß noch nicht überall zum Durchbruch gelangt ist. Das Ungleichartige liegt vielfach unvermittelt neben einander, die einzelnen Theile sind etwas steif zusammengeleimt, mehr nebeneinandergestellt als sich durchdringend. Mit Recht verlangt Laube eine „größere Behaglichkeit“. Am wenigsten einheitlich ist die Sprache. Neben echten Naturlauten aus den Tiefen der Volksseele stehen rhythmisch componirte, mit Reflexion überladene Tiraden. Pfarrer Hell spricht bald wie Schiller bald (z. B. im Monolog IV, 1) wie Kleist. Auch romantische Floskeln laufen mit unter, selbst beim Wurzelsepp. So sagt dieser z. B. zum Pfarrer: „Dir klingt die Stimm' von dem Dirndl im Ohr wie der helle G'sang von an Waldvögerl“. So würde ein solcher Mensch sich in Wirklichkeit niemals ausdrücken. Weder das Schillerisirende noch, wie Laube glaubte, das Tendenziöse haben den Erfolg des „Pfarrers von Kirchfeld“ gemacht, sondern einzig das Urwüchsige und Natürliche. Pracht blendet und Geisteskampf erregt, aber Schlichtheit und Herzenskampf erwärmen. Das Volk erkannte sich selbst in der Dichtung wieder; dies gab den Ausschlag.

Anzengruber selbst kann nicht anderer Meinung gewesen sein. Der

Weg, den er seitdem einschlug, bezeugt dies. Er blieb zwar zeitlebens ein wackerer Kämpe für freies Wort und freie That, aber ohne die Fessel irgend welcher Partei- oder Modedoktrin. Er war ein Stegreifritter, der nur losschlug, wo er sich in seiner freien Bewegung beengt fühlte. Darnach richtete sich auch seine Sprache; er wußte sie den Umständen anzupassen; bald war sie witzig und scharf, bald gemüthvoll und weich, aber stets aus dem eigenen Herzen geboren. Bald sprach er im Dialekt, bald im gewöhnlichen Schriftdeutsch, bald wußte er — mit besonderem Geschick — unserem Schriftdeutsch eine leichte mundartliche Färbung aufzulegen. Je mehr er so er selbst wurde, desto inniger fühlte er sich mit dem Volke verwachsen, und da gab es bald keine Regung mehr, die er nicht verstand oder für die er nicht den deckenden Ausdruck gefunden hätte. Und immer wieder kehrte er bei den Bauern ein.

Von den zahlreichen Bauerndramen Anzengruber's seien hier zwei Komödien, die „Kreuzelschreiber" und der „G'wissenswurm", und zwei Tragödien, der „Meineidsbauer" und „Hand und Herz", näher besprochen. Sie sind nicht blos für den Dichter besonders charakteristisch, sondern sie bilden auch Höhenpunkte seiner Kunst. Ueber die übrigen Dramen wird in passendem Zusammenhang ein kurzes Wort zu sagen sein.

„Die Kreuzelschreiber", das in Köln verketzerte Stück, bilden einen starken Gegensatz zum „Pfarrer von Kirchfeld". Beide Stücke behandeln die Kulturkampfbewegung der ersten siebziger Jahre. Aber während in dem älteren Drama entschieden, und oft mit einer gewissen Bitterkeit, Partei ergriffen wird, stellt sich der Dichter in den nur zwei Jahre jüngeren „Kreuzelschreibern" mit genialem Humor über die Parteien und weiß einer ernsten Sache die heitersten Wirkungen abzugewinnen. Die Bauern eines bayrischen Dorfes haben einmal etwas vom Altkatholicismus läuten gehört und lassen sich vom Großbauern eines Nachbardorfes bereden, eine Zustimmungsadresse an den „frummen, g'studirten, alten Herrn in der Stadt" (Döllinger) zu richten. Sie unterzeichnen, als des Schreibens meist unkundig, mit drei Kreuzen — woher das Stück seinen Namen hat — denken sich im übrigen möglichst wenig dabei und thuen nur so mit, wie das im Wirthshaus so zu kommen pflegt. Der Geistlichkeit ist die Sache aber in die Nase gestiegen, und sie bearbeitet die Weiber im Beichtstuhl. Wir werden Zeuge einer Ehestandsszene zwischen dem jungen Gelbhofbauer und seinem ihm vor wenig Monaten angetrauten, feschen Frauchen. Wie Verliebtheit und Frömmigkeit, verschmitzte Schalkhaftigkeit und wohlbe-

rechnete Zornmüthigkeit bei einem jungen Weibe im Kampfe liegen, um dem Manne etwas abzuschmeicheln oder auch abzutrotzen, wird hier mit tiefsinniger Laune geschildert. Das Verlangen ist, daß der Mann seine Unterschrift widerrufen und zur Strafe nach Rom wallfahren soll. Er bleibt bei seinem Nein, und so wird die junge Frau sich des Nachts in ihre Kammer einriegeln, und der Mann kann auf dem Heuboden schlafen; es kommt nun darauf an, „wer's länger aushält in der Klosterei". Den Andern ist's mittlerweile nicht besser gegangen, im Wirthshaus stecken sie trübsinnig die Köpfe zusammen, und von den ledigen Burschen müssen sie sich in „Trutzliedeln" verspotten lassen. Es entsteht eine Rauferei, und der vom Trunk erhitzte Gelbhofbauer haut Alle aus der Wirthsstube hinaus. Geschwellt von diesem Triumph, aber vom Wein wirblig im Kopf, kommt er Nachts vor die verschlossene Hausthür. Seine trunkenen Liebesklagen locken die junge Frau an's Fenster. Sie weiß geschickt zu kokettiren, und er ist in seiner Stimmung zu jeder Nachgiebigkeit bereit. Somit verspricht er alles und wird durch's Fenster hereingelassen. Der folgende Morgen beleuchtet den schönsten moralischen Katzenjammer. Also nach Rom soll's gehn! Wie kann man daran vorbeikommen? Den Ausweg findet ein spaßhafter Dorfphilosoph, der Steinklopferhanns, indem er die Ehemänner beredet, eine Scheinfahrt zu veranstalten, aber die ledigen Dirnen als Begleiterinnen mitzunehmen. Die Frauen, die sich ohnehin in der Einzelwirthschaft sehr schnell ungemüthlich gefühlt haben, werden nun von der Eifersucht gepackt, und die Gelbhofbäuerin muß auf's neue ihren ganzen Aufwand von Trotz, Zärtlichkeit und verliebter Tücke aufbieten, um ihren Mann zu dem zu bewegen, was er ohnehin zu thun entschlossen ist: daheim zu bleiben und sein junges Glück zu genießen.

Schon aus dieser Inhaltsangabe wird man erkennen, welch' ein übermüthiger, in höchster künstlerischer Freiheit sich gelassen ergehender Humor das Ganze durchweht. Aber man müßte auch viele Einzelheiten anführen, um von der Kraft und Laune der Charakteristik, von der Knappheit und Treffsicherheit des Dialogs, von der Anmuth und Leichtigkeit der dramatischen Form eine annähernde Vorstellung zu geben. Keine Silbe dürfte anders sein als sie ist, jeder einzelne Zug ist tief berechnet, und doch quillt aus dem allen eine Fülle, welche mit verschwenderischer Hand austheilt. Sparsamkeit in den Mitteln und Reichthum in den Farben vereinigen sich auf wundersame Weise. Wenn Fritz Mauthner an die Lysistrata des Aristophanes erinnert, so hat er nicht blos sachlich recht, sondern er führt auch unsere Dichter in eine völlig ebenbürtige Gesellschaft. Von geradezu Shakespeareischer Kühn-

heit aber zeugt es, wenn Anzengruber in die frohe Ausgelassenheit dieser Komödie eine ergreifende tragische Episode einzuflechten wagt. Der alte Brenninger, ein weißhaariges kümmerliches Bäuerlein, hat sich den Zank mit seiner Annamirl aufs höchste zu Herzen genommen. Fünfzig Jahre hat er mit ihr zusammengelebt, in den kleinsten Lebensgewohnheiten ist er an sie geknüpft, sieben Kinder hat er mit ihr begraben, schlecht und recht sind sie immer mit einander ausgekommen, jetzt soll das alles ein Ende haben! Das kann er nicht ertragen, und so geht er hin und ertränkt sich. Durch ungemein charakteristische, kleine komische Züge wird diese Geschichte desto enger ans Leben gebunden und erweckt so jene echt tragische Wehmuth, wo man unter Thränen lächeln kann. Und nun das Gegenstück dazu, der Altlechner, der sich auf die Romfahrt freut, weil er seinem Hausdrachen bei der Gelegenheit entrinnen möchte! Die Meisterfigur des Dramas ist aber der Steinklopferhanns, der „Monbua" (Mannbub = alter Junggesell), ein Bruder Lustig in Lumpen, zugleich der Klügste und Weltkundigste des ganzen Dorfes. Er wohnt in einer Holzbaracke beim Steinbruch im Gebirg, fühlt sich als ein König in seiner Armuth und Freiheit, und bringt „beim Steinerschlag'n" seine fröhliche Wissenschaft in kecke Verslein, nach der Art des folgenden:

> Was man weiß, dös is wen'g,
> Was man nit weiß, is 's meist,
> Und a Narr wär', der deßtweg'n,
> 'n Kopf sich zerreißt!

Aus leidvoller Erfahrung hat er diesen Frohmuth sich errungen. Er ist ehedem „der arm' Hansl" gewesen, „den a Kuhdirn auf d'Welt bracht hat, und zu dem sich kein Vater hat finden woll'n", und er hat als solcher viel auszustehen gehabt von der Hartherzigkeit der Menschen. Erst als er sich nach schwerer Krankheit hinausgeschleppt hat ins Freie und sich von der Sonne hat ins Herz scheinen lassen, ist ihm die Eingebung gekommen: „Es kann der nix g'schehn." So lebt er froh und frisch seine alten Tage.

Einen nicht minder optimistischen Gehalt, wenn auch stark mit Satire versetzt, hat „Der G'wissenswurm". Besagter Wurm plagt einen reichen Bauer, der vor einem halben Jahr einen Schlaganfall erlitten hat und seitdem durch seinen frömmlerischen und erbschleicherischen Schwager an den Psalter gebracht worden ist. Er hat sich in jungen Jahren mit einer Dienstmagd vergangen, und das unbekannte Schicksal von Mutter und Kind beginnt ihn nun zu quälen. Beide

finden sich wieder. Die ehemalige Dienstmagd ist eine wohlhäbige Bäuerin geworden und Mutter von 12 Kindern; sie will von ihrem früheren Liebhaber nichts wissen. Das Kind aber kommt unversehens als dralle, muntere Dirn' ins Haus hineingeschneit, die den tartüffischen Schwager austreibt und ihrem Vater die frohbewegten Worte zuruft: „Also du, du hast mer's Leb'n geb'n, no vergelt dir's Gott, es g'fallt mer recht gut af der Welt." Lebenslust und Kopfhängerei werden einander gegenübergestellt, und die erstere erficht einen glänzenden Sieg. In der Horlacherlies liegt etwas von der Siegesgewalt des einziehenden Frühlings. Die Fenster springen auf, die Sonne lacht zum Zimmer hinein, die Grillen verflattern und der böse Feind muß sich bei Seite schleichen. „Wann ma di a so anschaut, do kriegt ma erst vor'm Herrgott 'n Respekt, der a so was af d' Füß stellt, so frisch und lebig und sauber und kreuzbrav", sagt der in sie verliebte Wastl zu ihr, und trotz seiner Verliebtheit hat er recht. Wir aber bekommen den gleichen Respekt vor dem Dichter, der in diesem Falle die Geschäfte des Herrgott besorgt hat. In anderer Weise sind die beiden alten Bauern Meisterstücke der Charakteristik. Beide erinnern an Molière. Ist der Eine ein Tartüff, so ist der Andere ein eingebildeter Kranker. Beide Figuren sind aber nicht etwa blos wohlgelungene Uebersetzungen ins Moderne und Bäuerliche, sondern unmittelbar aus Anzengruber's eigenstem Dichtergeist hervorgesprungene Gestalten. Der Bauer Grillhofer ist seinem Temperament nach der echte Vater der Horlacherlies. So sehr auch Gewissensbisse und Höllenangst die alte Lustigkeit in ihm gefangen halten, sie bricht mit Naturgewalt immer wieder durch, sobald eine kräftige Lockung an sie herantritt. Seinen Schwager durchschaut und verachtet er im Grunde, aber er findet es ganz in der Ordnung, daß dieser seinen Vortheil wahrt, und ist geneigt zu glauben, daß ihr Beider Vortheil Hand in Hand gehe — bis die Horlacherlies kommt und diese Hirngespinnste vertreibt. Der Schwager Dusterer seinerseits ist Zeit seines Lebens ein Duckmäuser gewesen und hat des nicht den mindesten Hehl. Aus frommriechenden alten Schmökern hat er sich eine echte Jesuitenphantasie angelesen, und durch dieses Medium beschaut er die Welt. Sein drittes Wort ist „beispielmäßig"; er hat sich angewöhnt, alle geistigen Dinge in sinnliche Vorstellungen zu verwandeln, und so plagt er den armen Grillhofer mit seiner unheimlichen Bildersprache. Der „Wurm" ist ihm ein lebendiges Thier, das sich an der sündigen Seele mästet, das wohl gelegentlich, etwa durch Wein, eingeschläfert werden kann, aber alsbald wieder munter wird. So hält auch der Teufel die armen Seelen an einer Kette, „wie a Bub ein' Maikäfer an ein' Bind-

faden". Er selbst ist ganz von diesen Vorstellungen beherrscht, und darin liegt gewissermaßen seine Rechtfertigung.

Angesichts der eben besprochenen beiden Possenstücke erscheint es unbegreiflich, wie man Anzengruber einen Pessimisten hat nennen können. Mit mehr Recht, sollte man meinen, dürfte er für einen Optimisten gelten. Aber er ist weder das Eine noch das Andere, sondern schlichtweg ein warmblütiger Mensch, der zu weinen und zu lachen weiß, je nachdem es ihm gerade um's Herz bestellt ist. Man lasse also die Schulbegriffe zu Hause, nehme unseren Dichter wie er ist, und entsetze sich nicht darüber, daß er neben Hellem auch Düsteres, neben sorglos Fröhlichem auch tief Trauriges hat schreiben können.

Das nächste Stück Anzengruber's nach dem „Pfarrer von Kirchfeld" war „Der Meineidbauer". Es bedeutet einen großen Fortschritt in Sprache, Technik und Einheitlichkeit des Tones, ohne sich von rhetorischen Wendungen bereits ganz frei halten zu können; auch hier noch tritt zuweilen (z. B. I, 4) ein erhitztes Pathos an Stelle der natürlichen Beredsamkeit, und der städtische Sohn des Titelhelden ist im Ton völlig vergriffen. Uneingeschränktes Lob verdient dagegen der von großer Bühnenkenntniß zeugende dramatische Aufbau mit seinen energischen Aktschlüssen. Der Sache nach handelt es sich auch hier um das Schicksal eines unehelich geborenen Mädchens, über dessen Abkunft indeß nicht die geringsten Zweifel bestehen. Desto größere aber, ob ihm sein Erbgut nicht widerrechtlich vorenthalten wird. Vroni ist die Tochter des reichen Kreuzweghofbauers und einer Magd. Mit ihrem älteren Bruder zusammen hat sie auf dem Kreuzweghof ihre Kinderjahre verlebt, wurde aber nach dem plötzlichen Tode des Vaters von dessen Bruder lieblos ausgetrieben. Es hatte vorher verlautet, daß die Kinder ihren Vater beerben sollten; die Existenz eines Testamentes wird aber von dem Bruder des Verstorbenen, dem neuen Kreuzwegbauer, eidlich geleugnet. Seitdem besteht zwischen Vroni und ihrem Oheim Feindschaft, die im Beginn des Stückes aufs neue zum Ausbruch kommt, in Folge von Liebeshändeln. Vroni wird abermals heimathlos, kehrt in die Hütte ihrer Großmutter zurück und trifft dort mit ihrem Bruder Jacob zusammen, der, nach einem üblen Leben an Leib und Seele gebrochen, in ihren Armen stirbt. Die Schuld an diesem Schicksal wird dem Oheim beigemessen, um so mehr als Jacob in den Besitz eines Briefes gelangt ist, durch den das Vorhandensein des strittigen Testamentes — und zwar durch den Oheim selber — ausdrücklich bezeugt wird. Der Conflikt bricht aus, indem der eigene Sohn des Meineidbauern auf Seiten Vronis tritt. Der Vater wähnt den Sohn im Be-

sitze jenes Briefes, verfolgt ihn in der Nacht und schießt auf ihn in einer dunklen Schlucht. Indeß der Sohn kommt mit dem Leben davon und verhilft der betrogenen Vroni zu ihrem Recht, während der Vater in Folge der erlittenen seelischen und körperlichen Aufregungen und Qualen durch einen plötzlichen Schlaganfall dahingerafft wird. Der Gang der Begebenheiten ist also ein ziemlich verwickelter und reich an starken Auftritten. Die Charaktere platzen gewaltig aufeinander, wobei besonders Vroni eine staunenswerthe Thatkraft und Willensstärke entwickelt. Der Meineidbauer handelt dagegen weniger aus freien Entschlüssen, als unter dem Druck der Umstände. Er ist eine weiche und abergläubische Natur, hat sich fast einzig für seine Kinder mit Schuld beladen, und geglaubt, dieselbe durch Beten und fromme Stiftungen vor dem lieben Gott wieder tilgen zu können. Jetzt steht plötzlich seine Vergangenheit wider ihn auf und treibt ihn in einen verzweifelten Kampf. Höchst charakteristisch ist die ihm zuertheilte Sterbeszene. Die Romantik, welche an verschiedenen Stellen in das Stück eingreift und selbst auf melodramatische Effekte bewußt hinarbeitet, kommt in dieser Szene am energischsten zur Geltung. Die Baumahm sitzt mit ihren beiden Nichten um Mitternacht noch wach in ihrer Hütte, und bei dem Unwetter, das draußen herrscht, erzählt sie „grusliche Geschichten". Da wankt erschöpft der Meineidbauer hinein, der soeben von dem Zusammentreffen mit seinem Sohne kommt, und kauert sich auf die Ofenbank. Allmählich beginnt er aufzuhorchen und vernimmt mit wenig Abweichungen seine eigene Geschichte. Als in der Erzählung der Baumahm der sündige Bauer zum Schluß vom Teufel geholt wird, bricht in seinem abergläubischen und furchtsamen Herzen eine wilde Erregung aus, die sich bis zu krankhaften Visionen und Hallucinationen steigert. Er glaubt den Teufel vor sich zu sehen, macht vergebliche Anstrengungen sich zu bekreuzen und bricht schließlich mit einem Aufschrei todt zusammen. Große dichterische Conception und bühnensichere Kunst vereinigen sich hier zur Hervorbringung einer gewaltigen Wirkung. Wenn aber Anzengruber im weiteren Verlaufe seiner Entwickelung derartigen Wirkungen, die er leicht hätte widerholen können, aus dem Wege gegangen ist, so ist dies ein Zeichen seiner hohen künstlerischen Selbstzucht.

Aermer an Effekten, aber tiefer und reicher an innerlichen Gegensätzen ist das vier Jahre später (1875) geschriebene Trauerspiel „Hand und Herz". Bei der Aufführung hat es seiner Zeit wenig Erfolg gehabt; heute, bei einem durch Ibsen herangereiften Publikum, könnte leicht das Gegentheil der Fall sein. Ein Geist der Bitterkeit geht durch das Stück. Eine reiche schweizerische Müllerstochter hat in jungen

Jahren einen Tanzbodenkönig geheirathet, der, nachdem er ihr Gut verpraßt hatte, eines Tages ausgerückt ist. Auch sie verläßt ihr Heimathsdorf, verdingt sich als Magd bei einem wohlhabenden Bauer im Canton Wallis, gewinnt dessen Neigung, und da sie seiner Werbung nicht widerstehen kann, reicht sie ihm ihre Hand; aber über ihre erste, niemals gesetzlich gelöste Ehe hat sie Stillschweigen beobachtet. Vier Jahre hat sie in glücklichster Ehe mit ihrem zweiten Gatten gelebt, da trifft sie, zu Beginn des Stückes, mit dem Ersten zusammen, der unterdessen im Zuchthaus gesessen hat und ein vollendeter Lump geworden ist. Langsam enthüllt sich das Vergangene und vollzieht sich die Katastrophe. Die Frau kommt um, der zweite Gatte tödtet den ersten, in dem er einen frechen Eindringling und muthwilligen Zerstörer seines Glücks erblickt, und überliefert sich selbst den Gerichten. Der bloße Stoff, nackt berichtet, kann nicht anders als abstoßend wirken; aber er wächst zu einer ungeahnten Bedeutung an durch die Behandlung, die Anzengruber ihm hat zu Theil werden lassen. In der Mitte des Stücks legt die Frau eine Beichte ab. Sie erzählt darin, wie es kam, daß sie zur Bigamistin wurde. Ihre Schuld ist ebenso unzweifelhaft wie — menschlich. Gerade die besten menschlichen Empfindungen haben sie in die Schuld hineingetrieben, reine Liebe und echte Leidenschaft. Das Geständniß war ihr auf den Lippen; der Geliebte hat es ihr von denselben hinweggeküßt — und ihre Thränen nahm er für Zeichen schamhafter Verwirrung. Sollte sie diesen guten Glauben in ihm zerstören? Sie schildert den Abend nach der Verlobung. Ich setze die Stelle hier her, als eine schöne Probe Anzengruber'scher Poesie:

„Als ich auf meine Kammer ging, da riß ich hastig das Fenster auf, beklommen war mir um das Herz — ich dachte: Görg sei wohl todt — nur Gott, den Menschen nicht, sei ich Rechenschaft schuldig, und Gott sei gnädig, seine Hand hätte mich ja dem Weller zugeführt — ach die Leidenschaft fragt nicht nach Gott noch Menschen — ich hoffte — ich weiß selbst nicht was — zu sterben vielleicht, nur nicht von ihm zu lassen! Ueber den Kerzenflammen verbrannte ich meinen Trauschein — die Asche sank — leise pochte es an der Thür: Gute Nacht, meine Käthe — von außen strich die würzige Abendluft herein — der Mond er lag so still über der Erde — Alles schwieg — in dieses große Schweigen legte ich wie in Gotteshand all' meine Vergangenheit zurück — ein neues Leben — eine neue Seele — Gute Nacht mein Paul! . . .“

Als ein Schreckbild der Vergangenheit und als ein Drohbild der Zukunft steht ihr erster Gatte, Görg Friedner, jetzt wieder vor ihr. Er

liebt sie nicht; ihn treibt nur der Kitzel, sie aufs neue zu besitzen, sie dem Andern zu rauben. Er hat das Recht und die Macht; warum soll er nicht beides gebrauchen? Mit unbarmherziger Logik beweist er dem Gatten die Schuld der Frau und entwickelt dabei die ganze Ueberlegenheit des Mannes, der, weil er selbst vor keiner Schandthat zurückbebt, die moralischen Dinge in desto schärferer Beleuchtung sieht. Das ist das Fürchterliche an seinen Reden, daß er mit jedem Worte recht hat, und so darf er es sich denn auch herausnehmen, sich den anständigen Menschen gegenüber zu blähen und zu sagen: „Ach, Schwager, wir sind doch allzusammen Ein Gesindel, sonst fänden wir uns nicht unter einander auf der Welt ab.“ Dann setzt er den Krug an und trinkt dem ganz gebrochenen Weller zu: „Haha! den Rest auf das gute Abfinden!“ Eine grandiose psychologische Wahrheit und eine wilde Poesie entfaltet sich in dieser und ähnlichen Szenen. Die drei Personen, um deren Schicksal das Stück sich dreht, sehen wir in immer schärfer entwickelten Beziehungen zu einander, in denen ihre Charaktere bis zu durchsichtigster Deutlichkeit sich enthüllen. Trotzdem empfängt das Stück seinen satten Lebenston erst durch die von hohem künstlerischen Zweckgefühl ersonnenen und überaus wirksam gestalteten Nebenpersonen. Sie vermitteln gleichsam den Zusammenhang mit der übrigen Welt und dämpfen die Stimmung leise ab. Humor und Derbheit, Narrensinn und Schwärmerei gelangen am passenden Orte zum Ausdruck, scheinbar unabsichtlich und jedenfalls völlig ungezwungen, und doch dem Geiste des Ganzen organisch dienend. Ich würde nicht anstehen, das Wort „Meisterwerk“ auszusprechen, wenn ich nicht dem Schluß meine Zustimmung versagen müßte. Käthe müßte freiwillig untergehen, jedenfalls nicht, wie im Stück, durch eine Art von Zufall. Die beiden Männer aber dürften am Leben bleiben, nach tragischen und menschlichen Gesetzen. Die „poetische Gerechtigkeit“ sollte niemals gewaltsam eingreifen. Schufte wissen sich im Leben meist über Wasser zu halten, und am seltesten sterben sie durch die Hand von Ehrenmännern. Und warum muß der Ehrenmann zum Mörder werden?

Man kennt jetzt das Metall, welches Anzengruber aus der Bauernseele im einzelnen Falle herauszuschlagen wußte. Ein allgemeines Wort, bei dem auch der übergangenen Dramen Erwähnung geschehe, möge diese Erörterung abschließen. Das Geheimniß des Anzengruber'schen Bauerndramas besteht darin, daß der Dichter es verstand, den einzelnen Menschen kräftig in den Vordergrund zu rücken und gleichwohl die ganze Umgebung in die Handlung mit hinein zu beziehen. In den Anzengruber'schen Bauerndramen ist stets das ganze Dorf Mitspieler. Es

ergiebt sich hierdurch ein großartiger Hintergrund, der die gewaltige Begebenheit aus ihrer Vereinzelung herausnimmt und zu historisch-typischer Bedeutung erhebt. Im Anzengruber'schen Bauerndrama vereinigen sich Volksdrama und Geschichtsdrama; und zwar ist es die soziale Geschichte unserer eigenen Zeit, die hier zum Ausdruck kommt, nicht in tendenziös gefärbter Parteiauffassung, sondern mittels eines unmittelbaren, fast möchte man sagen: unwillkürlichen Durchbruchs. Erst kommende Zeiten werden die Größe dieser Leistung ganz ermessen können. Für unser städtisch verbildetes Publikum aber besteht die Wohlthat darin, daß es der Natur näher gerückt wird. Freilich wird noch die Urtheilslosigkeit zu besiegen sein, welche im „Herrgottsschnitzer" oder in der „Geyer-Wally" Anzengruber ebenbürtige Schöpfungen sieht, oder gar die kokette Weichlichkeit dieser Stücke seiner herben Größe vorzieht.

Typische Erscheinungen der Anzengruber'schen Bauerndramen sind die Gegensätze zwischen Reichen und Armen, beziehungsweise Herren und Knechten, und zwischen Alten und Jungen. Ein Conflikt entsteht, wenn sich die Liebe in diese Gegensätze hineindrängt. Erhebt wie in dem köstlichen Lustspiel „Doppelselbstmord" ein armes Mädchen seine Augen zu einem reichen Burschen oder will, wie in dem spannungsreichen Schauspiel „Der ledige Hof", eine wohlhabende Bäuerin einen Knecht durch ihre Hand beglücken, oder wie in „'s Jungferngift" ein reiches Bauernmädchen einer standesgemäßen Partie sich widersetzen, flugs kommt das ganze Dorf auf die Beine und agitirt dafür oder dawider. Die Alten bilden alsdann eine geschlossene Phalanx, gegen die die Jungen anstürmen, oder auch Alte und Junge gerathen unter sich in Zwist, bald aus Standesdünkel bald aus Eifersucht und Neid. Alsdann gelingt es wohl einmal einem Liebespaar, den Streitigkeiten zu entfliehen, und ein Bankert kommt in die Welt. Er wächst heran und bildet so den Samen zu neuen Conflikten. Wir lernten solche im „Meineidbauer" und im „G'wissenswurm" bereits kennen, sie finden sich auch im Roman „Der Schandfleck" und in dem Drama „Stahl und Stein". Beidemal ergiebt sich ein Gegensatz zwischen leiblichem Vater und Kind. Im „Schandfleck" ist es ein Mädchen, gesund an Sinn und Gemüth, das ihrem gewissenlosen Erzeuger stolz den Rücken kehrt und sich ihrem wackeren Pflegevater mit wachsender Liebe und Dankbarkeit zuwendet. „Das Leben allein ist das Wenigste, das ihr Einem geben, und das Geringste, das man euch schulden kann", sagt sie zu dem Einen, und zu dem Andern, der von den eigenen Kindern schnöde verlassen wird, spricht sie die Worte: „Du hast kein anderes

Kind als mich. Bin ich gleich nit als das geboren, ich bin es geworden." Im Drama dagegen stehen Vater und Sohn unbekannter Weise gegeneinander. Der Vater ist ein autokratisch angelegter Dorfschulze und der Sohn ein unglücklicher Lump, der hoch oben im Gebirge wohnt, „der Einsam'" genannt. Wie Stahl und Stein gerathen sie aneinander, und der Machthaber will den Schwachen vertreiben. Dieser setzt sich zur Wehr und kommt ums Leben, und jetzt erst enthüllt sich das furchtbare Geheimniß. Ein Geheimniß zeitigt auch im letzten Drama unseres Dichters, „Der Fleck auf der Ehr", den Conflikt, der jedoch nach bedrohlichen Anläufen zum Guten gewendet wird. Wie sich weibliche Schönheit über alle socialen Gegensätze hinweg zu schwingen vermag, schildert mit großer Kraft der Roman „Der Sternsteinhof". Eine „Versöhnung" der Gegensätze findet allerdings nicht statt; vielmehr verbindet sich mit der Schönheit des Mädchens eine Rücksichtslosigkeit, die die Gegensätze einfach zertrümmert. In Roman und Drama lebt somit bei Anzengruber der gleiche Geist; daher durften die getrennten Kunstformen an dieser Stelle gemeinschaftlich besprochen werden.

Jedoch findet sich auch fast regelmäßig eine außerhalb der typischen Gegensätze stehende Persönlichkeit, und diese zieht dann mit Recht das Hauptaugenmerk auf sich. Sie ist stets eine stark nach innen gekehrte, bald grollende bald heiter überlegene Natur, am besten repräsentirt durch den „Wurzelsepp" und den „Steinklopferhanns". Die Skala dieser Figuren ist eine ungemein reiche; sie geht über den spaßhaften Spitzbuben Hubmayer („Fleck auf der Ehr") und den verbissenen Weltflüchtling „Einsam" bis zu dem in anarchistischer Weltauffassung verhärteten Bösewicht Görg Friedner. Diese Ausnahmemenschen tragen am meisten dazu bei, dem Anzengruber'schen Drama den Alltagsanstrich zu nehmen. Sie lenken den Blick auf das Abgelegene und Abgründige der Menschennatur und zeigen, wie auch aus diesem verborgenen Dunkel noch ein Lichtglanz heraufschimmert. Selbst der Görg Friedner hat sein Goldkörnchen. Er ist nicht als Schuft auf die Welt gekommen, sondern er ist es durch betrübsame Jugenderfahrungen geworden. Er hat das Gleiche erlebt, wie der junge Heinecke in Sudermanns „Ehre": seine Schwester ließ sich von einem Geldsack verführen, und die ehrbaren Eltern nahmen dafür nach anfänglichem Widerstreben katzbuckelnd eine Abfindungssumme. Dies hat in Görg den Glauben an die Menschennatur vernichtet, und er „beschloß, ein Bösewicht zu werden".

Um all diese verschiedenartigen Elemente zu einander zu führen, bedient sich Anzengruber mit Vorliebe einer Wirthshausszene, und zwar pflegt er sein Drama damit zu eröffnen. Da sitzt dann Alles beiein-

ander, wenn auch an getrennten Tischen, hier die Buben, dort die Männer. Auch die Dirnen haben gelegentlich Zutritt. Der Gang ist gewöhnlich der, daß man sich langsam an einander zu reiben beginnt, und in freien „G'stanzln" macht sich der spöttische Witz allmählich Luft. So entwickeln sich allmählich die Gegensätze, und aus den allgemeinen Reibereien löst sich der besondere Conflikt los. Anzengruber hat auf solche Volksszenen großen Fleiß verwendet und einen schier unerschöpflichen Reichthum an derbem Bauernwitz in Vers und Prosa darin verausgabt. Die Form war anfangs knapper als später; in „Stahl und Stein" und im „Fleck auf der Ehr" entfaltet sich das Wirthshausleben mit fast epischer Gemächlichkeit und hält so das „ins Rollen kommen" der Handlung auf. Doch weiß die seltene Bühnenkenntniß des Dichters den dramatischen Fehler minder fühlbar zu machen. Für eine Handvoll Leben nimmt man ein Hinausschieben des Conflikts gern in Kauf. Das Bildmäßige tritt an die Stelle des dramatischen Vorwärtsstrebens. Der Hintergrund wächst in dem Maße als der Vordergrund sich verringert. Die Seele des Einzelnen geht auf in der Seele des Volkes.

Die Bauerndramen und Bauerngeschichten bilden den wichtigsten Theil von Anzengruber's Schöpfungen, aber sie umschreiben keineswegs deren ganzen Umkreis. Daneben beanspruchen auch die von ihm geschaffenen Wiener Dramen unsere volle Aufmerksamkeit. Es ist merkwürdig, daß er seinen städtischen Heimathboden erst nach einigem unsicheren Auftreten fest unter die Füße bekam. Sein erstes Gesellschaftsdrama, „Elfriede", entbehrt sogar völlig des lokalen Charakters. Es verdankt sein Entstehen dem äußerlichen Umstande, daß das Burgtheater auch einmal gerne ein Stück des erfolgreichen Dramatikers aufzuführen haben wollte. In der „Tochter des Wucherers" und im „Faustschlag" beginnt er dann gleichsam das Terrain zu recognosciren, aber erst im „Vierten Gebot" schuf er das, was Anton Bettelheim die „Tragödie des Wienerthums" nennen konnte. In seinem Weihnachtsdrama „Heimg'funden", das vor zwei Jahren entstand, hat er dann für diese Tragödie auch den versöhnlichen Akkord gefunden.

In „Elfriede" begrüßen wir eine „Nora" mit versöhnlichem Ausgang, die etwa zehn Jahre vor dem Ibsen'schen Drama entstanden ist. Das Drama tritt mit Nachdruck für die Rechte der Frau ein, aber es giebt auch eine Erklärung dafür, warum sie bis heran so wenig erkannt worden sind. Es ist nicht allein der „Männerhochmuth", sondern es ist auch die „Frauenlaune", was ein innigeres Zusammengehen der Geschlechter vielfach gehemmt hat. So lange der Mann das

Gefühl hat, daß er beim Weibe für seine edelsten Interessen entweder gar kein oder nur ein flaches Verständniß findet, kann er ihm unmöglich Gleichberechtigung zugestehen. „Die Unbildsamkeit der Frauen stieß mich immer ab", sagt ein etwas ungehobelter Weiberfeind in dem Stück. Elfriede dagegen ist eine Frau, die ihre Bildsamkeit beweisen kann, zunächst auf dem Gebiete des Charakters. Indem sie ihrem frivolen Manne in einer ernsten Sache zum ersten Male mit voller Energie gegenübertritt, erzwingt sie sich dessen Achtung. Er erkennt, daß er an ihr mehr hat als ein artiges Spielzeug: „Ich fand dich stolz, sinnig, treu, ein ganzes Wesen. Das erste Mal trat mir ein Weib entgegen wie es dem Manne verheißen ward: die Gehilfin!" Dagegen vorher nannte er sie „ein großes Kind": „die Frauen sind nicht mehr, das macht sie eben so reizend, das müssen sie sein". Gegen diese Auffassung gerade hatte sich Elfriede — beinahe hätte ich „Nora" geschrieben — empört: „Bis zu gewissen Jahren verwehrt ihr uns den Einblick in die Welt, in der ihr als Herren schaltet . . . ihr wollt uns unerfahren und fromm . . . ihr braucht große Kinder, die euch die kleinen erziehen." „Uns haben sieben Jahre nicht näher gebracht." „Dir bin ich eine Fremde gewesen und geblieben." „Ich habe es ertragen, mich als dein Spielzeug zu betrachten, das du in einen Winkel deines Hauses gestellt." „Ihr könnt uns zertreten, aber hinweg über uns könnt ihr nicht." Die Verwandtschaft mit „Nora" ist in die Augen springend, aber um so größer erscheint die Leistung Ibsens, daß er für den gleichsam in der Luft liegenden Stoff die für unsere Zeit gültige dramatische Prägung geschaffen hat, die selbst ein Anzengruber noch nicht zu finden vermochte. Denn Ibsen's Drama schlug ein, während das Anzengruber'sche lautlos verschwand — vielleicht gerade weil es maßvoll zu vermitteln strebte. Elfriede sagt: „Gieb mich frei!" dagegen Nora: „Ich mache mich frei!" Das social Anfechtbare ist mitunter das dramatisch Vollgültigere.

Von den beiden anderen Dramen, die vor dem „Vierten Gebot" liegen, kann, obwohl sie künstlerisch einen Fortschritt bedeuten, kürzer die Rede sein, da ihnen die interessante Parallele fehlt. „Der Faustschlag" ist ein Arbeiterdrama in dem ziemlich energisch gegen die Arbeitgeber Partei genommen wird. Es bringt die socialen Gegensätze kräftig zum Ausdruck, schildert eine Ausstandsbewegung und findet die Versöhnung in selbstloser Liebe und in der Kraft des Verzeihens. Unter den übrigen Dramen Anzengruber's steht es ziemlich vereinzelt da. Dagegen ist „Die Tochter des Wucherers" bereits eine kräftige Vorbereitung auf „das vierte Gebot". Das Stück schildert das leichtlebige

Wienerthum, wie es sich selbst in Armuth und Verderben bringt und kontrastirt damit einen jungen Offizier, der tapfer Stand zu halten weiß, sich aber dazu fast unmenschlicher Mittel bedient: aus kalter Rache verlobt er sich mit der Wuchererstochter, blos um sie unmittelbar vor der Trauung zu verstoßen. Die Titelheldin selbst wird von ihrem Vater zu schmählichem Gelderwerb mißbraucht; spät genug gelingt es ihr sich frei zu machen, trotzdem findet sie noch nach Jahren ihr Glück.

Zwei Fäden laufen von diesem Stück zum „Vierten Gebot" hinüber: der Kampf der Kinder gegen gewissenlose Eltern und die allgemeine Schilderung einer fortschreitenden sittlichen Versumpfung. An drei Familien wird das Thema des „vierten Gebotes" erörtert. In zweien richten die Eltern ihre Kinder aus Unverstand zu Grunde, in der dritten gelingt es armen Leuten durch entsagungsvolle Arbeit, aus ihrem Sohne einen geistlichen Herrn zu machen. Hedwig, die Tochter des Hausbesitzers Hutterer, wird von ihren Eltern gezwungen, ihrer Liebe zu einem armen Klavierlehrer zu entsagen und den gimpelhaften Lebemann August Stolzenthaler zu heirathen. Die Ehe ist freudlos, das Kind daraus krank und einem kläglichen Absterben verfallen; aus Zwist und Eifersucht erwächst die Scheidung der Ehegatten, und die arme junge Mutter wird ihrem Kindchen bald nachsterben. Noch schlimmer geht es in der Familie des Drechslermeister Schalanter zu: der Mann ein Säufer, die Mutter sittenlos, Sohn und Tochter nicht ohne gute Instinkte, aber in die allgemeine Verderbniß mit hineingerissen. Die Tochter wird zur Dirne, der Sohn zum Mörder. Die drei verschiedenen Fäden, die von den drei gegeneinanderstehenden Familien auslaufen, hat Anzengruber geschickt zu verknüpfen gewußt, indeß weniger dazu benutzt, eine verwickelte Handlung zu componiren, als um ethische Gegensätze zum Ausklingen zu bringen. Das eigentlich Pragmatische ist sogar etwas locker behandelt; der Stoff erweist sich für ein Drama zu weitschichtig und scheint die breiter ausladende Darstellung des Romans zu fordern. Dagegen ist aller Nachdruck auf das Ideelle gelegt, und hierdurch wird der brutale Stoff gleichsam über sich selbst hinausgehoben. Auf der vollen Höhe seiner Dichterkraft steht Anzengruber in der Zeichnung der Schalanterleute. Da ist im Grunde nirgends Schlechtigkeit, nur Leichtsinn und Aufgeblähtheit. Freilich, die beiden Alten sind mit der Zeit in sittliche Stumpfheit verfallen; sie sehen, daß die Wirthschaft verfällt, aber statt zu arbeiten, überhäufen sie sich gegenseitig mit Vorwürfen, denken immer aufs neue ans Geldausgeben und leben schließlich vom „guten Verdienst" des „Madel". Im schärfsten Gegensatz dazu steht die Großmutter Herwig, ein in

Gottesfurcht grau gewordenes Mütterchen, das vergeblich seinen geringen Einfluß auf die Enkelkinder dazu verwendet, dem Unheil Einhalt zu thun. Sie ist die Meisterfigur des Dramas und ganz aus dem künstlerischen Stimmungsbedürfniß heraus componirt. Die Annahme liegt nahe, daß Anzengruber durch diese Gestalt seiner eigenen, gerade damals kürzlich verstorbenen, innigst verehrten Mutter, die eine geborene Herbig war, ein Denkmal habe setzen wollen. Es wäre in der That das schönste Denkmal, welches rührende Sohnesliebe, im Bewußtsein schöpferischer Kraft, der treuen Mutter hätte stiften können. Die alte Herwig hat blos zwei Szenen, aber sie sind die besten des Dramas. Das erste Mal kommt sie in einen wüsten Familienauftritt hinein, wo der jähzornige Sohn soeben gegen den polternden Vater aufgesprungen ist und handgreiflich zu werden droht. Bei ihrem Eintritt verschleichen sich die Alten, und sie hat nur die Kinder vor sich, denen sie mit Liebe und Eindringlichkeit in's Herz redet. Sie giebt sich nicht etwa an ein ödes Moralisiren sondern beleuchtet die Verhältnisse vom praktischen Standpunkte; sie zeigt, wie es gewesen war, und was kommen wird. Sie sagt nicht: seid tugendhaft! sondern: „seid's g'scheidt!“ In der That bringt sie die Kinder zum Nachdenken; als aber gleich darauf die Eltern mit Weinflaschen und Speisen, schon ein wenig angeheitert, hereinkommen und in ihrer Art zu rumoren beginnen, verfliegen die ernsten Gedanken, und der frivole alte Leichtsinn bricht wieder durch. Die zweite Szene der Herwig spielt im Kerker bei ihrem Enkel, kurz bevor er zum Tode geführt werden soll. Den Besuch der Eltern hat er abgelehnt: „Sie haben mir nichts zu verzeihen, und ich ihnen nichts abzubitten“. Aber die alte Großmutter noch einmal wieder zu sehen, trägt er ein herzinniges Verlangen. Und die Alte kommt. Sie will von den Mörderhänden ihres Enkelsohnes nicht berührt werden; aber als sie seine aufrichtige Reue und Zerknirschung sieht, da legt sie ihm selbst im letzten Augenblick die Hände segnend auf's Haupt. In Martin Schalanter ist Alles, was Gutes in ihm war, in diesem Augenblicke wieder aufgebrochen. Den Kopf gesenkt, will er seinen letzten Gang thun; den letzten Blick in diese Welt hat er in die treuen Augen der Alten gethan. So nimmt er mit, was ihm Kraft und Stärke giebt. Eine solche Szene zu ersinnen, war nur ein tiefes deutsches Gemüth fähig, und nur dieses konnte das Bedürfniß nach einer solchen Szene empfinden. Rein thatsächlich bringt dieselbe ja nicht den geringsten Fortschritt in die Handlung; denn Jeder kann es sich denken, daß wenn der junge Schalanter zum Tode verurtheilt ist, er wohl auch hingerichtet werden wird. Aber diesen Mörder in seinem letzten Momente noch ein-

mal zu zeigen, den ganzen Menschen in ihm bloßzustellen und hierdurch eine milde, versöhnliche Stimmung zu wecken, das war es, was den deutschen Dichter zu reizen vermochte. Er hat gerade in dieser, scheinbar so überflüssigen Szene bewiesen, worin die Kraft der deutschen Dichtung von jeher gelegen hat und stets liegen wird: in den tiefen Klängen des Gemüths. Hier ist keine Forderung eines gesunden Realismus außer acht gelassen, aber hier ist weit mehr gegeben, als irgend eine realistische Lehre fordern kann. Auch die Schwester des Martin, die Pepi, ist nicht blos schlechtweg „realistisch" behandelt. Auch sie trägt — wenn ich den Ausdruck wiederholen darf — ihr Goldkörnchen in sich. In das Lasterleben hat sie sich widerwillig hineinstoßen lassen, sie läßt es gleichsam über sich ergehen, aus Dumpfheit und — Pflichtgefühl. Sie ist ja die einzige Stütze ihrer Eltern. Aber so tief ist sie nie gesunken, daß nicht ein Gefühl ihres Zustandes in ihr lebendig bliebe. In einer Gartenwirthschaft trifft sie einen ehemaligen Gesellen ihres Vaters, einen wehleidigen und willensschwachen Menschen, aber den einzigen, der sie einmal mit einer gewissen Ehrfurcht geliebt hat. Sie bleibt bei ihm stehen und spricht mit ihm. Was sie sagt, klingt herb und hart; es ist die Klage eines zerrütteten Gemüths. Sie spricht vom Glück und vom Sterben. „Ich denk' gar nimmer an's Heirathen; für ein' Braven wär' ich a Unglück, und ein' Schlechten möcht' ich selber nit." Ferner: „Wann's amal hör'n, daß ich g'storb'n bin, dann kommens zu meiner Leich', — g'wiß — damit doch ein ehrlicher Mensch dabei is, 's Andere wird eh' lauter G'lumpert sein". Der etwas sentimentale Ton dieser Auslassungen ist durchaus am Platze; er entspricht in diesem Falle der Wahrheit; er ist das Zeichen einer angekränkelten Natur. In einer Schlußszene wird Pepi mit der geschiedenen Frau von Stolzenthaler zusammengeführt, die sterbensmatt auf einer Gartenbank sitzt. Da erkennen dann diese beiden so verschiedenartig angelegten, aus entgegengesetzten Gesellschaftsklassen hervorgegangenen Frauen die Gleichartigkeit ihres Schicksals, und Frau von Stolzenthaler spricht es aus: „Ob an Einen oder an Mehrere, wir sind ja doch zwei Verkaufte!" Somit ist das Drama ein ernstes Mahnwort an die Eltern, ihren Kindern kein Glück aufzwingen zu wollen, das später nur ihr größtes Unglück wird. Der junge Schalanter spricht diese Idee zu jenem priesterlichen Sohne armer Eltern, seinem Jugendfreunde, scharf und deutlich aus: „Wenn Du in der Schul' den Kindern lernst: „Ehret Vater und Mutter", so sag's auch von der Kanzel den Eltern, daß 's danach sein sollen."

Zum Schluß noch ein kurzes Wort über „Heimg'funden". Es

ist gewissermaßen das Gegenstück zum „Vierten Gebot“. Es schildert einen Sohn, der, aus armer Familie hervorgegangen, das erreicht, was man „eine gute Carriere machen“ nennt, in Reichthum und Weltleben aber kein Glück findet und schließlich bankrott und elend in die Hütte seiner Mutter zurückkehrt. Auch hier, wie man sieht, lauter ethische Momente, die durch wohlangebrachte Contraste, z. B. zu einem arm gebliebenen in seiner Beschränktheit glücklichen jüngeren Bruder, belebt werden. Anzengruber'scher Geist spricht uns überall an, aber das Ganze ist etwas zu breit ausgesponnen und in seinen Theilen ungleichwerthig. Die Volkskreise sind, wie immer, vorzüglich gezeichnet. Aber die hochdeutsche Gruppe ist entschieden weniger gelungen. „In Gesellschaft hab' ich gar keine menschliche Bildung“, sagt der jüngere Sohn. Auch Anzengruber durfte, wenn er seine reiche Herzensbildung zeigen wollte, nicht in Gesellschaft gehen. Wie im Bauerndrama, so ist er auch im Wiener Drama überall ein echtes Kind des Volkes.

Noch ein Abschiedsblick auf den Dichter und Menschen, wie er als ganze Persönlichkeit vor uns steht!

Chiavacci, der Freund, dem wir schon früher haben folgen können, hat uns eine lebendige Schilderung Anzengruber's entworfen, wie er im Kreise seiner Kneipgesellschaft, in der „Birne“ zu Mariahilf (auch „Anzengrube“ genannt), sich zu geben pflegte. Er war alle Freitage pünktlich zur Stelle, vergnügt und fröhlich, völlig ungezwungen, aber öfters lange schweigsam. Er war ein besserer Zuhörer als Erzähler. Durch seine großen Brillengläser guckte er den jeweiligen Sprecher durchdringend an, dann blickte er wieder vor sich hin, strich murmelnd seinen rothen Bart oder kicherte leise. Was er sprach, war meist kurz und schneidig und geeignet, lange Disputationen mit einem Schlage zu beendigen. Für Schnurren und Kalauer war er sehr empfänglich; er lachte laut aus vollem Halse und war schnell mit seiner Phantasie bei der Hand, die empfangenen Anregungen in burlesker Weise auszumünzen. Gegen Fremde konnte er ebenso zugeknöpft wie rasch vertraulich sein, je nachdem sie seiner Eigenart entgegenkamen und zusagten. Er war zutraulich und verschlossen, wie ein Kind. „Er konnte sich mit Stacheln bewehren, wie kein Zweiter; aber diese Stacheln kehrte er nur heraus, um sein weiches Gemüth vor der rohen Berührung der selbstgefälligen, aufdringlichen Alltagswelt zu schützen.“

In diesem Menschen sehen wir den ganzen Dichter lebendig: die eigenthümliche Mischung von tiefem Ernst und ausgelassener Lustigkeit, die strenge Beobachtung und das leichte Schaffen, die vornehme

Sprödigkeit und die rasch erwärmte Menschlichkeit, den festen Geist und das bewegliche Herz. In einer einheitlichen Persönlichkeit wirkt eine glückliche Doppelnatur. „Er hat Schwänke und Erbauung, alles in einem Sack", heißt es in „Hand und Herz" von einem erfolgreichen Wanderprediger. Auch Anzengruber, obwohl ein seßhafter Mann, war seiner geistigen Natur nach ein solcher Wanderprediger. Seine Physiognomie weist manche Züge der mittelalterlichen Vagantendichter auf, und wenn daher Anzengruber, wie alle großen Männer, in seiner eignen Zeit ziemlich vereinsamt dasteht, in die Geschichte des deutschen Geisteslebens fügt er sich organisch ein.

Ein Hauch von Gesundheit geht von ihm aus, doppelt schätzenswerth in unserer dem Krankhaften so zugeneigten Zeit. Er war eine trotzige Germanennatur, die sich nicht leicht unterkriegen ließ. Muthvoll schaute er den Dingen ins Gesicht und beobachtete auch das Unliebsame scharf und eindringlich. Aber was er auch sah und in sich aufnahm, er schmolz es erst im eigenen Inneren um, bevor er es wieder von sich gab. Er hatte den Muth der Subjectivität, wie ihn der echte Künstler haben muß. Er lieh Allem, was er schuf, seine persönliche Farbe und blies all' seinen Gestalten den eigenen kräftigen Lebensodem ein. Rothwangig und helläugig, hochschulterig und blond, stehen seine Figuren vor uns da, Männer wie Weiber, ein stolzes Geschlecht. Mit offenem Handschlag bewillkommnet man sich, und im offenen Kampf tritt man sich entgegen. Da ist kein Geheimhalten, keine Duckmäuserei, oder wo sie ist, wie im „G'wissenswurm", da wird sie entlarvt und unter Lachen von dannen gejagt. Haß und Liebe brechen unmittelbar aus dem Herzen heraus, sie suchen nicht nach zierlichen Worten, sondern treten derb und urwüchsig auf. „Freibrüstig", „freimäulig", auch „hartmäulig" ist das Volk, wie Anzengruber es schildert. Jeder Einzelne hält etwas auf sich, lieber erscheint er zu schroff als zu weich; er ist aufrichtig im Innern und aufrecht nach Außen. Auch im Ausgestoßenen und Erniedrigten lebt dieses Stolzgefühl. „Zu sein wie ich bin und wie ich mag, wann ich Neamd' nix in Weg leg', dös is mein Recht, und dadrum wehr' ich mich gegen Jeden, den D' auf mich hetz'st", sagt der „Einsam" zu seinem unbekannten Vater. Wie auch leidenschaftliche Begehrlichkeit sich mit großem persönlichem Stolz zu verbinden weiß, zeigt insbesondere die Heldin des Romans „Der Sternsteinhof". Die bildschöne und blutarme Leni hat es sich in den Kopf gesetzt, Sternsteinhofbäuerin zu werden. Sie ist ehrsüchtig, selbstisch, gierig und mitleidlos in der Erreichung dieses Zieles, aber niemals sich wegwerfend, kriechend und kleinlich. Sie wirft sich dem reichen Bauern-

sohn nicht an den Hals, sondern läßt sich Schritt für Schritt erobern, und als sie sich von ihm beleidigt fühlt, speit sie ihm ins Gesicht und heirathet einen Andern. Trotzdem erreicht sie ihr Ziel, selbst widerwärtige Umstände müssen ihr dienen; mit Stolz zwingt sie das Glück. Ihrer Immoralität ist eine ehrfurchtgebietende Größe beigemischt. Sie ist ein Shakespeare'scher Held im Bauernrock.

Mit Shakespeare vereinigt Anzengruber vor allem die mühelos aus dem Born einer Kernnatur quillende Fülle der Gestalten und Vorgänge. In seinem Nachlasse hat sich ein so reiches Material von Skizzen und Entwürfen vorgefunden, daß zwölf Durchschnittsdichter ihr Leben lang daran zu thun kriegen könnten. Bloße Titel, wie „Sumpf“ zu einem Gesellschaftsroman oder „Tartüffs seelige Erben“ zu einer satirischen Komödie, erwecken bereits weite Vorstellungsreihen. Man mag sich ausdenken, mit wie fester Faust gerade Anzengruber derartige vielverheißende Vorwürfe angepackt haben würde. Wußte er doch wie kaum ein Zweiter die ewigen Stoffe der Dichtung im modernen Leben wiederzufinden, und so wenig er daher dem Alten den Abschied zu geben gedachte, so willig erschloß er sich dem Neuen. Paul Schlenther erzählt von einem Gesellschaftsabend, an dem Anzengruber aus tiefem Schweigen heraus nur zweimal sich zur Sache äußerte: das eine Mal bekannte er sich als einen begeisterten Verehrer Schiller's, das andere Mal als einen Bewunderer Ibsen's.

Elemente beider Dichter haben wir in Anzengruber's Werken aufweisen können. Steht Schiller hinter ihm, so steht Ibsen neben ihm. Mit Ibsen hat er sich gleichsam auf demselben Wege gefunden, und er hat es nicht verschmäht, noch spät von ihm zu lernen. Beide Dichter kämpfen für die Unabhängigkeit des Individuums, beide sind Dramatiker vom Wirbel bis zur Zeh'. Ibsen ist schroffer und geistiger, Anzengruber versöhnlicher und sinnlicher. Ibsen ist kosmopolitisch, Anzengruber volksthümlich. Mag daher Ibsen die historisch merkwürdigere Persönlichkeit sein, so ist doch Anzengruber die dichterisch erfreulichere Erscheinung. Ibsen sucht nach einem Zukunftslande, wo er Fuß fassen könnte, Anzengruber steht fest auf dem Boden der Heimath. Können wir dem Einen unsere Bewunderung nicht versagen, so bringen wir dem Anderen willig unsere Liebe zu. Aber Keiner von Beiden steht dem Anderen im Licht. Mag die Doktrin eng sein, das Gebiet der Kunst ist weit.

Anzengruber's unvergleichlichste Gabe war, überall das, was wir „das Goldkörnchen“ genannt haben, zu finden. Wo Andere nur dürren Boden zu sehen vermochten, da entdeckte er ein jungfräuliches Acker-

feld. Aus scheinbar verhärteten Naturen den menschlichen Klang herauszuhorchen, war ihm im höchsten Maaße gegeben. Daher sind Gestalten, wie der Wurzelsepp, der Einsam, der Meineidbauer, der Friedner-Görg seine eigenthümlichsten Schöpfungen; die allereigenthümlichste aber ist vielleicht der Steinklopferhanns, wo er in einem Armen und Gedrückten die hellste, freudigste Seele offenbart hat. Eine solche Figur schließt ein ganzes Versöhnungsevangelium für unsere an socialem Zwiespalt so reiche Zeit in sich ein. Die tiefen Blicke, welche der Dichter ins Herz des Volkes thut, haben somit einen mehr als poetischen Werth; sie weisen auch die Kräfte auf, aus denen das Volk sich selbst von innen heraus zu heilen vermag., Sie wecken auf's neue den Glauben an das Vorhandensein einer deutschen Volksseele, und sie nähren in uns die Zuversicht, daß diese Volksseele sich zu helfen weiß. Sie ist nicht unempfänglich für gütige Zusprache, und ihr Mißtrauen ist nicht unüberwindlich. Das Volk will sich verstanden wissen, und wo es sich verstanden weiß, da wird es vor seinem Retter in die Kniee sinken und, wie der Wurzelsepp zum Kirchfelder Pfarrer, dankbar ausrufen: „Du red'st Ein' in die Seel' hinein, als ob D' wüßt, was Einer sich z'tiefst d'rein denkt."

Die wirthschaftliche Perspektive der gegenwärtigen Lohnbewegung*).

Von

Dr. T. Bödiker.

Es ist eine häufig wiederkehrende Ansicht, daß die Entwickelung der Großindustrie und die Anhäufung großen Kapitalbesitzes in einzelnen Händen zu einer Verdrängung des Mittelstandes, insbesondere zur Verminderung der Anzahl selbständiger kleiner Betriebsunternehmer und kleiner Kapitalisten, deren Besitz aufgesogen werden soll, führen. Die Ansicht ist irrig. Dieselbe beruht auf dem sich äußerlich darbietenden Anblicke großer Fabrikarbeitermassen, denen man die Fabrikbesitzer, großen Bankiers und Großhändler gegenüberstellt.

Allein, nimmt man die sämmtlichen Arbeiter der deutschen Großindustrie zusammen, so wird man auf eine Zahl von noch nicht drei Millionen kommen, und zieht man diese mit ihren Familienangehörigen von der Gesammteinwohnerzahl des deutschen Reiches ab, so bleiben noch viel mehr Einwohner übrig, als Deutschland vor vierzig und fünfzig Jahren überhaupt hatte. Damals waren all jene Arbeiter einfach noch gar nicht vorhanden**). Ebenso steht es, wenn man die tausend reichsten Großindustriellen und Bankiers der Jetztzeit fortnimmt;

---

*) Ein in der „Staatswissenschaftlichen Gesellschaft" zu Berlin gehaltener Vortrag.

**) Die Einwohnerzahl des Gebiets des Deutschen Reichs einschließlich Schleswig-Holstein und Elsaß-Lothringen betrug

1840: 32 785 150
1850: 35 395 496
1885: 46 855 704
1890: 49 000 000 (?)

Im Jahre 1816 betrug die Einwohnerzahl 24 831 398, sodaß sie sich seitdem beinahe verdoppelt hat. In früheren Jahrhunderten kannte man etwas ähnliches nicht, weil die breiten untersten Schichten in Folge ihrer ungenügenden Lebenshaltung nur eine geringe Kraft der Vermehrung hatten. Jetzt sind die Verhältnisse, wie auch die Bevölkerungszunahme zeigt, ganz andere geworden.

es bleiben dann noch außerordentlich viel mehr wohlhabende und reiche Leute übrig, als es vor vierzig und fünfzig Jahren gab.

In Preußen stieg vom Jahre 1854 bis 1889/90*) die Zahl der Personen, welche zur Klassen- und klassificirten Einkommensteuer veranlagt waren, von einem Einkommen von:

1 050	bis	1 500 Mk.	um	274 788
1 500	„	2 100 „	„	103 864
2 100	„	3 000 „	„	120 715
			zusammen	499 367
3 000	bis	6 000 Mk.	um	130 597
6 000	„	9 600 „	„	30 022
9 600	„	16 800 „	„	15 622
			zusammen	176 241
16 800	bis	32 400 Mk.	um	7 135
32 400	„	48 000 „	„	2 057
48 000	und	darüber	„	2 322
			zusammen	11 514

Es kommt somit auf einen Zuwachs der Zahl
der Wohlhabenden und Reichen um . . . 11 514
ein solcher des sog. besseren Mittelstandes „ . . . 176 241
und ein solcher des kleinen Mittelstandes
von der vierten bis zur zwölften Klassensteuerstufe „ . . . 499 367

*) Inzwischen erfolgte der Hinzutritt der Provinzen Hannover, Hessen-Nassau und Schleswig-Holstein, deren Bevölkerung reichlich den sechsten Theil der Einwohnerschaft des Staats ausmacht.

Nach den preußischen Klassensteuer- und klassifizirten Staats-Einkommensteuer-Rollen waren veranlagt:

Von einem Jahreseinkommen von	Im Jahre 1854: Personen:	Im Jahre 1865: Personen:	Im Jahre 1869 [1]): Personen:	Im Jahre 1875: Personen:	Im Jahre 1880/81: Personen:	Im Jahre 1889/90: Personen:
Mark						
1 050 bis 1 500	361 373	396 383	544 147	480 633	594 386	636 161
1 500 „ 2 100	156 797	186 113	264 585	216 454	227 416	260 661
2 100 „ 3 000	49 720	79 746	109 963	149 614	150 373	170 435
3 000 „ 6 000	38 236	54 278	79 412	107 179	125 951	168 833
6 000 „ 9 600	5 124	7 999	11 108	23 663	26 503	35 146
9 600 „ 16 800	3 134	5 110	6 931	11 740	13 317	18 756
16 800 „ 32 400	1 107	1 968	2 609	5 077	5 661	8 242
32 400 „ 48 000	95	165	241	1 337	1 398	2 152
48 000 und darüber	26	45	67	1 498	1 483	2 348

[1]) Hinzutritt der Provinzen Hannover, Hessen-Nassau, Schleswig-Holstein.

Die sich uns darbietende wirthschaftliche Erscheinung großer Besitzthümer muß vielmehr so gedeutet werden, daß die Fortschritte der Technik (Gewinnung von Zucker aus Rüben, von Farben aus Steinkohlen rc.) und vor allen die Fesselung der elementaren Kraft des Dampfes zu einer weitgreifenden Vermehrung der Güter überhaupt (des Nationalwohlstandes) geführt haben, daß von diesen Gütern sich ein gewisser Theil in den Händen einiger sehr reicher Personen, ein größerer Theil in den Händen der sogenannten Mittelklassen und ein anderer Theil in den Händen der arbeitenden Klassen befindet. Allein die in Eisenbahnen angelegten Ersparnisse der Nation, welche mehr oder weniger Gemeingut Aller sind, können auf zehn Milliarden Mark angeschlagen werden. Sie sowohl, wie das in den Fabriken und freigehenden Maschinen, in Dampfschiffen und Bodenmeliorationen angelegte Kapital führen zu fortwährender Erzeugung neuer Güter, von denen ein Theil durch die Nation verzehrt, ein Theil erspart wird, um die werbende Kraft abermals zu vermehren.

Da ist es nun ganz natürlich, daß die arbeitenden Klassen in der Erkenntniß, daß sie einen wesentlichen Antheil an dieser Gütererzeugung haben, einen entsprechenden Theil der Güter für sich beanspruchen. Die Arbeiter stehen als gesetzlich gleichberechtigte Menschen den übrigen Menschen, deren Kapital und leitende Intelligenz die beiden anderen Faktoren der Gütererzeugung sind, gegenüber und nehmen sich ihren Antheil, der menschlichen Natur entsprechend, wenn er ihnen nicht gutwillig zugestanden wird, im Kampfe.

Es ist hier nicht nöthig zu erörtern, daß die Fähigkeit und Neigung zum Kampf in der menschlichen Natur begründet ist, oder zu schildern, welche sittlichen und unsittlichen Triebfedern diese Kampfeseigenschaft zu verschärfen oder zu mildern geeignet sind und thatsächlich verschärfen oder mildern. Genug, wir haben etwas von der Natur selbst Gegebenes vor uns, womit wir uns abzufinden haben. Dabei wird von vornherein anzuerkennen sein, daß die Menschheit durch Kämpfe sowohl gegen die leblose Natur, als auch unter sich im Allgemeinen weiter gekommen ist, als durch ein friedfertiges Geschehenlassen und Stillsitzen. In unseren Tagen erleben wir nun einen eigenartigen, in vielen Punkten bemerkenswerthen Kampf, der sich mehr oder weniger über alle zivilisirten Länder gleichzeitig verbreitet hat, und deshalb, um dies vorwegzunehmen, für das einzelne Land an dringender Gefahr verliert, den Lohnkampf.

Beschränken wir uns auf Deutschland, so sehen wir ein starkes Hin- und Herwogen der Bewegung. Neben zahlreichen gelungenen

Lohnerhöhungsversuchen nicht wenig mißlungene. Unter den letzeren die 50%-Lohnerhöhungs-Bewegung unter den Kohlenarbeitern; der Ausstand der Zimmerer in München u. s. w. Ja es wurde sogar in einer großen berliner Fabrik das Verlangen nach Lohnerhöhung mit der Entlassung aller Arbeiter zum nächsten Tage beantwortet, eine Maßregel, die bei der bestehenden täglichen Kündigungsfrist möglich war und einen Schluß darauf zuläßt, zu welchen Maßregeln sich die Fabrikbesitzer durch das häufig beobachtete kontraktwidrige Verlassen der Arbeit durch die Arbeiter veranlaßt gesehen haben. Andererseits wurden in einem vorzugsweise von der Gerberei lebenden Städtchen die ausständig gewordenen Arbeiter, als sie zu dem alten Lohne die Arbeit wieder aufnehmen wollten, eine lange Zeit überhaupt nicht wieder beschäftigt, indem die Gerbereibesitzer erklärten, es sei ihnen sehr erwünscht, den Betrieb einstellen zu können. Die Arbeiterfrauen mußten in der Forst- und Landwirthschaft etwas für sich und ihre Kinder zu verdienen suchen.

Allein im Allgemeinen ist die Bewegung eine den Arbeitern günstige gewesen. Nicht nur wurde vielfach eine Erhöhung des Lohnes, sondern auch eine Verkürzung der Arbeitszeit herbeigeführt. Daß die Fesselung einer großen Anzahl von Menschen an die Dampfmaschine, welche in steigendem Maße stattfindet, nicht ohne große Bewegung in den betheiligten Kreisen durchgeführt werden konnte, war vorauszusehen. Es kommt hinzu, daß zweifellos an manchen Stellen jene Fesselung eine über Gebühr lange — 14 bis 16 Stunden täglich — dauernde, mißbräuchliche gewesen ist. Zum Theil erfolgte sie gegen den Willen der Arbeiter, zum Theil mit ihrem Willen, indem sie in kurzsichtiger Weise über dem Vortheil des Augenblicks ihre wahren Interessen hintansetzten. Dazu gesellt sich die durch die gehobene allgemeine Intelligenz, (bessere Schulbildung, allgemeine Wehrpflicht, Lektüre, Versammlungen) vermehrte Einsicht von der eigenen Unentbehrlichkeit und die Anstellung von Vergleichen zwischen dem eigenen Loose und dem mancher Anderen. Endlich hat auch die in jüngster Zeit eingetretene Vertheuerung einzelner nothwendiger Lebensmittel zweifellos bei der Hervorrufung und Inganghaltung der gegenwärtigen Lohnbewegung mitgewirkt. Was dabei insbesondere die vielberufene Vertheuerung des Schweinefleisches anlangt, so wird dieselbe nicht nur in den Kreisen der das Fleisch unmittelbar Kaufenden empfunden, sondern auch in den Kreisen derer gefühlt, die sich sonst ein Schwein mit den Abfällen der Haushaltung und einigen zugekauften Materialien selbst zu füttern pflegten, die nun aber wegen der Verdoppelung und Verdreifachung des Preises der damit für sie nicht mehr käuflichen jungen Schweine hierzu nicht mehr im Stande

sind und dadurch nicht nur materiell geschädigt werden, sondern auch aus der sozialen Stellung derer die „selbst schlachten" sich verdrängt mithin degradirt sehen. Es hat keinen Zweck, vor dieser Thatsache die Augen zu verschließen, wenn man Thatsachen beobachten und aus ihnen Schlüsse ziehen will.

Darüber in welchem Maße die Löhne in den letzten Jahrzehnten gestiegen sind, fehlt es an umfassenden Ermittelungen. In der Industrie und überhaupt in den Großstädten ist die Steigerung eine ungleich erheblichere gewesen, als auf dem platten Lande, woraus sich das Anwachsen der städtischen Bevölkerung ohne Weiteres erklärt. Man wird nicht fehlgehen, wenn man hier die Steigerung seit dem Jahre 1850 auf das Doppelte und stellenweise auf das Dreifache annimmt. Dafür, daß eine solche Verdreifachung in der That stattgefunden hat, liegen die Beweise vor. Es hat sich demnach, da die Lebensmittelpreise keineswegs in gleichem Maße gestiegen sind, manche sich sogar gleich blieben, wenn nicht sanken, die Lebenshaltung der Arbeiter in erfreulicher Weise gehoben. Was diese Lebensmittelpreise anlangt, so geben darüber die angeschlossenen Tabellen aus einer Stadt, in deren Nachbarschaft kürzlich ausgedehnte Ausstandsbewegungen stattfanden, einigen Aufschluß.

Danach ist das Brot nicht theurer als vor etwa vierzig Jahren; billiger geworden sind im Laufe der Zeit Kartoffeln, Reis, Zucker, Pflaumen, Schmalz (amerikanisches), Rüböl (wird viel zur Speisebereitung benutzt), Petroleum, Seife; theurer dagegen Fleisch, Speck, Butter, Kaffee, Branntwein, Bier. — Theurer, allerdings auch weit besser geworden sind gleichzeitig die Wohnungen, theurer das Schuhwerk, billiger die übrige Kleidung, billiger der öffentliche Unterricht und leichter die Last der direkten Steuer; kürzer die Arbeitszeit!

Vergegenwärtigen wir uns dem gegenüber die Perspektive der gegenwärtigen Lohnbewegung, so zeigt sich zunächst als Folge der sich stetig wenn auch mit Unterbrechungen vollziehenden Lohnerhöhung auf der einen Seite eine Entwerthung allen Kapitalbesitzes, insofern derselbe die menschliche Kraft, ohne welche er keinen Ertrag liefert, theurer erkaufen muß, und auf der anderen Seite bei der Erhöhung der Lebenshaltung der arbeitenden Klassen und der Erhöhung der an Dienstboten, Handwerker 2c. zu zahlenden Löhne, eine relative Erniedrigung des Niveaus der Besitzer kleiner Einkommen, Renten, Pensionen, Gehälter. Die Erniedrigung des Zinsfußes ist eine Sache für sich und darf nicht als eine Folge der Lohnerhöhung angesehen werden. Es kann bei hohem Lohne ein hoher Zinsfuß, bei niedrigem Lohne ein niedriger Zinsfuß bestehen.

So war der Zinsfuß bei der Steigerung der Löhne von 1871 auf 1872, 1873 und 1874 ein hoher; er sank gegen das Ende der siebziger Jahre, nachdem die Löhne von 1876 ab zum Theil erheblich gefallen waren, um dann noch weiter zu sinken, als vom Jahre 1880 ab die Löhne sich wieder hoben. Das Kapital hatte sich bis dahin stark vermehrt, die Eisenbahnen waren im wesentlichen ausgebahnt und andere Massen-Abzugskanäle zu gewinnbringender Anlegung waren nicht vorhanden.

Die relative Erniedrigung des Niveaus der Renten- ꝛc. Empfänger kann man sich in folgendem Beispiel klar machen. Gewisse Unterbeamte hatten im Jahre 1848 250 Thaler Gehalt, wurden im Jahre 1870 auf 900 bis 1080 Mark gestellt und im Jahre 1880 auf einen noch jetzt geltenden Durchschnitt von 1080 Mark erhöht, so daß die Steigerung in 40 Jahren 50 % betragen hat; solche Beamte sind offenbar weniger vorangekommen, als Arbeiter, deren Löhne sich in dem gleichen Zeitraum verdoppelt und verdreifacht haben. Aehnlich sieht es mit manchen kleinen Kapitalisten ꝛc. aus, die überdieß durch das Sinken des Zinsfußes ihre Einkünfte unmittelbar geschmälert sehen, also doppelt leiden.

Eine weitere Folge der Erhöhung der Löhne in der Industrie und in den Großstädten ist eine sich schon vielfach bemerkbar machende Entvölkerung des platten Landes. Wenn gegenwärtig Grundflächen, die in den vierziger, fünfziger und sechziger Jahren wegen der voraufgegangenen erheblichen Steigerung des Getreidepreises zu Aeckern eingerichtet wurden, obschon sie fast absoluter Waldboden waren, nun wieder in Wälder verwandelt werden, so ist dagegen nichts zu erinnern. So liegen jedoch die Verhältnisse nicht allein. Manche Flächen, die sehr wohl landwirthschaftlich kultivirt werden könnten, bleiben aus Mangel an Arbeitskräften theils brach liegen, theils wird zur Weidewirthschaft übergegangen und damit auch die Arbeitsgelegenheit vermindert. Freilich ist auf dem Lande in den vierziger und fünfziger Jahren, während die Industrie bereits höhere Löhne zu zahlen anfing, eine Lohnerhöhung kaum bewirkt worden, obschon dieselbe damals möglich gewesen wäre. Während die Tonne Roggen zu Berlin in den zwanziger Jahren 88 Mark kostete, kostete sie in den dreißiger Jahren 101, in den vierziger Jahren 124, in den fünfziger Jahren 168 Mark; fiel dann in den sechziger Jahren auf 162 Mark, stieg in den siebziger Jahren auf 172, fiel, trotz der Zölle, in den achtziger Jahren auf 146, ja sogar 121 (im Jahre 1887), um zu Anfang des Jahres 1890 wieder bis auf 173 Mark, also dem Satz der siebziger Jahre, zu steigen. Trotz dieser Verdoppelung des Roggenpreises ist

von 1830 bis 1870 der Lohn auf dem Lande in den östlichen Provinzen nur vielleicht um $^1/_3$ gestiegen. Aus jener Zeit stammt schon wie die starke Auswanderung nach Amerika, so der Zug der ländlichen Bevölkerung in die Städte. Der Zug ist einmal vorhanden, und wird jetzt durch die steigenden Löhne zum Schaden des platten Landes noch immer verstärkt. Diese Perspektive ist um so trüber, als die dringend nothwendige sogenannte Arbeiterschutzgesetzgebung und die damit eintretende abermalige Verbesserung der Lage der industriellen Arbeiter ein neues Anziehungsmittel für die ländliche Bevölkerung bilden werden.

Eine dritte Folge der Erhöhung der Löhne wird die in immer größerem Maße eintretende Ersetzung der menschlichen Arbeit durch maschinelle Kräfte sein. In Nord-Amerika, wo die Löhne höher sind als in Deutschland, werden schon sehr viele Arbeitsthätigkeiten durch Maschinen besorgt, die hier mittelst der Hand verrichtet werden. Im Ganzen ist darin ja ein Fortschritt zu erblicken, indem durch Vermittelung der Maschinen die elementare Kraft des Dampfes oder der Gewässer gezwungen wird, für die Menschen Güter herzustellen, und je mehr Güter hergestellt werden, um so besser für die Menschheit.

Eine letzte Aussicht, die zunächst wohl noch sehr fern liegen mag, indessen hier nicht unerwähnt gelassen werden darf, ist die Verpflanzung der Industrie nach Ländern mit geringen Löhnen (dem kohlenreichen China, Indien rc.), wenn die Löhne bei uns zu sehr steigen sollten. — Daß die deutsche Industrie sich so rasch entwickelt und neben der englischen, für welche die Verhältnisse in mancher Beziehung günstiger liegen, auf dem Weltmarkte festen Fuß gefaßt hat, beruht unter Anderem auch auf den niedrigeren deutschen Löhnen. So lange ebenso wie in Deutschland auch in Nord-Amerika, England, Belgien, Frankreich, Oesterreich, kurz den zivilisirten Ländern, mit denen Deutschland im Mitbewerb steht, die gleichen Lohnbewegungen, Lohnerhöhungen stattfinden, ist von diesen Ländern her nichts zu fürchten und darum wurde zu Anfang gesagt: die Allgemeinheit der Bewegung benehme ihr die besondere Gefahr für ein einzelnes Land. Indessen handelt es sich um die Möglichkeit einer allgemeinen Uebersiedelung eines Theiles der Industrie in die Länder mit billigen Arbeitskräften, aus denen dann statt der Konsumenten mitwerbende Producenten werden. Diese Aussicht eröffnet sich allen zivilisirten Ländern gemeinsam. An eine Wiedergewinnung des dann einmal verlorenen Marktes und Aufrechthaltung der Höhe des Exportes (der eigenen Industrie), selbst bei Ermäßigung der Löhne, ist dann nicht zu denken.

Worauf es hiernach im allgemeinen Interesse und im Interesse der

Arbeiter ankommt, ist weniger die Erhöhung des Geldlohnes, als die Vermehrung der Güter an sich, welche auf die arbeitenden Klassen vertheilt werden können. Durch die Steigerung des Geldlohnes allein wird kein Scheffel Kartoffeln und kein Liter Bier mehr zur Verfügung gestellt. Wenn durch die Aenderung des Geldlohnes innerhalb der Bevölkerung eine gewisse Verschiebung der Theilnahme an den vorhandenen Genußmitteln herbeigeführt werden mag, so kann eine allgemeine Verbesserung der Situation doch eben nur durch eine Vermehrung der Genuß- und Gebrauchsmittel, von denen Jeder einen Theil haben will, herbeigeführt werden. Die Idee, daß man die Millionen eines Bankiers nur zu vertheilen brauche, um damit Andere glücklich zu machen, ist, auf die Allgemeinheit angewandt, vollständig fehlsam. Der reichste Mann kann nicht mehr essen und trinken als ein Armer, und wenn er nun daneben eine zahlreiche Dienerschaft, Wagen und Pferde, kostbare Möbel und Kunstwerke und für zahlreiche Gäste feine Weine hat, so leben davon ja Hunderte und indirekt Tausende von anderen Menschen. Diese großen Vermögen sind Spartöpfe der Nation, auf denen die Aufrechterhaltung der Kultur, der Kunst, Kunstindustrie und Wissenschaft wesentlich mit beruht. Die ärmere Bevölkerung verzehrt den bei weitem größten Theil ihres Einkommens, legt ihn in Genußmitteln an, die mit dem Verzehren zerstört sind. Die reichere verwendet einen relativ sehr viel größeren Theil zu Neu-Anlagen, mit deren Hülfe weiter producirt wird. Man kann jeden Inhaber eines großen Vermögens nach Herzenslust beneiden, aber man muß sich vom wirthschaftlichen Standpunkte aus doch schließlich freuen, daß es die Millionäre überhaupt giebt. Ohne sie sähen unsere großen Städte ganz anders aus. Darin ist also das Heil nicht zu suchen. Im Gegentheil, je mehr die großen Vermögen anwachsen, um so mehr mittlere und kleine Vermögen wird es geben, die sich an sie anlehnen, und um so mehr wird es insbesondere möglich sein, durch die Darleihung von Kapital an das Ausland dieses für unser Land arbeiten zu lassen und dadurch die Deutschland zufließenden Güter zu vermehren. Denn das Ausland zahlt uns seine Darlehnszinsen in seinen Produkten. Baares Geld, dessen es selbst bedurfte und bedarf, kann es uns wenigstens nicht fortlaufend senden. Für die Verzinsung der kontrahirten Schulden muß es arbeiten, um mit seinen Arbeitserträgnissen uns zu befriedigen. Je mehr Tribut an Häuten, Korinthen, Südfrüchten, Wein, Reis, Kaffee, Baumwolle, u. s. w. das Ausland, mögen die Länder welchen Namen immer haben, an uns abführt, ohne daß wir dafür ein Produkt unserer Arbeit hinauszusenden brauchen und ohne daß wir darum den inländischen Unter-

nehmungen das Kapital entziehen, desto besser ist es für das Inland, insbesondere auch für die Arbeiter. Was auf diese Weise hierher gelangt, geht theilweise in den allgemeinen Verbrauch über, theilweise führt es zu neuen Ersparnissen, die wiederum zur Vermehrung der Güter der Nation beitragen. Allein an Getreide bedarf Deutschland zu seiner Ernährung jährlich 1 bis 2 Millionen Tonnen vom Ausland.

Gerade die in Deutschland vorhandenen großen Ersparnisse und die seit vierzig Jahren eingetretene gewaltige Kapitalvermehrung, welche, wie in den Eisenbahnen, in den Bergwerken, Fabriken, landwirthschaftlichen Meliorationen und anderen Güter erzeugenden Anlagen zu Tage tritt, hat die Erhöhung der Löhne und die sonstigen vielfachen Aufwendungen zu Gunsten der Arbeiter überhaupt erst ermöglicht. Zu diesen Aufwendungen gehören insbesondere auch die Krankenversicherung, die Unfallversicherung, die Invaliditäts- und Altersversicherung, welche in dem Haushalt der Arbeiter zweifellos auf der Aktivseite gebucht werden müssen, aber nur in Folge der seit einem Menschenalter vor sich gehenden raschen Kapitalerzeugung möglich zu machen waren.

Im Haushalt der Nation deckt sich Brutto- und Nettoertrag. Die Bruttoerträge zu heben und Alles hintanzuhalten, was sie schmälern könnte, ist eine Hauptaufgabe derer die es angeht. In erster Linie gehören dazu selbstverständlich die Arbeiter selbst. Wenn darum die Lohnbewegung gleichzeitig eine Richtung annehmen sollte, welche zu einer Schmälerung der Bruttoerträge führt, so leiden darunter unter allen Umständen zuerst die Arbeiter; sie umsomehr, als sie gewissermaßen unmittelbar dem Wellenschlag des Lebens gegenüberstehen und keine schützende Kapitaldüne vor sich sehen. Man kann die lediglich zu Zwecken der Vermehrung der Produktion dienende, nicht durch den Betrieb absolut gebotene Sonntagsarbeit, die Nachtarbeit der Frauen, die übertrieben lange Arbeitsdauer u. s. w. auf das Schärfste verurtheilen, daneben aber doch eine Bewegung, welche, ohne in dem Ruhebedürfniß und der Rücksicht auf das Familienleben der Arbeiter einen ausreichenden Grund zu finden, die Verminderung der Produktion an sich will, für eine bedauerliche Thorheit erklären. Jetzt schon ist man mit dem, was auf den Einzelnen an Glücksgütern und Genußmitteln entfällt, nicht zufrieden; was soll erst werden, wenn diese Güter in noch geringerer Anzahl hervorgebracht werden? Vom Standpunkt des sogenannten Kapitalisten aus könnte sogar ein solches Vorgehen begrüßt werden. Wird weniger producirt, so wird weniger erspart, weniger neues Kapital gebildet, das vorhandene Kapital steigt im Werthe, der Zinsfuß steigt (hier setzt die Frage des Zinsfußes ein). Allein darauf kann es nicht

aufkommen. Was der Menschheit bei dem jedem Menschen innewohnenden Drange nach Glückseligkeit frommt, ist eine möglichst große Erzeugung von Gütern und möglichst großer Antheil der Betheiligten an den so gewonnenen Gütern; daneben die Ansammlung genügender, mindestens mit der Zunahme der Bevölkerung Schritt haltender Ersparnisse, welche wiederum Frucht bringen.

Lange andauernde Arbeitsausstände und selbst schon die Furcht davor hemmen die Produktion zum Schaden aller. Der im Jahre 1890 für Berlin mit Nachdruck angekündigte Bauarbeiterausstand hat die Bauthätigkeit derartig beschränkt, daß an die Durchführung des Ausstandes gar nicht mal gedacht werden konnte. Die Ziegelsteine fielen um 25 pCt. im Preise; die Nachfrage nach Eisenkonstruktionen rc. ließ nach; Ziegeleien, Steinbrüche, Eisenwerke wurden in Mitleidenschaft gezogen, und so bereitete sich ein Rückschlag vor, der an dem, was in den Haushalt der Arbeiter kam, eine Einbuße, in der Kapitalvermehrung einen Stillstand und in dem allgemeinen Konsum, folgeweise in der Produktion einen Ausfall herbeiführte. Eine geeignete Organisation der Arbeiter, insbesondere auch zu dem Zweck, um auf dem Gebiete der Lohnbewegung ein Streben nach erreichbaren Zielen mit angemessenen Mitteln zu gewährleisten, wird wohl eine weitere Folge der zum Theil planlos verlaufenen Bewegung der jüngsten Zeit sein. Würde jene Organisation in dem durch die Unfallversicherung gegebenen Rahmen durchgeführt, so schlösse sie sich an etwas Lebensfähiges und Bewährtes an. Auf diesem Boden besteht schon jetzt eine Arbeitervertretung, die aber bei ihrer gesetzgeberischen Ausgestaltung im Jahre 1884 in Folge des Widerstandes einflußreicher Arbeitgeberkreise nur verkrüppelt zum Vorschein kam. Vielleicht ändern sich auch hier die Ansichten mit der wachsenden Erkenntniß, daß die Bewegung doch ihren Gang geht und es sich nur darum handeln kann, sie in ein gutes Bett zu lenken, nicht, sie aufzuhalten.

Durchschnit

der hauptsächlichsten Lebensmittel bei der Consum-Anst

in den Jahr

Jahr	Kartoffeln 1a Mühlhäuser	Schwarzbrod	Rindfleisch I. Qualität [illegible]	Rindfleisch II. Qualität Brust, Bug, Flanke, Hals, flache Rippe, Niere	Kalbfleisch I. Qualität Keule, Kotelett	Kalbfleisch II. Qualität Brust, Bug, Bauchlappen	Hammelfleisch I. Qualität Keule, Kotelett	Hammelfleisch II. Qualität Brust, Bug, Bauchlappen	Schweinefleisch	Mettwurst	Speck, westf. geräuchert	Schmalz, amerik.	Natur-Butter, I. Qualität	Mehl Weizen	Mehl Gries	Mehl [illegible]
	100 kg	1 kg	1 kg	1 kg	1 kg	1 kg	1 kg	1 kg	1 kg	1 kg	1 kg	1 kg	1 kg	1 kg	1 kg	1 kg
20. April 1890	5,20	0,14^{4}	1,30	1,20	1,30	1,20	1,40	1,20	1,50	1,60	1,70	1,00	2,30	0,30	0,36	[illegible]
1889	6,82^{2}	0,13^{7}	1,29 [illegible]	1,19^{8}	1,30	1,20	1,30	1,14^{2}	1,43^{1}	1,56^{5}	1,61^{5}	1,00^{3}	2,38 [illegible]	0,28^{5}	0,32	[illegible]
1888	6,81^{9}	0,12^{7}	1,17^{7}	1,05^{1}	1,25^{1}	1,15^{1}	1,30	1,10	1,16	1,42	1,30^{8}	0,95^{8}	2,26^{6}	0,27^{2}	0,32	[illegible]
1887	5,40^{7}	0,13^{6}	1,20	1,00^{0}	1,30	1,20	1,30	1,10	1,20^{4}	1,50	1,40	0,88	2,15	0,26^{4}	0,32	[illegible]
1886	5,76^{3}	0,14^{1}	1,24^{8}	1,14^{7}	1,30	1,20	1,30	1,14^{3}	1,20^{4}	1,50	1,40	0,86^{1}	2,18^{3}	0,24^{8}	0,32	[illegible]
1885	6,11^{8}	0,14^{9}	1,30	1,20	1,30	1,20	1,30	1,20	1,26^{4}	1,50	1,44^{3}	0,95^{2}	2,17^{8}	0,25^{7}	0,32	[illegible]
1884	5,67^{9}	0,14^{4}	1,30	1,20	1,30	1,20	1,30	1,20	1,24^{8}	1,50	1,42^{5}	1,06^{3}	2,35	0,26	0,35^{3}	[illegible]
1883	6,91^{5}	0,15^{4}	1,34^{1}	1,24^{4}	1,30	1,20	1,30	1,20	1,44^{2}	1,56^{7}	1,63	1,27	2,35	0,29^{5}	0,40	[illegible]
1882	6,43^{1}	0,16^{6}	1,25	1,15	1,30	1,20	1,30	1,20	1,47^{5}	1,50	1,76	1,36^{3}	2,25	0,32^{6}	0,40	[illegible]
1881	6,33^{4}	0,20^{1}	1,24^{1}	1,13^{8}	1,28^{4}	1,18^{4}	1,32	1,20	1,49	1,50	1,59	1,27^{5}	2,29^{2}	0,33^{8}	0,40	[illegible]
1880	7,94^{5}	0,18^{5}	1,26^{1}	1,16^{4}	1,30	1,20	1,30	1,20	1,40	1,50	1,53^{5}	1,04^{3}	2,35^{8}	0,34	0,40^{8}	[illegible]
1879	7,94^{3}	0,16^{4}	1,28^{9}	1,18^{9}	1,30	1,20	1,37^{5}	1,27 [illegible]	1,33^{8}	1,51^{7}	1,50	0,83^{8}	2,07^{5}	0,31^{3}	0,38^{3}	[illegible]
1878	7,95^{4}	0,16^{4}	1,30	1,20	1,21^{7}	1,11^{7}	1,33^{8}	1,23^{8}	1,40	1,60	1,44	0,92^{5}	2,08	0,32^{5}	0,40	[illegible]
1877	8,00	0,15^{5}	1,30	1,14^{2}	1,20	1,10	1,28^{1}	1,18^{1}	1,50	1,60	1,60	1,13^{3}	2,26^{8}	0,36^{8}	0,40	[illegible]
1876	7,13^{5}	0,15	1,30	1,10	1,25	1,15	1,25^{1}	1,15^{1}	1,48^{2}	1,58^{7}	1,66^{7}	1,32^{7}	2,49^{8}	0,31^{8}	0,43^{5}	[illegible]
1875	5,60	0,15^{5}	1,30	1,10	1,25	1,15	1,24^{5}	1,14^{5}	1,36^{3}	1,50^{7}	1,49^{7}	1,41	2,48	0,31	0,50	[illegible]
1874	6,60	0,17^{5}								1,47	1,42^{2}	1,28^{5}	2,44^{8}	0,39^{7}	0,50	[illegible]
1873	6,25	0,15^{4}								1,45^{7}	1,44	1,08^{5}	2,34	0,40^{7}	0,50	[illegible]
1872	6,95	0,15^{4}								1,44	1,40	1,15	2,28	0,37^{7}	0,50	[illegible]
1871	8,00	0,16^{6}								1,46^{8}	1,40^{8}	1,43^{2}	2,29^{8}	0,37	0,46^{3}	[illegible]

Die Schlächterei besteht erst seit dem Jahre 1875.

Verkaufspreise
der Krupp'schen Gußstahlfabrik in Essen (Ruhr)
1871—1890.

Hülsenfrüchte			Graupen	Reis	Nudeln	Käse, holl. Gouda	Rübenkraut	Kaffee, Java (Malang)	Salz	Pflaumen, türk.	Zucker		Seife		Rüböl	Petroleum	Jahr
Bohnen, weiße	Erbsen, Victoria	Linsen, Heller									Raffinade	Candis weißer, grobschnitt	Kern	Crystall, Schmier			
1 kg	1 kg	1 kg	1 kg	1 kg	1 kg	1 kg	1 kg	1 kg	1 kg	1 kg	1 kg	1 kg	1 kg	1 kg	1 l	1 l	
0,26	0,26	0,48	0,28	0,30	0,56	1,60	0,24	2,48	0,20	0,48	0,64	1,00	0,40	0,32	0,68	0,19	20. April 1890
0,26	0,24^{7}	0,48^{8}	0,26	0,30	0,56	1,58	0,27^{8}	2,26^{5}	0,18	0,42^{2}	0,72	1,02	0,40	0,30	0,61	0,19^{1}	1889
0,26^{8}	0,22^{4}	0,52^{4}	0,26	0,30	0,56	1,52^{3}	0,27	2,05^{3}	0,18	0,43^{4}	0,64	1,00	0,40	0,32	0,51^{3}	0,19^{2}	1888
0,23^{1}	0,22^{5}	0,45^{3}	0,26	0,30	0,56	1,47^{3}	0,24^{3}	2,14^{8}	0,18	0,45^{6}	0,60	1,00	0,40	0,32	0,45^{5}	0,18	1887
0,24^{3}	0,22^{2}	0,47^{4}	0,26	0,31^{1}	0,56	1,48^{5}	0,26^{1}	1,61^{4}	0,18	0,44	0,65^{6}	1,00	0,41^{3}	0,32	0,44^{8}	0,18^{4}	1886
0,26^{6}	0,25^{8}	0,36^{7}	0,26	0,32	0,56	1,44^{1}	0,22	1,59	0,18	0,45^{8}	0,67^{2}	0,98^{5}	0,45	0,32	0,49^{9}	0,19	1885
0,28	0,28^{3}	0,41^{5}	0,26	0,32	0,59	1,39^{2}	0,22^{2}	1,70^{7}	0,18	0,54^{3}	0,74^{7}	1,02^{7}	0,48	0,34	0,58^{9}	0,19^{2}	1884
0,28	0,30	0,45^{8}	0,26	0,32	0,60	1,35^{8}	0,24^{8}	1,68^{8}	0,18	0,65	0,84^{7}	1,17	0,51^{3}	0,36	0,68^{3}	0,19	1883
0,26^{7}	0,29	0,47^{5}	0,28^{2}	0,32^{7}	0,60	1,43^{3}	0,28^{3}	1,70^{7}	0,18	0,62^{3}	0,93^{3}	1,20	0,48	0,36	0,58^{3}	0,18^{1}	1882
0,26^{2}	0,30	0,55^{3}	0,30	0,34	0,60	1,50	0,31^{5}	1,88^{3}	0,18	0,57	0,90^{8}	1,20	0,48	0,36	0,54^{7}	0,20	1881
0,28	0,28^{3}	0,41^{7}	0,32^{3}	0,34	0,60	1,46^{7}	0,28	2,01^{3}	0,18	0,66^{3}	0,90^{3}	1,20	0,52^{7}	0,36	0,55^{7}	0,21^{3}	1880
0,22^{8}	0,25^{5}	0,31^{2}	0,30^{5}	0,34	0,60	1,34^{1}	0,22^{7}	2,03^{6}	0,18	0,55^{5}	0,89^{7}	1,20	0,55^{3}	0,37^{2}	0,57^{5}	0,17^{8}	1879
0,25^{7}	0,26^{2}	0,32^{2}	0,31^{8}	0,35	0,60	1,30	0,30^{5}	2,23	0,18	0,70^{7}	0,92^{7}	1,27^{5}	0,56	0,39^{2}	0,67^{5}	0,19^{2}	1878
0,26	0,28^{3}	0,35^{7}	0,34	0,36	0,60	1,31^{3}	0,37	2,35^{6}	0,18	0,60^{5}	1,07^{5}	1,35^{5}	0,56	0,40	0,73^{5}	0,26^{8}	1877
0,24^{2}	0,30^{7}	0,40	0,35^{5}	0,37^{7}	0,60	1,33^{8}	0,27^{8}	2,46^{2}	0,18	0,55^{7}	1,00	1,33^{3}	0,56	0,40	0,71^{2}	0,27^{9}	1876
0,29^{7}	0,31^{5}	0,42	0,36^{3}	0,32	0,64	1,26^{5}	0,35^{7}	2,52	0,18	0,71	1,06	1,46	0,58^{3}	0,40	0,64^{3}	0,21^{2}	1875
0,35	0,32	0,36	0,37^{2}	0,34	0,80	1,27^{3}	0,31^{5}	2,57^{8}	0,18	0,79^{3}	1,09^{8}	1,53^{8}	0,60	0,43^{7}	0,64^{6}	0,21^{2}	1874
0,28	0,26^{8}	0,29^{5}	0,34^{8}	0,34	0,72	1,38^{3}	0,33^{5}	2,33^{2}	0,18	0,67^{8}	1,12^{5}	1,53^{3}	0,60	0,44	0,75^{8}	0,35^{7}	1873
0,26^{5}	0,24^{7}	0,32	0,34	0,36	0,67^{2}	1,39^{3}	0,37^{7}	1,96	0,18	0,55^{7}	1,17^{3}	1,50	0,60	0,44	0,81^{9}	0,37^{4}	1872
0,26^{2}	0,25^{5}	0,30^{9}	0,37	0,38^{5}	0,72^{8}	1,34^{1}	0,34	1,72^{8}	0,18	0,67^{2}	1,17^{3}	1,49^{5}	0,60	0,42^{5}	0,90^{9}	0,41^{2}	1871

Weiter reicht die Statistik leider nicht; um die Bewegung noch ein Stück weiter zu verfolgen, nehmen wir zu Hülfe die Durchschnitts-Lebensmittelpreise in Essen (Ruhr) 1853—1870. (Berechnet auf Grund der Marktberichte des Bürgermeisteramtes Essen und umgerechnet in Kilogr. bezw. Liter u. Mark.)

Jahr	Kartoffeln	Schwarzbrod	Rindfleisch	Kalbfleisch	Hammelfleisch	Speck	Schmalz	Butter	Weizen	Buchweizen	Bohnen weiße	Erbsen	Linsen	Graupen	Reis	Caffee zur gebrannte Mittelsorte	Grütze	Jahr
	100 kg	1 kg	1 kg	1 kg	1 kg	1 kg	1 kg	1 kg	100 kg	100 kg	1 kg	100 kg	1 kg	1 kg	1 kg	1 kg	1 kg	
	M	M	M	M	M	M	M	M	M	M	M	M	M	M	M	M	M	
1870	7,94	0,18^{1}	1,06	0,83^{3}	0,96	1,68^{5}	1,66^{8}	2,33	22,03	20,56	0,28^{4}	23,33	0,29^{5}	0,55	0,60	2,70	0,50	187
1869	6,18	0,17^{6}	1,02^{8}	0,83^{3}	0,92^{6}	1,60	1,61	2,27^{5}	21,97	22,62	0,27^{1}	22,93	0,29^{3}	0,52	0,53	2,65	0,47^{7}	18
1868	7,11^{3}	0,20^{1}	1,05^{8}	0,77	0,92^{5}	1,50^{5}	1,58^{1}	2,13^{6}	27,45	23,04	0,31^{5}	26,01	0,31^{1}	0,50	0,57^{8}	2,49^{3}	0,47	1
1867	8,29^{6}	0,19^{4}	1,08^{5}	0,83^{3}	0,95^{5}	1,50	1,61^{8}	1,98^{5}	27,03	22,55	0,28^{6}	23,42	0,29^{9}	0,51^{3}	0,57^{1}		0,48^{3}	
1866	6,37	0,15^{6}	1,01	0,71^{7}	0,93^{2}	1,44^{3}	1,56^{7}	1,95	21,45	17,67	0,27^{4}	21,90	0,32^{8}	0,43^{5}	0,47		0,41^{7}	
1865	5,97^{7}	0,14^{8}	0,99^{3}	0,65	0,86^{7}	1,21^{8}	1,46^{7}	2,08^{5}	18,98	16,59	0,27^{5}	20,82	0,29^{8}	0,40	0,50		0,41	
1864	6,14^{8}	0,14^{7}	0,95	0,60^{5}	0,88^{3}	1,20	1,48^{3}	1,96	19,82	17,11	0,25^{3}	21,85	0,29^{9}	0,40	0,50		0,50	
1863	5,97^{6}	0,16^{4}	0,95^{3}	0,56^{8}	0,86^{7}	1,49^{3}	1,53^{3}	1,76^{2}	20,02	15,89	0,24^{3}	20,21	0,23^{1}	0,40	0,		0,49^{7}	
1862	7,50^{5}	0,18	0,97	0,59	0,87	1,55^{5}	1,59^{3}	1,84^{5}	24,05	20,02		21,63		0,40	0,		0,45^{8}	18
1861	8,98	0,16^{1}	0,92^{6}	0,57^{3}	0,82^{3}	1,47^{6}	1,55	1,84^{8}	[illegible]	19,15		21,74		0,40^{3}	0,50		0,48^{3}	1861
1860	7,58	0,16	0,91	0,52^{3}	0,81^{7}	1,34^{7}	1,49^{3}	1,57^{8}	[illegible]	19,11		21,72		0,40	0,55^{5}		0,46^{2}	1860
1859	5,62^{6}	0,14^{9}	0,94^{3}	0,50	0,82^{7}	1,21^{7}	1,56	1,85^{3}	19,10	17,29		20,80		0,40	0,46^{7}		0,42^{2}	1859
1858	6,06^{6}	0,15^{4}	0,90	0,51^{7}	0,79	1,51	1,71^{7}	2,17^{7}	20,67	19,46		19,68		0,44	0,63		0,56^{4}	1858
1857	6,45^{9}	0,15^{8}	0,90	0,54^{8}	0,71^{7}	1,60	1,93^{4}	2,02^{9}	22,88	20,52		19,39			0,78^{3}			1857
1856	8,53^{9}	0,19^{2}	0,89^{6}	0,56^{6}	0,81	1,71^{6}	1,78^{3}	1,87^{3}	30,47	25,62		24,32			0,56^{6}			1856
1855	9,65	0,21^{3}	0,91^{3}	0,56^{6}	0,82	1,62^{6}	1,84^{8}	1,74^{5}	30,72	25,52		25,58			0,46^{6}			1855
1854	8,87	0,21	0,70^{2}	0,42^{7}	0,61^{5}	1,38^{3}	1,50	1,51^{3}	29,51	23,79		27,—			0,46^{6}			1854
1853	7,50	0,15^{4}	0,62^{6}	0,33^{8}	0,50^{3}	1,19^{7}	1,30	1,40^{5}	22,14	19,34		19,82			0,47			1853

Politische Correspondenz.

Die wirkliche allgemeine Wehrpflicht.

Die Regierung hat eine Militär-Vorlage im Reichstag eingebracht, die an sich schon von nicht geringem Umfang, doch erst dadurch ihr ganzes Gewicht bekommen hat, daß sie hingestellt und begründet worden ist als die Einleitung zur wirklichen und vollständigen Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht. Wie weit wir bisher noch von diesem Ziel entfernt gewesen sind, davon hat die öffentliche Meinung sich nie eine rechte Vorstellung gemacht; im Gegentheil man hat wohl meist in dem Gedanken gelebt, daß wenn nicht alle, doch nahezu alle gesunden jungen Leute auch wirklich ausexercirt würden; von loosen hört man ja fast nie etwas. Ein Beweis, wie sehr sich die Wirklichkeit von dem allgemein anerkannten Princip entfernen kann, ohne daß die Welt, vor deren Augen sich alles abspielt, es eigentlich bemerkt. Hier und da wundert man sich wohl mal, wenn man aus den jährlich veröffentlicht[illegible]ten die riesige Zahl der Zurückgestellten erblickt und ein Pessimist leitet daraus den deutlichen Beweis für den körperlichen Rückgang und die Degeneration unseres Volkes ab. Der eigentliche Zusammenhang aber bleibt denen, die nicht specielle Nachforschungen anstellen, verborgen. Er liegt wie so oft in der Verwaltungspraxis, der es so leicht ist, die Spitzen eines Princips nicht nur umzubiegen, sondern sogar nach rückwärts zu kehren. Wie lange hat die Welt geglaubt, daß das englische Unterhaus eine demokratische Institution sei, bis der Ruf nach Reform sich erhob und zeigte, daß es bisher das gerade Gegentheil gewesen. Noch heute gilt Vielen die schottisch-presbyterianische Kirchenverfassung für demokratisch: die Bestimmung, welche hauptsächlich zu dieser Auffassung verleitet hat, ist aber schon von Beginn der Reformation an durch stillschweigende Vorbehalte an die Seite gedrückt worden. Liest man die Conscriptions-Verordnungen Napoleons, so sollte man meinen, daß auch hier schon nicht viel an der allgemeinen Wehrpflicht gefehlt habe: erst allmählich entdeckt man die kleine Lücke, durch die die discretionäre Gewalt des Präfecten so Vi[illegible] wollte, d. h. die gesammte besitzende Klasse entschlüpfen ließ. Bei uns giebt es nun ein solches Hinterthürchen nicht. Trotzdem war es auch bei uns möglich, daß ein großer Theil der Wehrfähigen thatsächlich zurückblieb, einfach weil der Begriff der Wehrfähigkeit ein so sehr dehnbarer ist. Mehr als eine bestimmte Zahl Re-

kruten nimmt die Armee nicht auf: es werden also unter den Gestellungspflichtigen nicht sowohl die Brauchbaren als die Brauchbarsten ausgesucht und namentlich die ganze Masse derjenigen, denen man es nicht sogleich mit Sicherheit ansieht, von denen eigentlich nur eine praktische Probe feststellen kann, ob ihre Kräfte hinreichen, zurückgestellt.

Der Jahrgang der 20jährigen ist jetzt in Deutschland etwa 440000 Männer stark; davon treten in die Armee und Marine (eingeschlossen den Nachersatz) etwa 204000, also noch nicht die Hälfte. Ausgeschlossen (wegen Verbrechen) und ausgemustert (wegen Untauglichkeit) werden gegen 50000. Dazu kommen noch etwa 20000 Ausgewanderte und Verschollene. Es bleiben also 166000 Mann, die früher der Ersatz-Reserve zugeschrieben wurden, seit zwei Jahren aber in die beiden etwa gleich starken Klassen der „Ersatz-Reserven" und der „Landsturm-Pflichtigen" getheilt werden*). Die „Ersatz-Reservisten" sind unzweifelhaft fast alle ausbildungsfähig, vielleicht sogar noch ein Theil der Landsturm-Pflichtigen.

Wir hätten also als die Stärke eines einzigen Jahrganges Wehrfähiger gegen 300000 Mann, d. i. über 0,6 pCt. der Bevölkerung**) (48 Millionen), während unsere ganze Armee, eingeschlossen die 60000 Unteroffiziere, nur 1 pCt. der Bevölkerung, zur Zeit (mit den Einjährigen) etwa 477000 Mann stark ist.

Jetzt erkennt man die ganze Perspective des Gedankens der „wirklichen Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht".

Wollte man jene ganze Masse militärisch vollkommen durchbilden, so hätte man dazu eine stehende Armee nicht von 1, sondern von 2 pCt., oder wenn wirklich der Jahrgang der „Tauglichen" nur 240000 Mann stark sein sollte, doch von 1,6 pCt. der ganzen Bevölkerung nöthig. Das ist unmöglich; schon jetzt mildern wir die Strenge des Princips durch die beiden Institute der Dispositionsurlauber und der excercirten Ersatz-Reserven. Wie sollen wir nun den Rest, der noch immer ganz außerhalb bleibt, nutzbar machen?

Dies ist das Problem, mit dem sich unsere Kriegsverwaltung zur Zeit beschäftigt. Vorstufe zu jeder Reform ist, beiläufig bemerkt, die Complettirung des Offizier- und Unteroffizierstandes, die schon jetzt erheblich unter dem vorgeschriebenen Normalsatz sich befinden. Erst wenn dieses Manko ausgefüllt ist,

---

*) In der amtlichen „Uebersicht des Heeresergänzungsgeschäfts" (1888) muß man den 86205 Ersatz-Reservisten noch die 27458 „Ueberzähligen" hinzufügen, dafür aber wieder die „ausgebildeten Ersatzreservisten" (17000) abziehen. Wie flüssig die Grenze der Tauglichkeit und Untauglichkeit ist, kann man auch daraus erkennen, daß Deutschland angeblich im Jahre 1882 (und entsprechend in den vorhergehenden) 62901 „Ausgemusterte" gehabt hat, 1888 aber nur 45548. Der Grund ist, daß seitdem die Kategorie der „Landsturmpflichtigen" geschaffen ist, in die nun 1/3 der früher als gänzlich unbrauchbar Ausgemusterten hinübergeschoben worden ist.

**) Frankreich soll nach der neusten Mittheilung 249000 Mann aus einem Jahrgang einstellen wollen. Das ist durchaus nicht unmöglich, obgleich Frankreich nur 38 Millionen Einwohner hat, da es bei seiner geringen Volksvermehrung weniger Kinder, also verhältnißmäßig mehr erwachsene Männer zählt, als Deutschland.

kann man an die Vermehrung der Mannschaft denken. Die Franzosen suchen das Problem durch eine Vermehrung des stehenden Heeres auf 1,43 pCt. der Bevölkerung und eine große Klasse einjähriger Dispositionsurlauber oder Ersatz-Reservisten, wie man sie etwa nach der bei uns üblichen Klassificirung nennen könnte, zu bezwingen. Auf diese Weise gedenken sie einmal 10 pCt. ihrer Bevölkerung, 3800000 im Kriegsfall aufstellen zu können. Das Höchste, was bisher ein moderner Staat geleistet hat, war (nicht etwa in Frankreich 1793 oder 1870), sondern in Preußen im Jahre 1813 mit fast 6 pCt. der Bevölkerung (272000 Mann).

Wenn unsere Philologen die Bevölkerung der antiken Staaten untersuchen, so pflegen sie anzunehmen, daß sie sich zur Zahl der Krieger wie 5 : 1 oder gar wie 4 : 1 verhalten habe. 20 oder gar 25 pCt. der freien Bevölkerung also waren wehrfähig — wenn's wahr ist.

Die Klasse der einjährigen Ersatz-Reservisten (Dispositions-Urlauber) ist das eigentlich Charakteristische der französischen Armeeverfassung: statt eine gleichmäßige Durchschnittszeit der Ausbildung für die gesammte Mannschaft festzustellen, hat man es vorgezogen, neben vollausgebildeten Dreijährigen diese Klasse von Einjährigen zu schaffen. Sieht man, wie es gewöhnlich geschieht, nur die Ausbildung des Einzelnen als das Ziel der activen Dienstzeit an, so wäre eine solche Unterscheidung gewiß nicht richtig. Das wirkliche Ziel der Ausbildung ist aber nicht bloß die Erziehung des Einzelnen, sondern ebenso sehr die des Ganzen, die des taktischen Körpers, der Compagnie, des Bataillons. 250 völlig ausgebildete Leute mit Offizieren und Unteroffizieren, die man eines Tages aus lauter verschiedenen Truppentheilen herangeholt zu einer neuen Compagnie zusammensetzt, sind noch nicht eine fertige Compagnie, sondern es gehört dazu die Bildung eines einheitlichen Geistes, die nicht ohne neue Zeit und Arbeit zu erreichen ist. Fertige Cadres, die sich durch Reservisten complettiren, sind darum so sehr viel mehr werth als Truppentheile, die erst bei der Mobilmachung gebildet werden. Selbst wenn man nachweisen könnte, daß unsere Soldaten allesammt mit zwei Jahren völlig ausgebildet seien und im dritten Jahr gar nichts mehr zulernten, so wäre das Ausscheiden dieses dritten Jahrganges für die Armee dennoch ein unermeßlicher Verlust, eben weil jener dritte Jahrgang in dem Organismus der Compagnie das eigentliche Knochengerüst bildet. Es ist unmöglich, daß in einer Compagnie mit höchstens Zweijährigen ein so fester Zusammenhalt, begründet auf gegenseitiger Kenntniß, Vertrauen, Subordination, Gewöhnung vorhanden sei wie in einer Compagnie mit dreijähriger Dienstzeit, selbst wenn die Geschicklichkeit des Einzelnen im Exerciren, Schießen und allen Funktionen des Dienstes hüben und drüben ganz gleich ist.

Zu welcher Lösung des Problems der wirklichen allgemeinen Wehrpflicht die deutsche Kriegsverwaltung nun auch endlich gelangen möge, die angeführten Zahlen und Axiome muß man sich klar machen, nicht nur um die Zukunft, sondern auch um die Vergangenheit, um den Ursprung unserer Wehrverfassung

zu verstehen. Der Reichskanzler und der Kriegsminister haben sich darauf berufen, daß sie nur den alten Scharnhorst'schen Gedanken durchzuführen beabsichtigten. Der Abgeordnete Richter hat in seiner Zeitung darauf erwidert, daß ja Scharnhorst die Landwehr nicht als einen Theil der Armee, sondern als ein selbständiges Institut neben der Armee gedacht habe; nicht in der Armee und durch die Armee sollten Landwehrmänner ausgebildet werden, sondern als eine Art militärisch disciplinirter Bürgerwehr sollte diese sich ihren Nachwuchs mit wenig Aufwand selber bilden. Es scheine, bemerkt die „Freisinnige Zeitung" höhnisch, die Militär-Verwaltung entnehme den Scharnhorst'schen Ideen nur das, was das Volk belaste, nicht was es entlaste.

Ich will nicht die Manen Scharnhorst's gegen Herrn Richter anrufen, aber den Verfasser der Scharnhorst'schen Biographie, den trefflichen Max Lehmann, dem die „Freis. Zeitung" ihre Citate entnimmt, will ich wenigstens davor bewahren, daß sein herrliches Buch derart unwidersprochen gemißbraucht werde.

Der Grundgedanke aller Scharnhorst'schen Landwehrpläne, von denen die „Freis. Zeitung" nur den einen aus dem Jahre 1807 zu kennen scheint, ist die allgemeine Wehrpflicht. Wir sahen, welche Schwierigkeit es uns heute macht, diesen Gedanken zu verwirklichen, noch viel größer waren sie für Scharnhorst. Der moralische Zustand und Ruf der altpreußischen Armee machte es unmöglich, die höheren Gesellschaftsklassen direct in sie einzureihen. Die Mannschaft dieser alten Armee bestand ja aus der untersten Stufe der Bevölkerung vermischt mit den Vagabunden aller Länder, zusammengehalten durch den Stock und die Spießruthen. Kein Bürger hätte sich mit einem Soldaten im Wirthshaus an denselben Tisch gesetzt. Kant verweigerte einem Mann eine Empfehlung, weil er Soldat gewesen war. Niebuhr klagte, nur Schwärmer könnten die culturfeindliche, bei rohen Hauptleuten ausgebrütete Idee der allgemeinen Wehrpflicht annehmen. Vincke nannte sie das Grab der Cultur, der Wissenschaften, der Gewerbe, der bürgerlichen Freiheit und aller menschlichen Glückseligkeit. Die pommerschen Stände protestirten 1809, die Berliner Stadtverordneten-Versammlung einstimmig noch nach dem Kriege, 1817; selbst der Königsberger Landtag im Jahre 1813 im Enthusiasmus der Erhebung ließ doch die Stellvertretung zu. Nur allmählich hat man zwei so entgegengesetzte Elemente, wie den gemeinen altpreußischen Soldaten und den Gebildeten unseres Jahrhunderts zu einer neuen einheitlichen Masse verschmelzen können. Die den Regimentern zugetheilten, „freiwilligen Jäger-Detachements" im Jahre 1813 bilden den Uebergang. Wer im Jahre 1807 den Gedanken der allgemeinen Wehrpflicht faßte, konnte unmöglich daran denken, ihn einfach im Rahmen der alten Armee zu verwirklichen.

Noch durchschlagender aber ist eine zweite Betrachtung. Die neue Einrichtung sollte geschaffen werden, um die Franzosen zum Lande hinauszujagen; schon im Jahre 1809 verlangten die Patrioten die Erhebung. Wie weit wären sie mit ihrer „Landwehr" gekommen, wenn sie 1807 anfangen wollten, den ersten Jahrgang in die Armee einzustellen?

Dieser erste Gedanke der allgemeinen Volksbewaffnung konnte also garnicht anders gefaßt werden, als daß man neben der Armee ein zweites Institut schuf, ein Bürger-Aufgebot, dem man diesen Charakter ließ, indem man ihm daneben so viel militärischen Geist als möglich einzuflößen suchte. Tritt nun eine solche Idee in's Leben, so ist es selbstverständlich, daß der Schöpfer nicht das Mangelhafte, den Nothbehelf darin im Auge hat, sondern im eigentlichsten Sinne des Wortes aus der Noth eine Tugend machend, ihr auch in dieser mangelhaften Gestalt eine innere Berechtigung vindicirt und sie aus dieser heraus rechtfertigt. Scharnhorst hat es daher in seinem ersten Entwurf direct zurückgewiesen, daß die „National-Miliz" „vorher durch das stehende Heer gehe", sie werden den „rechten Geist nie bekommen, wenn ihre Selbständigkeit durch einen eingebildeten Druck gelähmt" werde. Nichts ist falscher als aus diesem Satz zu schließen, daß Scharnhorst, wenn ihm eine Möglichkeit gezeigt worden wäre (nach der wir ja heute noch suchen) wirklich die ganze Mannschaft durch das stehende Heer gehen zu lassen, das verworfen haben würde. Auch Lehmann (Knesebeck und Schön S. 247) weist ausdrücklich diese Vorstellung zurück: „nicht principiell, sondern nur mit Rücksicht auf die augenblickliche Lage" habe Scharnhorst die Sonderstellung der „Miliz" verlangt. Durch eine Analogie aus Scharnhorst's Leben selbst kann man diese Auslegung als die historisch einzig richtige erhärten. Weil man nicht genug Gewehre hatte, ließ Scharnhorst 1813 dem ersten Glied der Landwehr anfänglich Piken geben, „sechs Fuß lange Stangen mit sechszölligem spitzen Eisen". Er berief sich dafür auf seinen großen Lehrer den Grafen Wilhelm von Lippe-Bückeburg, der die Bewaffnung eines Theils der Infanterie mit Piken theoretisirend empfohlen hatte. Glaubt man nun, daß Scharnhorst als aus England die nöthigen Gewehre kamen, die Landwehr doch lieber bei den Piken gelassen hat?

Scharnhorst starb, als er eben den ersten Blick in das Land der Verheißung gethan hatte; seine Jünger und Freunde, Gneisenau, Boyen, Grolman, Clausewitz haben sein Werk vollendet. Unter was für Umständen und Motiven die allgemeine Wehrpflicht in Preußen definitiv Gesetz geworden ist (1814), ist bis auf den heutigen Tag in Dunkel gehüllt. Man hatte in historischen Kreisen immer gehofft, daß die Boyen'schen Memoiren einmal hierüber Licht verbreiten würden, aber seit bekannt geworden ist, daß dieses kostbare Werk nur bis zur Schlacht bei Leipzig reicht, so scheint's, wird die Geburt dieses Gesetzes, das im Laufe des Jahrhunderts den Welttheil umgestalten sollte, auf immer im Dunkel bleiben.

Auch das Wehrgesetz von 1814 hat nun die grundsätzliche Scheidung von Linie und Landwehr beibehalten. Denn waren jene oben genannten für Scharnhorst maßgebenden Erwägungen auch nunmehr überwunden, so blieb immer noch ein sehr starkes Moment, welches gegen die völlige Verschmelzung sprach. Die Armee hatte unter den Gemeinen in dieser Epoche noch über ein Drittel Capitulanten, Berufssoldaten, die freiwillig über ihre Verpflichtung hinausdienten; eine Menschen-Species, die heute vollständig ausgestorben ist. Man

ist froh, wenn man genug Capitulanten hat, um die Unterofficierstellen zu besetzen. Diese alten Soldaten hinderten natürlich jährlich die Einstellung von ebensoviel Rekruten. Der Kriegsminister Hake hat später einmal berechnet, daß jeder Capitulant die Ausbildung von acht Anderen ausschließe. Da man nun die alten Soldaten gern behielt und doch gleichzeitig von dem Princip der allgemeinen Wehrpflicht nichts ablassen wollten, so blieb nichts übrig, als in die Landwehr auch unausgebildete Leute einzustellen, ihr also auch jetzt noch den Charakter einer Bürgerwehr nicht ganz zu nehmen. Erst allmählich ist sie dann, da doch die militärischen Mängel der Institution deutlich zu Tage lagen, mehr und mehr der Armee genähert und endlich gänzlich mit ihr verschmolzen worden, so daß jetzt eigentlich nur noch eine Unterscheidung nach Altersklassen vorliegt. Von dem großen Grundgedanken Scharnhorst's aber hat man auf diesem Wege wieder etwas verloren: da die Landwehr nur gediente Leute enthält und die Armee für die Ausbildung Aller keinen Raum hat, so ist die allgemeine Wehrpflicht bei uns keine Wahrheit mehr, oder noch richtiger, sie ist noch immer keine Wahrheit, da auch Scharnhorst und Boyen zur völligen Durchführung niemals gelangt sind.

Wer hat nun Recht, sich auf Scharnhorst zu berufen: diejenigen, die das gesammte Volk militärisch durchbilden wollen, oder diejenigen, die erklären, daß die allgemeine Wehrpflicht für Scharnhorst untrennbar gewesen sei von einer selbständigen Miliz mit ganz kurzer Dienstzeit neben dem Heer? Es ist dieselbe Frage, wie die nach den wahren Nachfolgern Luther's. Sind es diejenigen, die die Sätze, wie Luther sie ausgesprochen, in der Form, die ihnen seine Subjectivität, die Zeit und die Verhältnisse gaben, unverändert nachsprechen oder diejenigen, die die Luther'schen Grundgedanken ergreifend, sie fortbilden zu immer reinerer und höherer Gestaltung? Der am stärksten in die Augen springende Gedanke Scharnhorst's ist die allgemeine, die unbedingte Wehrpflicht jedes Waffenfähigen, aber das war nicht sein einziger Gedanke. In seiner Vertheidigung der „stehenden Heere" erklärt er die militärische Disciplin für den Grundpfeiler aller Cultur der Menschheit; wer diese „geheiligte Einrichtung verdächtig zu machen suche, verdiene nicht den Namen des Menschen". Durch die feinere Ausbildung der Kriegskunst werde ein höher stehendes Volk befähigt, sich gegen ein roheres zu schützen; alle Fortschritte der Kunst und Cultur würden bald dahin sein, wo die Kriegskunst zurückbleibe, und deshalb dieser Schutz versage. Die „Anspannung aller Kräfte", welche die Natur ihres Landes den Königen von Preußen auferlegt habe, um sich ihren Nachbarn furchtbar zu machen, setzt Scharnhorst unmittelbar gleich mit der Beförderung von „Kultur, Aufklärung oder Glückseligkeit" (man erkennt an diesen Ausdrücken das Zeitalter der Aufklärung). Und auf diesen Mann will man sich heute berufen, um uns zu empfehlen, unsere Landwehr wieder auf den Stand einer Miliz zurückzuschrauben? Scharnhorst hatte zu kämpfen gegen ein verknöchertes Zopf-Soldatenthum in der preußischen Armee und er hat diesen Feind, zäh wie er ist, endlich überwunden. Es sind die echten Scharnhorst-

söhne, welche sich heute anschicken, seine beiden Grundgedanken, die allgemeine Wehrpflicht des Bürgers und die ausgebildete kriegerische Kunst des Soldaten indem sie sie zu einer völligen Einheit verschmelzen, auf ihren Gipfel zu erheben und zu vollenden: das auszuführen, was der größeste unter den Freunden und Jüngern Scharnhorst's, Gneisenau, (1820) ausdrückte mit den Worten: „ein stehendes Heer, so hoch potenzirt als möglich, daneben eine Landwehr so ausgedehnt als möglich".

Indem nun alle Parteien nahezu einig sind, die Regierung bei ihrem Bestreben in der Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht zu unterstützen, sind sie auch ebenso darin einig, diesen Entschluß als ein trauriges Verhängniß zu bejammern und die dem Volke auferlegte Last für erdrückend zu erklären. Man kann ihnen das nicht verübeln; es gehört zum Jargon des Parlamentarismus. Was würde auch die Wählerschaft dazu sagen, wenn heute wieder ein Scharnhorst aufträte und denjenigen Staat principiell für den besten, culturförderndsten erklärte, der seine Kraft aufs höchste anspannte, um sich seinen Nachbaren furchtbar zu machen? Wächst denn aber nicht thatsächlich die Militärlast ins Grenzenlose? Ganz gewiß, ganz ebenso wie der allgemeine Wohlstand, dem auch von der Natur keine Grenzen gesetzt sind. Wächst die Militärlast schneller als der allgemeine Wohlstand? Ganz gewiß nicht, obgleich jene Ansicht in der öffentlichen Meinung die herrschende ist. Aber die öffentliche Meinung hat sich gerade in diesem Punkt bisher so regelmäßig getäuscht, daß man wohl mißtrauisch gegen sie werden kann. Ist der allgemeine Wohlstand in Preußen seit der Conflictszeit gewachsen? Ganz enorm — und doch hat die damalige Erhöhung des Militärbudgets, das seitdem noch unausgesetzt gesteigert worden ist, schon für unerträglich gegolten. In den Jahren nach den Freiheitskriegen berichteten alle Oberpräsidenten, daß ihre erschöpfte Provinz mit Steuern überbürdet sei. Im Jahre 1795 schloß die Preußische Regierung den Baseler Frieden und zog sich aus der großen europäischen Politik zurück, weil der Schatz erschöpft war und man den gedrückten Unterthanen nicht noch mehr Steuern aufpacken wollte. Die Armee blieb, wie sie war und nach einigen Jahren kam Napoleon und holte eine Milliarde Kriegscontribution aus dem Lande, das dann doch noch die Kraft hatte, die Freiheitskriege durchzukämpfen. Als der Siebenjährige Krieg begann, erklärten die Stände, Mißwachs, Viehsterben und andere Calamitäten machten ihnen Extra-Leistungen fast unmöglich. Darauf hielten sie den Siebenjährigen Krieg aus und nach dem Schluß des Krieges baute der König das Neue Palais, einen Prachtbau, der es an Kostspieligkeit mit allen Bauten Ludwig XIV. aufnehmen kann. Es sei ganz unmöglich, erklärten die brandenburgischen Stände ihrem Kurfürsten im Beginn des 30 jährigen Krieges, jährlich zwei Tonnen Goldes für Soldaten aufzubringen. Darauf kam Wallenstein und holte aus dem unvertheidigten Lande binnen wenigen Jahren 200 Tonnen Goldes. Das war noch ehe die Schweden kamen und was der Mansfelder nahm, ist auch noch nicht mitgerechnet. Bei unseren Nachbarn ist es nicht anders gewesen. Wie schwuren in den 60ger

Jahren die französischen Liberalen, daß das bonapartische Soldatenkaiserthum dem Lande das Mark aus den Knochen sauge; der Marschall Niel konnte seine Armee-Reform nicht durchsetzen. Die Nation sei die mächtigste, erklärte 1867 Jules Favre, welche am meisten entwaffne. (Je suis convaincu, que la nation la plus puissante est celle qui serait la plus près du désarmement): man wolle aus Frankreich eine große Kaserne machen. Hüten Sie sich, daß es nicht ein großer Kirchhof werde, antwortete der Marschall. Sein Plan fiel. Der Krieg kam doch. Wir ließen uns 5 Milliarden Kriegskosten bezahlen, ebenso viel kostete den Franzosen der Krieg selbst, nach dem Frieden verdoppelten sie ihre Armee, als grimmer Feind verwüstete gleichzeitig die Reblaus den Hauptproducenten ihres Wohlstandes, den Weinstock, und heute ist Frankreich reicher und blühender als je. England stehe am Rande des Bankrotts erklärten die Nationalökonomen schon im vorigen Jahrhundert: die Staatsschuld verschlinge den gesammten Nationalwohlstand. Darauf begann die Periode des 23 jährigen Krieges gegen das revolutionäre und napoleonische Frankreich; England bezahlte nicht nur seinen eignen Krieg, sondern durch seine Subsidien auch einen großen Theil des continentalen und blieb unter allen Völkern das reichste.

Soll man also wirklich der öffentlichen Meinung in ihrem Jammer um das Steigen der Militärlast trauen? Soll man sich mit bekreuzigen vor dem Gespenst der allgemeinen Verarmung oder soll man dem Popanz auf den Leib rücken und ihn niederschlagen mit der Keule der Wahrheit, deren Schläge heißen: wir sind ein Staat, dessen actives Vermögen an Eisenbahnen, Bergwerken, Domänen, Forsten viel größer ist als seine Schulden; wir sind ein Staat, der mit einem Federstrich die Zinsen für seine Anleihen um ein halbes Procent herabsetzen kann, sobald er will; wir sind ein Staat, der noch so gut wie gar keine Erbschaftssteuer hat; wir sind ein Staat, dessen Einkommensteuer so viel zu gering eingeschätzt wird, daß alle Welt nach der Fassion schreit; wir sind ein Staat, in dem das Groß-Gewerbe, speciell das Bankier-Gewerbe, eine wahrhaft mikroskopische Gewerbe-Steuer zahlt; wir sind ein Staat, der noch immer eine geringe Branntwein- und Bier- und eine minimale Tabaksteuer hat. Und dieser Staat soll in Gefahr sein, seine Rüstung nicht mehr tragen zu können?

Wie man sich nun aber auch zu dieser Frage stellen möge, sie ist eine rein akademische, so lange auch die Pessimisten zu dem Schluß kommen, daß die Rüstungen, was auch das Ende sei, ratione temporum habita bewilligt werden müssen, und in diesem Schluß ist offenbar die große Majorität der Volksvertretung bereits einig. Nachdem der Reichskanzler das Septennat hat fallen lassen, ist auch der bessere Theil der deutschfreisinnigen Partei bereit, sich der patriotischen Pflicht zu unterwerfen und gewinnt damit eine grundsätzlich andere Stellung zur Regierung und den übrigen Parteien. Als wir diese Hoffnung hier zuerst, gleich nach den Wahlen aussprachen, erklärte die „Germania", Niemand nehme den Gedanken ernst. Heute ist er eine Thatsache,

die freilich dem Ultramontanismus ganz besonders unangenehm sein muß, da sie die ausschlaggebende Stellung des Centrums zwar noch nicht aufhebt, aber doch wesentlich einschränkt. Große Hoffnungen wagen wir dennoch auf diese Entwicklung nicht zu setzen. Die Person und Manier Richter ist in einem demokratischen Zeitalter doch eine gewaltige Macht und hat jedenfalls einen sehr erheblichen Theil der Fraction in ihrem Gefolge. Von viel größerer Wichtigkeit würde die Spaltung bei einer Neuwahl werden. Lösen sich die Elemente des höheren Bürgerstandes von der jetzigen deutsch-freisinnigen Partei ab, so verliert sie in sehr vielen Wahlkreisen wenigstens so viel oder so wenig Stimmen als dazu gehören, sie in die Minorität zu bringen.

Als die Fusion vollzogen wurde, schlossen sie die Contrahenten in der Meinung, eine große liberale Partei zu gründen. Die Gegner meinten, es könne nur entweder zu einer verstärkten Fortschritts-Fraction unter der Führung Richters oder zu einer neuen Spaltung, zwischen Richter und Hänel einsetzend führen. Die erste Möglichkeit ist garnicht, die zweite bis jetzt, die dritte wird wohl in der Zukunft eintreten. Die Gruppe Richter wird sich dann wohl mit den Süddeutschen zu einer Volkspartei zusammenschließen, eine Genossenschaft, die wir ihr gewiß von Herzen gönnen. Da die schwäbischen Bauern eifrige Anhänger der Getreidezölle sind, so ist ja auch in dieser neuen Fusion sofort dafür gesorgt, daß keine Kirchhofsruhe eintrete. Es wiederholt sich ja überhaupt Vieles in der Welt. Als vor nunmehr 150 Jahren, im Februar 1742 der Minister Walpole in England gestürzt war, nachdem er ein Vierteljahrhundert uneingeschränkt regiert, da berichtete ein hannöverscher Diplomat nach Hause: „Was in achtundzwanzig Jahren nicht gesehen, nicht gehört, ja nicht geglaubt worden, das hat sich nunmehr ergeben"; Whigs und Tories, Patrioten und wie sie alle hießen, seien einig miteinander und wetteiferten, ihre Königstreue und Vaterlandsliebe zu bethätigen. Whigs und Tories würden bei Hofe gesehen und gnädig empfangen, weder im Ober- noch im Unterhause gäbe es eine Opposition; was der König vom Parlament fordern möge, alles werde ihm bewilligt." D.

Aus Oesterreich.

Wien, 29. Mai.

Der Schluß der Session des österreichischen Abgeordnetenhauses führte zu einem neuen Siege der Polen, der Alles in den Schatten stellt, was Galizien bis jetzt an Vortheilen und Begünstigungen gegenüber allen anderen Kronländern des Kaiserstaates erlangt hat. Die Grundentlastung wurde in Oesterreich in der Weise durchgeführt, daß von dem erhobenen Werthe der pflichtmäßigen Leistung aller ehemaligen Unterthanen zwei Drittheile an die berechtigten Herrschaftsbesitzer in Obligationen zur Vertheilung kamen, die nach bestimmten Verlosungsplänen allmälig ausbezahlt wurden. Für ein Drittheil mußte das Land aufkommen, das zweite hatten die entlasteten Bauern zu decken. Um die Aufbringung der Tilgungsquoten zu erleichtern, gewährt der Staat den einzelnen

Ländern Vorschüsse, ohne dafür Zinsen zu erheben, ließ sich jedoch das vorgestreckte Kapital von den Ländern in Ratenzahlungen wieder ersetzen. Kein Kronland, auch das gewiß arme Herzogthum Krain nicht, konnte sich dieser Rückzahlungspflicht entziehen, erst in den letzten Jahren wurden von der Regierung neue Vereinbarungen über die Abstattung desselben vereinbart. Nur Galizien verlangte eine Ausnahme, die in nichts Geringerem bestehen sollte, als daß der Staat auf den Ersatz der dem Lande geleisteten Vorschüsse verzichte, das heißt, daß er selbst bezahle, wozu Galizien verpflichtet wäre. Die Summe, um die es sich dabei handelt, ist keine geringfügige. Es wurden nämlich von 1857 bis 1889 bereits 95,5 Millionen Gulden vom Staate an die Besitzer galizischer Grundentlastungs-Obligationen ausgefolgt, außerdem sollen noch bis 1897 jährlich 2,1 Millionen als nicht rückzahlbare Subvention an Galizien entrichtet werden, so daß die Leistung Oesterreichs für die galizische Grundentlastung zusammen 106.6 Millionen beträgt. Bei der Verhandlung über diesen Gegenstand, der durch eine besondere Gesetzesvorlage zum Abschluß gebracht werden sollte, nahm die Minorität des Abgeordnetenhauses den Standpunkt ein, daß man erst dann über Nachlässe, die dem Lande Galizien zugestanden werden könnten, berathen dürfe, wenn die Rechtsfrage erledigt sei. Die Polen behaupten nämlich, es sei ihnen durch das kaiserliche Patent vom 15. August 1849 versprochen worden, der Staat werde die Verpflichtung der galizischen Bauern auf sich nehmen. Dieses Versprechen könne durch die seit 1853 wiederholt gemachten Versuche, Galizien in der Grundentlastungsangelegenheit ebenso wie die anderen Kronländer zu behandeln, nicht wirkungslos gemacht werden, der Staat sei verpflichtet, das vom Kaiser gegebene Wort einzulösen. Der Text des erwähnten Patentes ist jedoch durchaus nicht so deutlich und klar abgefaßt, daß daraus eine Zusage im angedeuteten Sinne nachgewiesen werden kann. Die Minorität beantragte daher, es sollte das Reichsgericht zur Entscheidung der Frage angerufen werden, ob Galizien die erhaltenen Vorschüsse zurückzuzahlen verpflichtet sei, oder nicht. Wenn das Reichsgericht das Rechtsverhältniß zwischen Staat und Land vollkommen aufgeklärt habe, könne auf Billigkeitsgründe Rücksicht genommen und ein Vergleich zwischen diesen beiden angebahnt werden. Selbst für diesen von größter Mäßigung und Vorsicht Zeugniß gebenden Antrag war die Majorität nicht zu gewinnen. Die Polen erklärten mit einer Frechheit, auf die man selbst von dieser Seite nicht vorbereitet war, die Uebernahme der Grundablösung in Galizien sei nur eine Sühne gewesen für das Unrecht, das die Herrschaft der österreichischen Beamten in ihrem Lande verübt habe; sie gingen aber noch weiter, indem sie mit nicht mißzuverstehender Deutlichkeit darauf hinwiesen, es sei übrigens ganz gleichgiltig, wie das Reichsgericht entscheide und was das Abgeordnetenhaus beschließe: Galizien werde doch nicht zahlen! Vergebens rief Hofrath Lienbacher, der klerikale Vertreter eines deutschen Landbezirkes der Rechten zu: „Bedenken Sie doch, was für einen Eindruck es machen muß, wenn die Völker in Oesterreich hören sollen, die ganze Schuld von 106 Millionen

ist dem Lande Galizien geschenkt worden, wenn die Bewohner der anderen Länder hören, daß das geschehen sei, weil im Jahre 1848 in Galizien die Bevölkerung mit dem Aufruhr gedroht habe!" Auch seine ehemaligen Parteigenossen, die Abgeordneten der Bauern von Oberösterreich und Tirol stimmten für die Polen, oder verließen wenigstens den Saal, um ihnen durch die Enthaltung von der Abstimmung zum Siege zu verhelfen. Mit 157 gegen 139 Stimmen wurde das Gesetz angenommen, durch welches Oesterreich gezwungen ist zu den 40 Millionen, die es jährlich für die Verwaltungskosten von Galizien daraufzuzahlen hat, noch weitere 106 Millionen zu legen, die es diesem Lande zur Entlastung seiner Bauern geliehen hatte.

Es ist begreiflich, daß Tschechen und Slovenen aus Anhänglichkeit an ihre slawischen Stammesbrüder und um die Gemeinsamkeit der slawischen Interessen zu bethätigen, sich große Opfer auferlegen; aber es ist eine Gewissenlosigkeit deutscher Abgeordneter, der großen Grundbesitzer und der Landgemeinden, daß sie, die selbst über unerträgliche Belastung klagen und ihren Wählern vorspiegeln, von ihnen hätten sie eine Erleichterung derselben zu erwarten, mit dem Einkommen des Staates Geschenke an ein einzelnes Land machen, damit dessen Vertreter nicht den Bestand der Majorität und einer ihnen sympathischen Regierung gefährden. Erheiternd wirken die Gründe, mit welchen die Clerikalen nachträglich ihr Verhalten vor der Bevölkerung zu rechtfertigen suchen. Sie nennen dasselbe — werkthätiger Antisemitismus. Die galizischen Bauern, versichern sie, müßten den Juden in die Hände fallen, wenn das Reich auf seiner Forderung bestehen wolle. Es sei besser, auf die Rückhaltung der Vorschüsse zu verzichten, als die Aussaugung Galliziens durch die Juden zu verschulden. Die deutschen Bauern werden trotz dieser salbungsvollen Belehrung doch nicht einsehen, warum sie weniger Anspruch haben sollten, vor den Juden geschützt zu werden, als die Polen. Wenn es überhaupt möglich wäre, unseren Bauern die Augen darüber zu öffnen, wie sie von ihren geistlichen Vertretern mißbraucht und verrathen werden, die Debatte über die galizische Grundentlastung müßte es zu Stande bringen.

Kaum ist die Regierung einer Sorge ledig, so tritt jedoch schon eine andere, vielleicht noch bedenklichere, an sie heran. Der böhmische Landtag ist zu einer außerordentlichen Session einberufen, um das Ausgleichswerk zu genehmigen. Es steht jedoch heute schon fest, daß die Verhandlungen vor den Delegationen nicht zum Abschluß gebracht werden können. Die Agitation der Jungtschechen hat die Alttschechen derart verschüchtert, daß sie für ihr eignes Werk nicht mehr einzutreten wagen. Sie geben ihre Zustimmung, daß die Berathung ins Unendliche verschleppt werde, ja sie haben sogar schon durchblicken lassen, daß sie sich an den Wortlaut der Abmachungen mit den Deutschen nicht gebunden erachten. Diese haben selbstverständlich nichts Anderes zu thun, als unerschütterlich auf ihrem Standpunkt zu beharren. Ihre Situation ist so einfach, als günstig. Hält die Majorität des böhmischen Landtages die Zusagen ihrer Vertrauensmänner nicht aufrecht, so haben auch sie keine Verpflichtung mehr, im

böhmischen Landtag auszuharren. Wenn sie jetzt zum zweitenmale zur Abstinenz gezwungen werden, dann ist das Recht ganz und gar auf ihrer Seite und die Regierung mag sehen, wie sie ihren Standpunkt der Völkerversöhnung mit einer Majorität von Wortbrüchigen festzuhalten vermag. Eine größere Gefahr, als die ihr jetzt durch die Tschechen drohende, hat das Ministerium Taaffe noch nimals zu bestehen gehabt. Es hat sich der Krone gegenüber gebunden, den Ausgleich in loyaler Weise durchzuführen. Wie nun, wenn Graf Taaffe sich dazu außer Stand gesetzt sieht? Den „factiösen" Deutschen wird diesmal kaum die Rolle des Sündenbockes aufgehalst werden können. Sie haben redlich geleistet, was man von ihnen verlangt hat, sie haben das Beispiel großer Enthaltsamkeit und Nachgiebigkeit gegeben; wird man sich an höchster Stelle dazu bestimmen lassen, sie dafür nochmals an die Wand zu drücken? — Graf Taaffe macht alle Anstrengungen, seinen Regierungskarren flott zu erhalten. Er soll sogar mit den Jungtschechen unterhandeln und ihnen Zugeständnisse machen. Wenn sich das bewahrheitet, dann ist er auf eine abschüssige Bahn gerathen und wird sich das Vertrauen derjenigen verscherzen, von denen ihm allein Hilfe werden kann, von den böhmischen Großgrundbesitzern. Nur ein festes Zusammengehen dieser und der Deutschen kann den böhmischen Ausgleich und mit diesem den Grafen Taaffe retten. *

Frankreich. — Rußland. — England. — Italien.

Berlin, Ende Mai 1890.

Die seltsame Wirkung, welche der Rücktritt des Fürsten Bismarck ausgeübt, dauert noch fort. Die verschiedenen großen Nationen, unsere Genossen in der europäischen Staatenfamilie, fühlen sich von einem Druck erlöst. Die Spekulation, wie die gewonnene Freiheit benutzt werden soll, treibt nicht mehr so üppige Blüthen, wie im ersten Monat. Das kommt aber nur daher, weil das Resultat der bisherigen Spekulation gewesen ist, daß man sich auf das Abwarten legen müsse; keineswegs daher, weil man einen Weg gefunden hat, den man jetzt entschlossen verfolgen will. Bei dieser Rolle des Abwartens, zu der man überall gegriffen hat, tritt noch eine besonders merkwürdige Erscheinung hervor. Solange Fürst Bismarck die Zügel führte, blickte man nach ihm, wie eine Kapelle nach dem Taktstock des Dirigenten, aber nicht, um dem gefürchteten Staatsmann zu folgen, sondern um auf der Hut zu sein, daß man nicht plötzlich von einem Geschoß getroffen werde. Man hütete sich also vor jedem Fehler, vor jeder starken Bewegung, vor jedem Kraft absorbirenden Handeln nach innen, wie nach außen. Nun ist die Furcht geschwunden. Man könnte sich also den solange vernachlässigten inneren Arbeiten mit ungestörter Hingabe widmen. Allein das thut man nicht. Man beschäftigt sich theils damit, der chronischen Krisis Europas an den Puls zu fühlen und sich immer stärker auf den Moment zu rüsten, wo die Krisis akut werden kann. So machen es Franzosen und

Russen. In Italien und England dagegen treibt man zwar innere Politik, aber nicht mit dem Gefühl, daß dies die wichtigste Arbeit ist. Mehr als für alle innern Fragen interessirt man sich in Italien für die Kolonie am Rothen Meere und für die Ordnung der Beziehungen zu Abessynien. England, dem seine irischen Angelegenheiten so ernstliche Sorge machen sollten, läßt sich durch einen Abenteurer auf uns Deutsche eifersüchtig machen, die wir im Begriff sein sollen, ihm die größten Schätze Afrikas vor dem Munde wegzuschnappen. So ist überall der Blick nach außen gerichtet; bei den innern Arbeiten, so drängend und bedeutend sie sind, ist man nur mit halber Seele.

Frankreich hat den Boulangismus, eine moralische Epidemie, welche ein Ungeheuer erschuf, gleich einem Fabelthier der alten Welt aus Schrecken und Lächerlichkeit zusammengesetzt, nunmehr völlig überwunden. Man streitet nur noch, wer den meisten Spott und Schimpf verdient, dafür, daß er bei der Erschaffung des Ungeheuers mitgewirkt. Ein Theil der Monarchisten, der diese Schande fühlt, verfolgt jetzt den Gedanken der Bildung einer verfassungstreuen Rechten, welche, indem sie die Wiedereinsetzung jeder Dynastie fallen ließe, nur das Banner der konservativen Grundsätze entfalten würde und durchaus nicht daran zu verzweifeln brauchte, dasselbe zum Siege zu führen. Es handelt sich namentlich um ein anderes Verhältniß des Staates zur Religion, d. h. in Frankreich: zur katholischen Kirche. Die Konservativen fordern Einhalt in der sogenannten Laisation des Unterrichts, welche darin besteht, in der Schule jede Anspielung auf die Begründung der Moral durch irgend einen Gottesglauben, irgend einer Religion zu verpönen. Bei andern Völkern begnügt man sich damit, den Dienern derjenigen Religion, welche die Religion der Mehrzahl ist, den religiösen Unterricht in der Schule zu gestatten, aber diesen Theil des Unterrichts ebenso wie den gesammten Unterricht unter die Aufsicht des Staates zu stellen, damit nicht schädliche Dinge gelehrt werden. In Frankreich kann man natürlich nichts halb thun. Am liebsten möchte man den Zöglingen der Schulen ganz verschweigen, daß es je so etwas wie Gottesglauben und Religion gegeben. Da müßte man aber den Geschichtsunterricht aufgeben. Da das nicht angeht, darf in diesem Unterricht die Religion nur vorkommen als eine vor der Wissenschaft höchst zweifelhafte Sache, als ein Wahn, der viel Unglück angerichtet u. s. w. Indem er einen solchen Geschichtsunterricht vorschreibt, verläßt der Staat aber den Boden der Neutralität, auf dem er sich der Religion und Kirche gegenüber zu befinden behauptet. Was er lehren läßt, ist nur eine andere Art Religion, der Glaube an die Selbstgenugsamkeit der menschlichen Vernunft und einer von ihr diktirten Moral. Der Inhalt dieser Vernunft ist aber, für die Masse des Volkes wenigstens, ein ewig streitiger, und die heilsamsten Wahrheiten sind als Vernunftwahrheiten für die Mehrzahl der Menschen nicht einleuchtend zu machen. Mag man sagen, die Religion erhebe diese Wahrheiten nur zum Vorurtheil, so ist es doch selbstmörderisch, dieses Vorurtheil ausrotten zu wollen, da man keine Mittel hat, es zu ersetzen. In diesem thörichten Kampf bewegt sich das innere Leben Frankreichs, von dem es

allerdings keineswegs erschöpft wird. Wäre der Klerus nicht der wahre oder vermeintliche Feind der Republik, so würde die Republik wohl nicht die Religion verfolgen, um den Klerus machtlos zu machen. So kompliziren sich hier mit großen Fragen des menschlichen Geistes, die man mit den für diese Fragen viel zu plumpen Händen des Staates lösen möchte, kleine Herrschaftsinteressen der Tageskämpfer. Unter diesen Umständen ist es richtig, daß die Bildung einer verfassungstreuen Rechten (droite constitutionelle) für Frankreich eine Wohlthat werden könnte, einer Partei, welche die dynastische Frage fallen ließe, um den ewigen Grundsatz des Conservatismus der Republik einzuimpfen, den Grundsatz, daß man nicht mit doktrinärer Vermessenheit das Licht der Wahrheit zum Gaslicht der Straße machen darf, jener Wahrheit, die nur für seltene Augen aus den unvertreiblichen Wolken des Zweifels hervorbricht. Aber wie die Sache des Klerus durch die Verquickung mit dynastischen Tendenzen geschädigt wird, so wird durch die Verquickung mit denselben Tendenzen die Sache des Conservatismus überhaupt geschädigt. Die Geschlechter, welche die Träger des Conservatismus sind, sind zugleich die Erben der einen oder der andern monarchischen Tradition. Sie können diese Erbschaft nicht loslassen, und das Bestreben, davon frei zu werden, wird am meisten erschwert durch die Frauen, welche ein geistreicher französischer Schriftsteller deshalb neulich mit einer Amazonenwacht der Dynastien verglich. Es ist das ja ganz natürlich, denn die Frauen begreifen die Prinzipien nur in den Personen, aber es ist doch auch ein niederschlagender Eindruck, wie der tausendfältige Eigensinn der menschlichen Natur, der noch dazu meist aus ehrenwerthen Gefühlen hervorgeht, ganzen Völkern und Zeitaltern die allein rettenden Wege versperrt, die vor den Augen liegen.

Wie dieser Eigensinn zur Bosheit werden kann, die vor keinem Verderben zurückschreckt, sieht man deutlich an einem anderen Vorgang des französischen Staatslebens. Die französische Presse ist bekanntlich nächst der amerikanischen die zügelloseste der Welt, weil es für sie keinen gesetzlichen Zaum giebt. Das französische Gesetz verweist Beleidigungen vor die Zuchtpolizeigerichte, schwere Beleidigungen und Verläumdungen (injures et outrages) vor die Geschwornengerichte. Die Trennung dieser Thatbestände ist an sich schon schwierig. Sage ich: N. N. ist ein Spitzbube, so kann er mich vielleicht vor dem Zuchtpolizeigericht belangen. Sage ich: N. N. ist ein Spitzbube, denn er hat gestern da und da gestohlen, so muß er das Schwurgericht anrufen. Die französischen Geschwornen sprechen aber jeden Verläumder frei. Das ist die üble Frucht der maßlosen Gehässigkeit des Parteikampfes. Die Geschwornen haben gar kein Gefühl mehr davon, daß es nicht ihre Sache ist, einen Feind zu verdammen oder einen Freund zu entlasten, sondern einen Thatbestand klarzustellen. Vor solchen Geschwornen bekommt aber eine Regierung nie Recht, obwohl sie doch mindestens auf die Freundschaft einer Partei sollte rechnen können, nämlich auf die Freundschaft der Partei, der sie selbst angehört. Aber eine Regierung hat zu viele Feinde und zu viel laue Parteigänger. Auf den Muth der Geschwornen, auch wenn diese Herren ihre

Freunde sind, kann sie niemals rechnen. Sie ist also schutzlos gegen die Würfe der wüstesten Verläumdung. Allerdings gewinnt sie mit der Zeit den Vortheil, daß die Schlange, wie unsern Vätern der gute Lichtwer gelehrt, sich in den Schwanz beißt und am eigenen Gifte stirbt, d. h. daß niemand der Verläumdung mehr glaubt. Aber es ist doch eine traurige Aufgabe, in einem solchem Schmutzregen leben zu müssen, der, wenn er die Getroffenen nicht mehr niederdrücken kann, doch auch nicht nachläßt. So war denn im Senat ein Gesetzentwurf eingebracht worden, die Verläumdungsklagen von den Zuchtpolizeigerichten aburtheilen zu lassen. Der Entwurf war im Senat angenommen worden, aber in der Deputirtenkammer wurde er mit einer erdrückenden Majorität abgelehnt. Die Regierung wagte nicht, sich des Gesetzentwurfs anzunehmen, in Folge dessen wagten es auch ihre Freunde nicht, diese fürchteten, ohne die Hülfe der Regierung gegen eine Majorität von Radikalen und Monarchisten in der Minorität zu bleiben. Die Radikalen sehen es ja als ein Menschenrecht an, jede Regierung zu beschimpfen, und die Monarchisten glaubten keinen Grund zu haben, diese Regierung von einem Ungemach zu befreien. Sie vergaßen, daß man jeder Regierung den Schutz gewähren muß, dessen sie bedarf, um das Wohl des Landes zu pflegen, daß man der Heuchelei schuldig wird, wenn man die Rechte, die der Regierung als solcher zukommen, nur für die Herrschaft der eigenen Partei in Anspruch nehmen will. Es war ein schlechter Anfang, den die Monarchisten machten mit dem so nothwendigen Gedanken, das grundsätzlich Wahre zu vertreten, ohne Rücksicht der Partei. Aber dieser Gedanke ist von den Monarchisten noch nicht zum Grundsatz erhoben worden.

Während man in Frankreich wirklich Ernst damit zu machen scheint, durch die ungeheure Einstellungsziffer zum Heeresdienst die Armee nicht etwa zu einer Miliz, sondern zu einer jedem europäischen Heer ebenbürtigen Streitmacht auszubilden, ist es doch unverkennbar, daß man an eine Beschleunigung des Gebrauches dieser Kraft nicht denkt, daß man überhaupt die Verantwortung der Katastrophe nicht auf sich nehmen, sondern dem Schicksal überlassen möchte. Ja man wäre vielleicht zufrieden, wenn das Schicksal dem französischen Volk die Katastrophe ersparen wollte. Man sieht nur keinen Weg, selbst die Katastrophe abzuwenden, ohne sich mit Opfern zu befreunden, die man bisher unerträglich gefunden hat. Nichtsdestoweniger erweckt dieser Zustand der Gemüther den Schimmer einer Hoffnung, daß einer glücklichen Eingebung von deutscher oder von französischer Seite gelingen könnte, das drohende Ungeheuer eines Kampfes zwischen zwei Völkern zu bannen, die zur Freundschaft bestimmt sind und deren künstlich genährte Todfeindschaft die größte Gefahr der menschheitlichen Kultur ist, deren Ideale nur im einträchtigen Wettstreit des deutschen und französischen Geistes emporblühen und die Welt beherrschen können.

Am 17. März hat Frankreich ein neues oder doch ein modificirtes Ministerium bekommen. Weil auf den 17. sobald der 20. März folgte, der Tag der

Entlassung des Fürsten Bismarck, so ist diese französische Ministerkrise wenig beachtet und beinahe vergessen worden. Wir erinnern nur kurz daran. Bis zum März hatte Frankreich ein Ministerium Tirard-Constans, dem es sehr gute Leistungen verdankte, unter andern die Niederkämpfung des Boulangismus. Allein der Ministerpräsident, der das weniger bedeutende Handelsministerium bekleidete, und der Minister des Innern, die eigentliche Seele des Ministeriums, konnten sich nicht mehr vertragen. Der Grund ihrer Zwistigkeit scheint in Tirards Schwäche gegenüber dem Radikalismus gelegen zu haben. Diese Schwäche zeigte sich namentlich bei der Verurteilung des Herzogs von Orleans, der am 6. Februar, seinem 21. Geburtstag, nach Paris gekommen war, um seiner Militärpflicht zu genügen, und natürlich verhaftet wurde. Am 12. Februar war er durch das Zuchtpolizeigericht, gemäß dem Gesetz über die Verbannung der Prätendentenfamilien, zu zweijähriger Gefängnißhaft verurtheilt worden. Constans wollte ihn sogleich über die Grenze bringen lassen, drang aber damit im Ministerrath nicht durch, weil Tirard das Geschrei der Radikalen fürchtete. So gab denn Constans aus Anlaß einer spitzen Bemerkung Tirards im Ministerrath seine Entlassung, und Tirard ersetzte den für unentbehrlich gehaltenen Minister höchst schneidig sogleich durch den radikalen Deputirten Bourgeois. Nun aber wollte das Unglück, daß der Handelsvertrag mit der Türkei abgelaufen war und daß das Ministerium kluger Weise auf den Vertrag von 1802, eine diplomatische That des ersten Consuls, zurückgreifen wollte. Darin hatte die Türkei sich unter Frankreichs Schutz gestellt und das Versprechen gegeben, in Handelssachen Frankreichs als meistbegünstigte Nation zu behandeln, wofür natürlich Frankreich die Gegenseitigkeit zusagte. Als meistbegünstigte Nation konnte aber die Türkei ihre Rosinen zu einem geringen Zoll nach Frankreich einführen. Das paßte den Weinbergsbesitzern im Senate nicht, welche ausriefen: Wozu erneuern wir den Handelsvertrag nicht, wenn wir dadurch nicht einmal die türkischen Rosinen ausschließen können! Die Herren brachten also im Senat eine Resolution durch, welche das Ministerium aufforderte, mit der Türkei einen andern modus vivendi zu vereinbaren. Diese Resolution nahm Tirard zum Vorwand seines Rücktritts, indem er sagte: Die Deputirtenkammer wird alsbald ganz den nämlichen Beschluß fassen. So wurde denn das Kabinet reorganisirt: Herr Bourgeois wurde Minister des Unterrichts, Constans übernahm wieder das Innere, der Kriegsminister Freycinet wurde vermocht, das Präsidium zu übernehmen, der Minister des Aeußeren Spuller wurde durch Ribot, den Führer des linken Centrums, ersetzt, denen sich noch einige unwichtige Veränderungen anschlossen. Auch dieses Ministerium ist eine Kompromißbildung zwischen radikalen, opportunistischen und konservativen Republikanern, aber doch durch den Eintritt Ribots mit einer stärkeren Wendung nach rechts. Es hat sich bis jetzt sehr gut behauptet.

Auch unter Ribots geschickter Führung trägt Frankreichs auswärtige Politik schwer an der unnatürlichen Spannung mit Deutschland. Frankreich kann selbst die kostbarsten Interessen nirgends kräftig wahrnehmen, weil es an der Seite

jeder mit ihm streitenden Macht bei einem wirklichen Konflikt das Gespenst des deutschen Bundesgenossen sieht.

So hatte England die egyptische Regierung veranlaßt, heute, wo alle Welt konvertirt, die Konversion ihrer Staatsschuld vorzunehmen. Die Verwaltung der egyptischen Staatsschuld steht aber unter der Kontrole der Großmächte, daher konnte die Konversion nur mit Zustimmung der Großmächte ausgeführt werden. Frankreich verweigerte diese Zustimmung, so lange England nicht endlich den Termin seiner Räumung Egyptens festgesetzt habe. Diese Forderung wurde aber in London schroff zurückgewiesen, und da die Verzinsung der egyptischen Staatsschuld nur durch die grausame Besteuerung der armen Fellahs möglich wird, so hatte England das beste Mittel, die Franzosen in Egypten verhaßt zu machen. In dieser unbequemen Lage hat die französische Regierung schließlich doch die Einwilligung zur Konversion, aber unter einigen einschränkenden Bedingungen gegeben. Die englische Antwort auf den französischen Vorschlag ist bis jetzt noch nicht erfolgt. Unterdessen bürgert sich die englische Verwaltung immer mehr in Egypten ein, der Augenblick naht heran, wo Frankreich aus der kostbarsten Region der Welt, in der es lange Zeit den überwiegenden Einfluß besessen, sich verdrängt und diese Region in der Hand seines in Wahrheit schlimmsten Nebenbuhlers sieht. So kann eine mächtige Nation durch die Eitelkeit dahin gebracht werden, sich mit eigener Hand die schwersten Wunden beizubringen.

* * *

Am 12. Februar, nach russischem Kalender am 1. Februar, ist die berühmte Verwaltungsreform des verstorbenen Ministers des Innern, des Grafen Tolstoi, vorläufig in sechs Gouvernements des russischen Reiches in Kraft getreten, in den Gouvernements Moskau, Kostroma, Rjäsan, Tschernikoff, Wladimir und Kaluga. Am 1. Juli soll sie im ganzen Reiche in Kraft treten. Unsere Leser erinnern sich, was es mit dieser Reform für eine Bewandtniß hat. Zugleich mit Aufhebung der Leibeigenschaft hatte Alexander II. den bäuerlichen Gemeinden eine gewisse Selbstverwaltung gegeben, für gewisse Streitigkeiten bäuerliche Gerichte eingesetzt, die Streitigkeiten der Gutsbesitzer und Bauern aber an die Kreisgerichte verwiesen, und endlich die Verwaltung der niederen Polizei in die Hände von Friedensrichtern gelegt, welche von den Kreisständen gewählt, von der Regierung nur bestätigt wurden. Allen diesen Einrichtungen will nun die Tolstoische Reform ein Ende machen, indem sie Kreishauptleute einsetzt, welche die Funktionen der Polizei, der Gerichtsbarkeit und der Verwaltung in sich vereinigen. Der russische Senat setzte diesen Vorschlägen den zähesten Widerstand entgegen, so daß Graf Tolstoi darüber starb. Aber Alexander III. befahl nunmehr die Reform und Tolstois Nachfolger, der Minister Durnowo, erhielt den Auftrag, sie zunächst probeweise einzuführen. Dies ist denn nun geschehen. Selbst reaktionäre Stockrussen, wie der Justizminister Manassëin, waren darüber entsetzt und sahen darin die Wiederherstellung der Leibeigenschaft, denn Tolstois Plan ging darauf hinaus, die adligen Grundbesitzer zu Landhauptleuten zu

machen, d. h. ihnen die Herrschaft über die Bauern zurückzugeben. Immerhin soll aber doch eine gewisse Verantwortlichkeit dieser Landhauptleute vor den Gouvernements oder Provinzialbehörden bestehen. Dazu müssen die Landhauptleute doch wenigstens eine gewisse schreiberische Bildung besitzen, aber diese war unter dem lokalen Adel nicht aufzutreiben. So hat man sich denn genöthigt gesehen, bei dem jetzigen Versuch der Einführung in sechs Gouvernements die Landhauptleute dem verrufenen Personal des niederen Beamtenthums zu entnehmen, und wo das Civilbeamtenthum nicht ausreichte, dem Militär. So fungiren denn unter 288 Landhauptleuten 92 Cornets, Fähndriche, Sekondelieutenants, Kapitäne, Rittmeister u. s. w. Nach dem ehrlichen Versuch Alexanders II., die russische Verwaltung der Korruption zu entreißen, fällt sie tiefer als je in dieselbe zurück. Dieses Reich wird ein ungeheurer moralischer Sumpf, in welchem verdorbene Spieler lange hausen können, ehe sie die in den Massen gebundene rohe Kraft gänzlich aufzehren. Dadurch wird dieser Sumpf so gefährlich. In der Türkei herrscht dieselbe Korruption über eine nüchterne, mäßige und mit sonstigen vortrefflichen Eigenschaften ausgestattete Bevölkerung. Aber die Türkei ist dadurch in schwerem Nachtheil, daß der Grundstock der nationalen Bevölkerung so schwach ist. Die überwiegende Bevölkerung des Reiches besteht aus einer in sich höchst ungleichartigen, religiös und national gespaltenen, überall aber mit der herrschenden Bevölkerung verfeindeten Rajah. Dagegen ergießt sich in Rußland erbarmungslos der Giftschlamm einer auf verzweifelnde Massen gestützten Korruption über die durch eine reinere Nationalität bisher bewahrten Reichstheile. Das Schauspiel der Ostseeprovinzen und bald auch Finnlands, wie früher Polens, gehört zu den kläglichsten, die man sehen kann. Die russischen Massen folgen ihren Treibern, weil sie so unwissend sind, daß sie nicht einmal den Grund ihres Elendes zu erkennen vermögen. Gegen diese Unwissenheit kämpft der Nihilismus, diese echt russische Form des Idealismus in einer rohen und korrumpirten Welt, mit krampfhafter Anstrengung, aber bis jetzt vergebens.

Ein trefflicher Beitrag zur russischen Staatsnatur ist die in einer Petersburger Flugschrift, die natürlich sogleich konfiszirt wurde, enthüllte Thatsache, daß der Finanzminister Wyschnegradski die umfassenden Konversionen, die ihm gelungen sind, dazu benutzt hat, die Schuldtitel jeder Anleihe durch Unterbringung zahlreicher neuen Obligationen erheblich zu vergrößern. Die Käufer dieser Titel wissen ihr Geld in guten Händen!

Daß der Prozeß Panitza in Sofia die Mitschuld der russischen Regierung an einer gemeinen Verschwörungsgeschichte dadurch klar gemacht hat, daß der Anstifter der Verschwörung der Dragoman des Herrn Hitrovo in Bukarest gewesen, trägt einer Regierung, wie der russischen, nicht das Geringste aus. Europa muß die Kraft finden, diesen Pestherd zu zerstören, oder es wird von ihm zerstört werden.

* * *

Jedermann hat seine eigenen Uebel und ebenso jedes Land. England krankt fort und fort an den Grundlagen seiner Staatsbildung, die oft so kritiklos gepriesen worden. Aber diese Grundlagen bestehen in einer privatrechtlichen Auffassung des Staates, wie andrerseits freilich auch in einer öffentlich rechtlichen Auffassung des Privateigentums. Da hat man neuerdings eine große Reform der Grafschaftsverfassung eingeführt, welche die einseitige Herrschaft des Adels in der Grafschaft durch gewählte Vertretungen ersetzt. Den neuen Körperschaften hat man, wie es ja auch bei unsererer preußischen Kreisreform geschehen konnte, erweiterte Befugnisse verliehen, unter andern die Befugniß, das Recht zum Schnapsverkauf zu erteilen. Bisher wurde dieses Recht den Schankwirthschaften durch die Verwaltung des Innern, aber immer nur auf Zeit, ertheilt. Man nimmt an, daß die neuen Grafschaftsräthe viele solcher Licenzen nicht erneuern werden; dadurch werden aber viele Schankwirthschaften, wie wenigstens ihre Besitzer behaupten, werthlos. Diese Schankwirthe sind aber nützliche Einpeitscher bei den Wahlen, keine Regierung darf sie sich zu Feinden machen. Demnach hat die Regierung ein Gesetz zur Entschädigung solcher Wirthe eingebracht, denen der Schnapsverkauf entzogen wird. Darob wüthen, nicht mit Unrecht, die Temperenzler. So kommt die Regierung aus dem Regen der Schankwirthe unter die Traufe der Temperenzler und bemüht sich, zu ergründen, welche Feindschaft die gefährlichere ist. O über die gesegnete parlamentarische Regierung!

Eine andere Schwierigkeit des Ministeriums ist die irische Landankaufsbill. Nach diesem Gesetzentwurf soll die Regierung ermächtigt werden, den Pächtern Darlehen zu mäßigen Zinsen für den Ankauf von Grundstücken zu gewähren. Die Zinsen, welche der Staat einnimmt, sollen mäßiger sein, als der Pachtzins. Nun werden aber nur verschuldete Grundbesitzer auf annehmbare Verkaufsbedingungen eingehen. Die andern Grundbesitzer werden entweder den Verkauf ablehnen, oder so hohe Preise fordern, daß zu deren Erschwingung die Regierung kein Darlehen gewähren kann. Um solchen Forderungen einen Riegel vorzuschieben, enthält das Gesetz die Klausel, daß der Ankaufspreis nicht den Betrag des zwanzigjährigen Pachtzinses überschreiten darf. Damit wird aber nur die Zahl der zum Verkauf nicht geneigten Besitzer verstärkt, während die glücklichen Pächter, die zu Besitzern geworden sind, den Neid ihrer zahlreichen Genossen erregen und die Agitation unter ihnen verstärken werden. Irland bleibt für den englischen Magen eine harte Speise.

Zu den innern Schwierigkeiten kommen die auswärtigen. In Neufundland wollen die Einwohner die französischen Fischereirechte nicht mehr dulden und drohen mit Abfall, wenn England sie nicht davon befreit. Aber Frankreich muß doch auf alle Fälle für die Abtretung dieser feierlich verbrieften Rechte entschädigt werden. Auf der andern Seite wollen von Alaska aus die Nordamerikaner in den canadischen Gewässern fischen und drohen, wenn das nicht gestattet wird, dem canadischen Handel Schläge beizubringen. Da möchten die Canadier lieber Bürger der Vereinigten Staaten werden.

So stehen diese Dinge. Nun kommt auch noch der abenteuerliche Stanley, dieser in England geborne Yankee, und hetzt das englische, am groben Egoismus stets leicht zu packende Publikum gegen die Regierung auf, weil sie angeblich in Ostafrika die kostbarsten Gebiete mit den größten Schätzen in die Hände der Deutschen fallen läßt. Herr Stanley möchte uns aus Ostafrika hinauswerfen oder wenigstens auf den fiebergesegneten Küstensaum beschränken. Wenn das Kabinet Salisbury sich nicht zum Werkzeug dieses Planes macht, dann soll es gestürzt werden. Angesichts aller dieser Schwierigkeiten glauben wir allerdings, daß die Tage dieses Kabinets gezählt sind, vielleicht des verständigsten, das je an der Spitze des englischen Staates gestanden hat. Wir sagen das nicht etwa, weil es mit Wahrung jedes vernünftigen Vortheils für England deutschfreundlich ist, aber wir beachten sein sorgsam überlegtes Vorgehen, wie es in der irischen Frage und in den Fragen der englischen Verwaltung zu vermitteln sucht zwischen dem historischen, aristokratischen Regiment und zwischen dem gewaltigen Aufstreben der untern Klassen, welche den für England zehnfach gefährlichen Idealen der Demokratie nachjagen. Der baldige Sturz dieses Ministeriums kann einen schlimmen Markstein der englischen Geschichte bezeichnen.

* * *

Den Mittelpunkt der inneren Kämpfe Italiens bildet zur Zeit das Gesetz über die opere pie, d. h. die Einführung der Staatsaufsicht über die Verwendung der geistlichen Stiftungen. Das Gesetz ist glücklich durch den Senat gebracht, aber insofern nicht unversehrt, als der Senat die Klausel verworfen hat, welche bei ganz veralteten Stiftungszwecken eine andere Verwendung des Vermögens vorschreibt. Die Deputirtenkammer dürfte die Klausel wiederherstellen, und man rechnet, daß dann der Senat nachgiebt, oder daß die Geschicklichkeit Crispis einen andern, für die Deputirten annehmbaren Ausweg findet. Crispis Macht beruht auf einer sichern Majorität, ähnlich wie in Ungarn die Macht Tiszas begründet war. So wie Tisza durch den Rowdyismus gestürzt worden ist, suchen Crispis Feinde jetzt den Kammer-Rowdyismus gegen diesen aufzubieten. Das Unternehmen wird hoffentlich nicht zum Ziele führen, nicht nur weil Crispis Sturz ein großer Schade für Italien wäre, sondern auch darum nicht, weil die Vermehrung dieser Beispiele geradezu eine Schande für die europäische Kultur wäre. ω.

Notizen und Besprechungen.

Schiller.

Schiller. Sein Leben und seine Werke dargestellt von J. Minor. Erster Band. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung 1890.

Es ist nicht möglich, eine eingehende Beurtheilung und Würdigung dieses umfassend angelegten Werkes zu liefern, ohne zugleich der unmittelbaren Vorgänger zu gedenken, des ebenso ausführlichen Werkes von R. Weltrich (Friedrich Schiller, 1. und 2. Lieferung, Stuttgart. J. G. Cotta 1885. 1890.) und der kürzer gefaßten, mehr populären Darstellung von O. Brahm (Schiller. Erster Band, Berlin. W. Hertz 1888). Eine Fülle neuen Stoffs und neuer Aufschlüsse liegt in diesen Werken vor dem Leser ausgebreitet, der vielleicht früher nur romanhaft verschwommene Vorstellungen gehegt hat von Schiller's unter sklavischem Druck hinsiechendem Leben, von seiner wohl gar nach Laubes Drama aus unmittelbarer Todesgefahr gewagten Flucht, von der stürmischen Gewalt, der zerstörenden Wucht seines revolutionären Strebens. Sorgfältige und unbestechliche Forschung hat auch hier die landläufigen Meinungen scheinbar widerlegt, aber in tieferem Sinne bestätigt. Die „Sklaverei" bestand nicht, aber sie bestand für das Genie Schiller's, die Flucht war keine Nothwendigkeit, aber nothwendig für das Genie Schiller's, revolutionär gesinnt war Schiller nicht, aber er schien es, weil er seinem Geiste freie Bahn schaffen und erhalten mußte.

Das deutliche Bild der thatsächlichen Beziehungen Schiller's, welches durch jene Werke uns geschenkt worden ist, hat dieses Ergebniß gewinnen lassen; doch scheint über diesen Bemühungen das Bild der genialen Individualität selber etwas vernachlässigt zu sein. Auch unter dem häufigen Betonen der Eigenthümlichkeiten des schwäbischen Stammescharakters leidet die Originalität dieses Bildes, während andererseits auch die rein wissenschaftliche Erkenntniß bei dem Mangel exakter volkspsychologischer Vorarbeiten nichts dadurch gewinnt.

Unzweifelhaft ist die augenblickliche Zeitstimmung einer rückhaltlosen und unbekümmerten Würdigung Schiller's nicht günstig. In dem Zeitalter der socialen Ideen steht die Individualität nicht hoch im Kurse; unter der Herrschaft realistischer Kunstprincipien haben die Bühnenwerke idealen Stils zwar nicht die Gunst des Publikums, wohl aber die der Kritiker und Aesthetiker ver-

loren. Es ist interessant, wie sich unter solchen Umständen die Biographen zu ihrer Aufgabe stellen. Brahm betrachtet Schiller unter einem bestimmten Geschichtswinkel, der ihm, dem ehemaligen „Schillerhasser“ doch einen erfreulichen Eindruck ermöglicht: Schiller's sehr realistische Kenntniß und Berechnung der Bühneneffekte ist es, die diesen Biographen zur Bewunderung zwingt und ihn zu spannenden, stellenweise hinreißenden Wiedergaben der Schiller'schen Erstlingsstücke anregt. Allerlei Hinweise auf die heutige neue dramatische Kunst, welche ebenso wie die Anfänge Schiller's verkannt werde, bieten sich ungesucht dar. Es ist nur ein Unterschied: vor den Räubern, vor Kabale und Liebe — bekreuzigten sich die Kritiker, die Theater aber waren überfüllt und erbebten von dem Beifall des Publikums, die Werke der heutigen Neusten werden in einer Anzahl von Journalen gelobt, aber die Theater sind leer und wo sie erdröhnen, ist es nicht vom Beifall.

Bei Weltrich ist das Interesse offenbar durch Stammes- und Heimathgemeinschaft bedingt; er legt am meisten darauf Gewicht, so ausführlich wie möglich die Verhältnisse zu zeichnen, aus denen Schiller hervorging und in denen er stand, jede Förderung, jede nur zu häufige Hemmung seines Lebens fortschreitend zu berichten, ohne doch in das Aneinanderreihen bloßer Notizen zu verfallen und ohne die Charakteristik der Werke außer Augen zu lassen.

In Minor's Werk endlich werden die Wurzeln der gesammten geistigen Potenz Schiller's, seiner dichterischen wie philosophischen Bethätigung in jenen frühen Jahren aufzuzeigen gesucht, und mit wissenschaftlicher Unparteilichkeit und Sachlichkeit ein möglichst genaues Bild des Charakters und der Geistesrichtung entworfen. Etwas mehr persönliche Antheilnahme des Biographen wäre dem Leser willkommen. Schiller's Flucht wird nach den verschiedensten Seiten (Militärpflicht!) auf ihre Berechtigung geprüft; wenn der Verfasser zuletzt zu dem Resultat kommt, daß sie trotz allem berechtigt gewesen, so sind wir ihm dankbar dafür; aber noch dankbarer wären wir ihm gewesen, wenn er es gewagt hätte, uns in Schiller's Seele zu versetzen, diesen Entschluß mit ihm gemeinsam uns fassen zu lassen, vor Allem es klar zu stellen, daß es etwas völlig Anderes ist, wenn Schiller flieht oder wenn ein beliebiger württembergischer Regimentsmedikus desertirt.

Nur bis zu dieser Flucht reicht bis jetzt Minor's Buch, ebenso Weltrich's; in dieser Ausführlichkeit ist bisher noch das Leben keines unserer Klassiker behandelt worden. Mit der Erkenntlichkeit für die unermüdliche Arbeit, die hier geleistet, können wir nur den Wunsch verbinden, daß die späteren Jahre des Dichters, der Höhestand seines Schaffens eine gleiche eingehende Darstellung finden, und nicht die Einseitigkeit mancher, z. B. der meisten Goethe-Biographien, eintreten möge, das Mannesalter des Helden gegenüber den Jünglingsjahren flüchtig zu behandeln. Welche Arbeit ist bisher auf die Feststellung und Charakteristik der Schiller'schen Anthologiegedichte verwandt worden! und wie wenig noch für die Würdigung der Grundsätze geschehen, nach denen er in seinen letzten Jahren sie durchmusterte, umarbeitete und in die giltige Form

brachte! Minor hat neben der poetischen Charakteristik und den kritischen Fragen, die sich an diese Gedichte knüpfen, auch den Gedankengehalt derselben charakterisirt und das aus Schiller's damaligen philosophisch-naturwissenschaftlichen Aufsätzen bekannte Problem des Verhältnisses von Geist und Sinnlichkeit auch hier in dem wechselnden Bestreben Beides bald zu vereinigen bald einander schroff entgegenzusetzen nachgewiesen. Auf die Eigenthümlichkeiten der philosophischen Entwickelung Schiller's, die Bedeutung und die Wurzeln seiner frühesten derartigen Schriften geht das Buch vorzugsweise ein, und hat darin auch gegenüber der Ausführlichkeit, mit der schon Ueberweg gerade Schiller's Jugendphilosophie behandelt hat, entschiedene Verdienste. Gewagt erscheint es, den Aufsatz „Theosophie des Julius" schon in das Jahr 1780 zu versetzen. Daß er in den „Philosophischen Briefen" (zwischen Julius und Raphael) als Einlage aus älterer Zeit erscheint, will nichts besagen; denn es könnte dies sehr wohl eine zur persönlichen Färbung jenes Briefwechsels gehörige Fiktion sein. Andererseits ist anzuerkennen, daß der Aufsatz starke Anklänge an Produktionen der Studienzeit enthält; aber doch nur zum Theil. Auch Minor findet, daß der Abschnitt „Idee" eine weitere Stufe repräsentire und möglicherweise aus späterer Zeit stamme; wie der Aufsatz aber uns jetzt vorliegt, gehört jener Abschnitt nothwendig in den Zusammenhang. Daß der ganze Aufsatz an seiner jetzigen Stelle nicht bloße Einlage ist, sondern mindestens den „Briefen" angepaßt wurde, wird schon dadurch klar, daß die Anrede „mein Raphael" sich an mehreren Stellen darin findet. Allerdings will Minor dies dadurch erklären, daß der Aufsatz ein Rest des um 1780 geplanten R o m a n e s „Briefe Julius' an Raphael's" sei; allein für diese sehr unwahrscheinliche Behauptung (S. 236) ist kein Beweis gegeben. Ich glaube, daß Schiller diesen Aufsatz für die Briefe mit Benutzung von Papieren aus seiner akademischen Zeit verfaßt hat.

Doch das Hauptinteresse des Buches concentrirt sich naturgemäß auf die „Räuber". Es ist hoch anzuerkennen, daß die Fülle des Materiales, durch welches uns Minor Erlebtes und Angeeignetes in dem Stücke aufzeigt, ihm nicht den Blick, die Empfindung, den Ausdruck für die große Individualität darin gehemmt hat. Es ist besonders werthvoll, daß er sie uns vorzüglich erweist nicht an dem Liebling der Schauspieler, an Franz Moor, sondern Schiller's Sinn folgend, an Karl. Es sind äußerst beherzigenswerthe Worte, mit denen er die Gewaltreden des Helden auf Macbeth's und Othello's Hyperbeln hinweisend rechtfertigt: „Das ist das echte tragische Pathos, ohne welches es keinen Tragiker giebt. Man mag über diese Kraftstellen in Schiller's Räubern spotten und die Achsel zucken so viel man will: sie sind doch die Klauen des Löwen .... Auf Anforderungen und Gesetze des Geschmackes und die Bedingungen der Wahrscheinlichkeit kommt es in den Augenblicken hoher Leidenschaft dem echten Dramatiker nicht an. Kann er uns in die Situation und in die Stimmung versetzen, daß wir diese beiden vergessen: kann er das, ist ihm das gegeben, dann ist der stärkste Ausdruck gerade der beste, und der größte Effect

auch die höchste Stufe seiner Kunst. Ausnutzen, eher bis zum Uebermaß als gar nicht, muß der Dramatiker diese großen Augenblicke; den vollen Strom des Pathos über uns ergießen und die Leidenschaft austoben und ausrasen lassen, bis sie sich selbst verzehrt." Nicht nur für die Räuber, nicht nur für die Jugenddramen Schiller's, sondern ebenso für die richtige Würdigung seiner späteren Dramen ganz anderen Stils sind diese Grundsätze von großer Tragweite.

Eine abgesonderte Behandlung hat Schiller's dramatische Kunst in dem Werke von Ludwig Bellermann erfahren:

Schiller's Dramen. Beiträge zu ihrem Verständniß. Erster Theil. (Berlin. Weidmann'sche Buchhandlung 1888.)

Scherer sagt in den Anmerkungen zu seiner Literaturgeschichte: „Zwischen Philologie und Aesthetik ist kein Streit, es sei denn, daß die eine oder die andere oder daß sie beide auf falschen Wegen wandeln." Der Verfasser hat diesen Streit vermieden, indem er ausschließlich auf dem Wege der Aesthetik und gar nicht auf dem der Philologie gewandelt ist. Man hat ihm dies zum Vorwurf gemacht, doch mit Unrecht. Es kann Niemandem verwehrt werden, das Kunstwerk ohne Rücksicht auf Entstehung, Bezüge, Wandlungen als ein selbstständiges, abgeschlossenes Gebilde zu betrachten. Das Kunstwerk, das der Welt zur Schau gestellt wird, beansprucht sogar in erster Linie eine solche Betrachtung. Freilich darf diese sich nicht vermessen die Motive des künstlerischen Schaffens allein aus eigener Kraft bestimmen zu wollen; hier hat jederzeit die historische Forschung mehr Aussicht zur Erkenntniß der Wahrheit durchzudringen als die Reflexion des Kritikers.

Seiner Besprechung der vier ersten Schiller'schen Dramen hat Bellermann eine Einleitung vorausgeschickt, welche „einige Gesichtspunkte etwas näher behandelt", die für seine Urtheilsweise maßgebend sind. Auch dies hat man seltsamer Weise angegriffen. Als ob es möglich wäre, Urtheile auszusprechen, ohne Maßstäbe des Urtheils! Selbst wenn man mit Scherer statt der Theorie der Poesie nur eine „vollständige Beschreibung der vorhandenen, resp. der möglichen Formen dichterischer Produktion" wünscht, so erfordert auch eine solche Beschreibung die vorhergehende Feststellung gewisser Allgemeinbegriffe, unter welche die Erscheinungen subsumirt werden; anderenfalls müßte sie in vollkommener Wiederholung der Werke selber bestehen. Thatsächlich liegen auch allen Richtungen der Kritik gewisse dogmatische Ueberzeugungen zu Grunde; der Kampf gegen die „gesetzgebende Aesthetik" ist in Wirklichkeit nur ein Kampf einer Art Gesetzgebung gegen die andere. Und hier muß allerdings gefragt werden, ob unsere bisherige Dramaturgie nicht zu enge Schranken gezogen hat, ob sie trotz der Erweiterungen und Umdeutungen, welche ihr Lessing zu Gunsten Shakespeare's, welche ihr Goethe und Schiller durch ihre gemeinsame Arbeit gegeben haben, nicht doch noch zu sehr unter dem Banne der griechischen Tragödie und ihres Interpreten geblieben ist, als daß die moderne Produktion sich mit ihr völlig befreunden könnte. Indeß ist diese Frage eine akademische;

denn nur das Auftreten großer dramatischer Talente könnte die Sachlage ändern; in der Kunst hat die Theorie der Praxis zu folgen und aus ihr hervorzugehen; alle gegentheiligen Versuche müssen fruchtlos bleiben.

Die Gesichtspunkte, welche Bellermann aufstellt, gehen nach meiner Ansicht über das nicht hinaus, was sich aus der Dichtungsweise der großen Dramatiker ungezwungen entnehmen läßt. Was er über das Wesen des Tragischen, die Einheit, die Verknüpfung der Handhabung sagt, hält sich von Einseitigkeiten fern. Dagegen wird in der Anwendung dieser Begriffe auf die einzelnen Stücke bisweilen mit einiger Kleinlichkeit verfahren; gegen das Aufstöbern chronologischer Inkonsequenzen z. B. sollten Goethe's Worte in Anlaß des Macbeth eine Warnung sein, daß der Dramatiker um der Wirkung willen solche Widersprüche in Nebendingen nicht zu scheuen habe. Doch von solchen Einzelheiten abgesehen, um derentwillen der Verfasser sich selbst beinahe entschuldigt, ist sein Buch in hohem Maß geeignet, eingehendere Kenntniß und tieferes Verständniß der Werke zu vermitteln. Fremdartig sind in der Anlage des Buches die Abschnitte „Vergleichung der Bearbeitungen"; die Lösung dieser Aufgabe erheischt eine andere Methode.

Goethe.

Goethe-Jahrbuch. Herausgegeben von Ludwig Geiger. Elfter Band. Mit dem fünften Jahresbericht der Goethe-Gesellschaft. Frankfurt a. M. Rütten & Loening.

Wie zumeist in den letzten Jahren sind auch diesmal die Gaben des Goethe-Archivs das Wesentliche, was das Jahrbuch zu bieten hat. Ein inhaltreiches, von heiterster Stimmung ein gegebenes „Ghasel auf den Eilfer"*) führt uns in die Tage der frohen Rheinreise Goethe's, die für den Divan so fruchtbar wurde. Es ist von Burdach mit einem Commentar begleitet worden, der in verständnißvoller Weise auf die Bedeutung jener Reisen und auf die letzte große Wandlung Goethe's eingeht. Es ist höchst erfreulich, die so oft verkannte letzte Epoche des Dichters, die ich unter manchem Widerspruch als die Epoche der Vollendung zu bezeichnen gewagt habe, hier verdientermaßen gewürdigt zu sehen. Zu dem Divan hat auch Beziehung der sehr interessante Briefwechsel mit dem Orientalisten Diez. Gleichfalls in die Epoche der Vollendung führen uns die Briefe des Gesandten Reinhard an den Kanzler Müller, die nicht nur durch ihre Nachrichten über Goethe schätzbar, sondern durch den völlig Goethe'schen Ton sehr charakteristisch für den assimilirenden Einfluß sind, welchen der Dichter auf alle Personen seines näheren Kreises übte. Unter den von anderer Seite mitgetheilten Briefen sei besonders auf die an August nach Italien gerichteten hingewiesen, welche durch die Ahnungslosigkeit, mit der sie

---

*) Zu dem zugehörigen Concept des Gedichtes „Dir zu eröffnen" sei hier bemerkt, daß die Lesart „Morgenkerzen" statt „Sonnenaufgang" auch in der Uebersendung des Gedichtes an Zelter 11. März 1816 sich findet.

in lebhaftester Theilnahme der bald jäh durch den Tod unterbrochenen Reise des Sohnes folgen, einen tragischen Eindruck hervorrufen. Auch ein unbekannter Brief Schiller's an Goethe aus dem Jahre 1802 ist hier veröffentlicht. Einige stimmungsvolle Mittheilungen Suphan's aus Goethe's Karlsbader Aufenthalt von 1785 und einige werthvolle Nachweise Loeper's zu Goethe's Sprüchen ist man erstaunt unter der Rubrik „Abhandlungen" zu finden. Thatsächlich ist nur eine wirkliche Abhandlung in dem Bande enthalten, und leider ist sie unbedeutend, ja theilweise naiv zu nennen: Ueber Goethe's botanische Studien. Von M. Büsgen. Es ist beklagenswerth, daß nicht öfter und glücklicher neue gesicherte Ergebnisse der Forschung in dem Jahrbuch zu abgeschlossener Darstellung kommen. Den Band schließen Miscellen, Chronik und die Bibliographie in der bekannten übersichtlichen und praktischen Form, in welcher nur die sporadisch eingelegten Urtheile des Herausgebers zuweilen überraschend wirken; da von ausreichender Kritik bei der Masse des Verzeichneten doch nicht die Rede sein kann, so wäre das Beste sich auf bloße Inhaltsangaben zu beschränken.

Goethe's Werke. Herausgegeben im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen. 1. Abtheilung Bd. 8. 10. 26. 27. 3. Abtheilung Bd. 3. 4. Abtheilung Bd. 4. 5.

Von den neu erschienenen Bänden dieser Ausgabe enthalten zwei die ersten Theile von „Dichtung und Wahrheit", zwei andere — dramatische Werke — Goetz, Egmont, Iphigenie, Tasso, Nausikaa, Die natürliche Tochter. Neues hat das Archiv hier nur für die beiden letztgenannten zu liefern vermocht, deren Fragmente beim Abdruck in den „Nachgelassenen Werken" sonderbar verändert worden waren. Bei dem großen Fleiße und der Sorgfalt, welche Suphan auf die Dichtung und Entzifferung der Nausikaa-Bruchstücke verwandt hat, ist nur zu bedauern, daß die Grundsätze der Ausgabe nicht erlaubt haben, diese Bruchstücke an die zwei im Text abgedruckten Scenen des Stückes unmittelbar anzureihen, sondern sie nur in die Anmerkungen aufzunehmen gestatteten. Auch dem unbefangenen, nur poetischen Genuß suchenden Leser würden diese von zartester Natur- und Seelenempfindung erfüllten Verse Freude bereiten, während er sie jetzt unter den „Lesarten" kaum aufsuchen wird. Von Goethe's Anordnung ist man übrigens doch schon insoweit abgewichen, als man das Stück aus den Gedichten entfernt und unter die geistig wie zeitlich verwandten Dramen Iphigenie und Tasso versetzt hat. Daß der Inhalt und Ton des Fragmentes auch dem heutigen Publikum nicht fremdartig ist, haben noch im vorigen Jahre die Aufführungen der von Hermann Schreyer im Anschluß an Goethe gedichteten „Nausikaa" gezeigt.

Durch gründliche Untersuchung der Schemata und Fragmente zur „Natürlichen Tochter" ist der interessante Nachweis gelungen, daß der Gesammtplan dieses Werkes ursprünglich nur auf ein fünfaktiges Stück berechnet war, und daß erst in der Ausführung die beiden ersten Akte sich zu einem ganzen

Drama und damit zum ersten Theile einer Trilogie ausdehnten; — leider! denn diese Ausdehnung hat wohl verschuldet, daß Goethe's Interesse vor Ausführung des Ganzen erlahmte und daß auch das Vollendete eine eigentlich dramatische Wirkungsfähigkeit nicht erhielt.

In den beiden Bänden „Dichtung und Wahrheit" sind als hochwichtige Zugabe ein bis 1809 reichendes selbstbiographisches Schema und eine Anzahl fragmentarischer Aufzeichnungen enthalten, — reich sowohl durch thatsächliche Mittheilungen (1797 Faust Schema) wie durch Charakteristiken („Wundersame Natur meiner Schwester. Man hätte von ihr sagen können, sie sei ohne Glaube, Liebe und Hoffnung"), wie endlich durch „Maximen und Reflexionen" („Conflikt des Bösen und Guten kann nicht ästhetisch dargestellt werden, denn man muß dem Bösen etwas verleihen und dem Guten etwas nehmen, um sie gegeneinander in's Gleiche zu bringen"). Diese flüchtigen Aufzeichnungen verdienten einmal im Zusammenhang mit den Tagebüchern eingehend betrachtet zu werden. Die Tagebücher sind an neuem Material das Wesentlichste, was die Sophien-Ausgabe bisher geboten hat. Freilich muß man sie zu lesen verstehen. Der dritte Band umfaßt die Jahre 1801—1808, einen Zeitraum, in dem die ursprüngliche Frische, Gemüthstiefe, schwärmerische Reflexion der täglichen Niederschriften schon einem regelmäßigen, schematischen Diktat gewichen war. Aber dennoch! welch' deutliches Bild der Lebensführung Goethe's erhalten wir! Wie auffällig wird der Unterschied zwischen dem in Weimar vornehm abgeschlossenen und dem reisenden Goethe! Man erkennt so recht, wie der Dichter, der jährlich neun bis zehn Monate mit Sammlungen und Papieren beschäftigt war, die kurze Sommerzeit, besonders in den böhmischen Bädern ausnutzte, um Menschen zu kennen und zu studiren. Nur das Naturstudium reicht gleichmäßig durch diese beiden Epochen des Jahres. Welch' großen Raum dies in Goethe's Leben einnimmt, wird erst jetzt recht deutlich. Goethe erscheint im Ganzen als Naturforscher, der bisweilen einige Tage, — wenn es hoch kommt, einige Wochen glücklicher Stimmung der Poesie widmet.

Die Briefsammlung (bis 1782 reichend) bringt bisher noch verhältnißmäßig wenig ungedrucktes, was sich jedoch, je weiter sie fortschreitet, um so mehr ändern wird. Doch hat auch jetzt schon Manches, z. B. die so inhaltreiche Korrespondenz Goethe's mit Lavater sehr werthvollen Zuwachs gewonnen.

D. H.

Nationalökonomisches.

Die Sachsengängerei. — Auf Grund persönlicher Ermittelungen und statistischer Erhebungen dargestellt von Karl Kärger, Dr. jur. Berlin, Paul Parey. 5 Mk.

Nicht weniger als 75 000 Menschen ziehen jährlich aus der Neumark, Hinter-Pommern, Westpreußen, Posen, Oberschlesien für die Sommer- und Herbstmonate in die Rübengegenden, namentlich der Provinz Sachsen, um nach Vollendung der Ernte in die Heimath zurückzukehren und nach vier

Monaten die Wanderschaft von Neuem anzutreten. Diese höchst eigenthümliche Erscheinung des modernen Wirthschaftslebens ist der Gegenstand der obengenannten Monographie, die in jeder Zeile als das Werk ebenso solider, umfassender Forschung, wie auch klaren verständigen Urtheils erscheint.

Das letzte Jahrzehnt hat uns schon manche werthvolle Arbeit an diesem ganz neuen Zweige der nationalökonomischen Wissenschaft gebracht. Am meisten Aufsehen hat wohl die Arbeit von Herkner über die oberelsässische Baumwollen-Industrie gemacht*). Sie ließ die berühmten Mühlhausener Wohlfahrtseinrichtungen zum Theil als Humbug, zum Theil als fein erdachtes Mittel zu um so größerer Knechtung der Arbeiterschaft durch die Fabrikanten erscheinen. Nachdem nunmehr Mühlhausen einen Socialdemokraten in den Reichstag geschickt hat, wird man wohl noch mehr davon hören. Unzweifelhaft aber hat Herkner vielfach über das Ziel hinausgeschossen und im Eifer die Grundsätze strenger methodischer Kritik nicht immer eingehalten, so z. B. wenn er das schlechte Zeugniß eines Pfarrers über moralische Zustände acceptirt, ohne zu bedenken, daß der Maßstab eines Seelsorgers und eines vergleichenden Nationalökonomen ein sehr verschiedener ist.

Aus derselben Schule wie Herkner ist Kärger hervorgegangen.

Die Hauptkunst ist die Auffindung objectiver und die Verwerthung der subjectiven Zeugnisse und Aussagen. Die ersteren sind oft nur sehr schwer und mit der äußersten Mühseligkeit durch complicirte statistische Berechnungen zu beschaffen. Die letzteren kann man allenthalben auflesen: jeder Fabrikant, jeder Aufseher, jeder Arbeiter, jeder Schulze, Pfarrer, Landrath des Ortes der Aus- und der Einwanderung hat seine Anschauung von den Dingen und sein Urtheil darüber und man kann sie alle danach fragen. Aber alle diese Aussagen sind die reinen Irrlichter: oft das Gegentheil der Wahrheit, nicht aus bösem Willen, sondern weil die meisten Menschen nicht das Alltägliche, sondern die Ausnahme in's Auge fassen und nach ihr das Urtheil bilden, ohne es zu wissen. In musterhafter Weise hat Kärger diese Schwierigkeiten überwunden und so ein Buch geschaffen, aus dem sich auch weitere Kreise mit Interesse unterrichten werden. D.

*) Die oberelsässische Baumwollindustrie und ihre Arbeiter auf Grund der Thatsachen dargestellt von Dr. Heinrich Herkner. Straßburg, Karl Trübner 1887. Dazu eine „Erwiderung an meine Gegner“ in demselben Verlage.

Von neuen Erscheinungen, die der Redaction zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

Conrad, Elster, Lexis, Loening. Handwörterbuch der Staatswissenschaften herausgeg. von Dr. J. Conrad, Prof. der Staatswissenschaften zu Halle a. S., Dr. L. Elster, Prof. der Staatswissensch. zu Breslau, Dr. W. Lexis, Prof. der Staatswissensch. zu Göttingen, Dr. Edg. Loening, Prof. der Rechte zu Halle a. S. I. Band. Abbau—Autorrecht. Jena, Gustav Fischer. Preis brosch. 18 Mk.

Verantwortlicher Redacteur: Professor Dr. H. Delbrück Berlin W. Link-Straße 42.
Druck und Verlag von Georg Reimer in Berlin.

hierin dürfte der Hauptwerth des Werkes für Fachleute wie für interessirte Laien bestehen, sind die Kommentare verfaßt, namentlich sind die Rechtssprüche des Oberverwaltungsgerichts berücksichtigt. Der praktische Gebrauch des Buches wird durch ein chronologisches Inhaltsverzeichniß und durch ein umfassendes Sachregister wesentlich erleichtert.

So bildet das Werk in der vorliegenden auch äußerlich gut ausgestatteten Neubearbeitung nicht bloß für alle Kommunalbeamte und solche, die sich diesem Verwaltungszweige widmen wollen, sondern auch für Stadtverordnete, welchen eine nur passive Theilnahme an den städtischen Angelegenheiten nicht genügt, ein unentbehrliches Hülfsmittel. Aber auch jeder für die Stadtverwaltung interessirte Bürger, der sich über die einschlägigen Bestimmungen selbst zu orientiren wünscht, wird hier alles Wichtige in klarer, übersichtlicher und zuverlässiger Fassung beisammenfinden, wie es ihm in keinem anderen Buche geboten wird. Möchte das Werk nicht bloß in den Händen städtischer Beamter und Vertreter, sondern auch in den Bibliotheken der Bürgervereine und aller für das Wohl ihrer Stadt interessirten Bürger seinen Platz finden, damit das Verständniß für kommunale Aufgaben in weiteren Kreisen verbreitet und ein friedliches Zusammenwirken der an der Stadtverwaltung betheiligten Kräfte befördert werde!



